Blätter und Blüten

Band 5.

Verlag von
Louis Lange
Publishing Co.
St. Louis.



Farbendruck der Louis Lange Publ. Co.

Treuer Engelschutz.

Blätter und Blüten.

Gesammelt

von der

Redaktion der Abendschule.

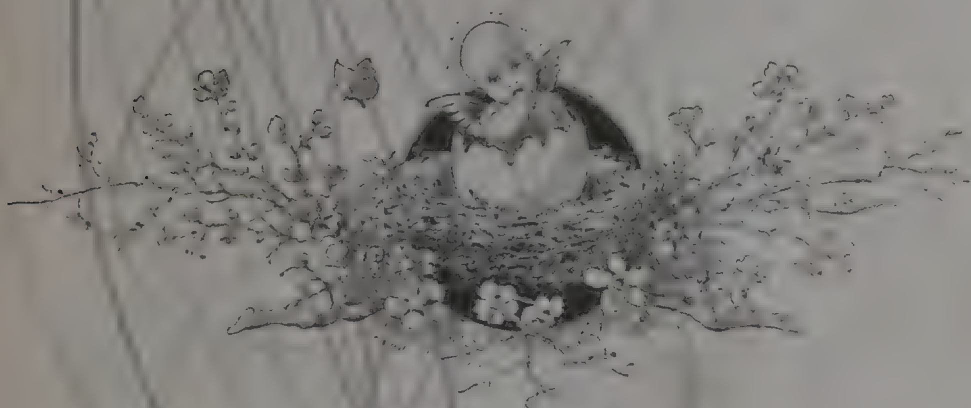
Fünfter Band.

St. Louis, Mo.,
Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Ecke Miami Straße und Texas Avenue.

Inhalt.

Seite.

Einschaltbilder.





H. Dremling.



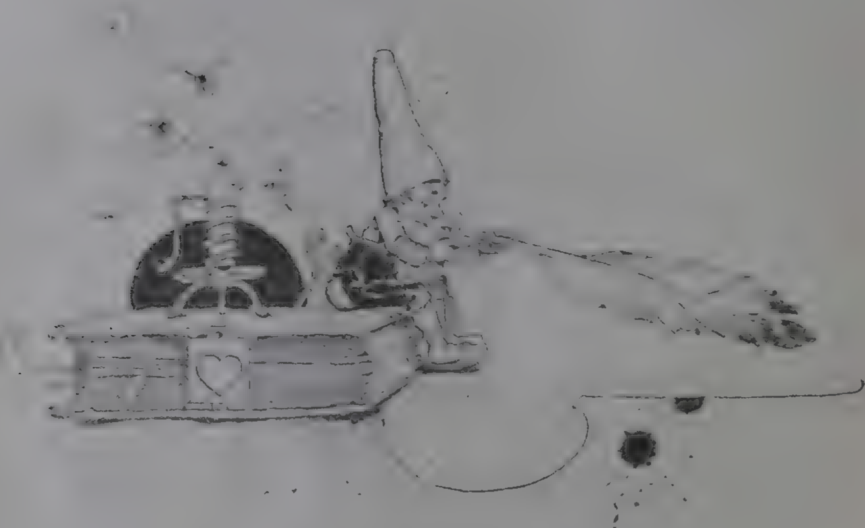
Wenn wir unserem diesjährigen Bande von „Blätter und Blüten" das Bild unseres teuren, hochverehrten Chefredakteurs der Abendschule, Dr. H. Dümling, einfügen, so geschieht das allerdings ohne Wissen und Willen des lieben Herrn Doktors selbst. Da wir aber doch unseren lieben Lesern und Leserinnen die Freude nicht versagen mochten, ihnen auch einmal in einem wohlgetroffenen Bilde den Mann vorzuführen, dessen Feder nun schon seit nahezu dreißig Jahren treulich und unermüdet für unser Familienblatt und die ganze große nach Tausenden zählende Abendschulefamilie gearbeitet hat, so wollen wir es gern über uns ergehen lassen, wenn der sonst stets so freundliche und liebenswürdige Herr Doktor über den unseren Abendschule-Freunden und -Freundinnen hinter seinem Rücken erwiesenen Liebesdienst uns ein wenig streng und ernst ansieht und anredet. Wir wissen's ja, lange kann er uns doch nicht böse sein, zumal wir dessen gewiß sind, daß alle die vielen Freunde, die er sich durch seine Arbeit an unserem Familienblatt erworben hat, uns gebührend in Schutz nehmen werden.

Es hat sich längst leise und fester und immer fester ein Band um die Herzen der Leser und des teuren jetzigen „Abendschule-Vaters" gezogen, das sie innig miteinander verbindet — das Band der Liebe und der Achtung. Gott hat den lieben Herrn Doktor aufs reichste gerade mit den Gaben ausgestattet, die zur geistigen Führung und Leitung unseres christlichen Familienblattes tüchtig und geschickt machen. Und

zahlreiche Zuschriften aus unserem weiten Leserkreise legen laut dafür Zeugnis ab, welch hohe Freude es unserer Abendschulefamilie bereitet, wenn der liebe Herr Doktor sich in der Abendschule mit an den Familientisch setzt und in seiner unterhaltenden, belehrenden, kernigen, geistreichen und vor allem christlichen Weise zu plaudern weiß.

Wir sprechen darum gewiß unsern Lesern aus dem Herzen, wenn wir hier den innigen Wunsch aussprechen: Gott erhalte uns und unserer lieben Abendschule unseren lieben Herrn Doktor noch recht lange bei frischer Gesundheit und Kraft und fördere auch fernerhin das Werk seiner Hände, ja das Werk seiner Hände wolle er fördern!

Die Herausgeber.



„Ein Schauspiel der Welt!“

Eine Erzählung aus der Zeit der trajanischen Christenverfolgungen.

Nach dem Englischen. Für „Blätter und Blüten“ von R.

1. Eine Anklage.

Man schreibt das Jahr 112 nach Christi Geburt. Eben zeigt sich der goldene Schimmer der aufgehenden Aprilsonne am östlichen Himmel und umflutet die Begräbnisstätte unweit des Weichbildes Nicäas, einer der bedeutendsten Städte der römischen Provinz Bithynien. Immer deutlicher treten allmählich die Umrisse eines länglichen Gebäudes hervor, das etwa sechzig Fuß in der Länge und vierzig Fuß in der Breite mißt. Das Dach ist gewölbt und erhebt sich an seiner höchsten Stelle etwa zwanzig Fuß über dem Boden. Der dem Eingang gegenüberliegende Teil des Gebäudes ist halbkreisförmig gebaut, ähnlich den Altarnischen in unseren Kirchen. An den beiden Seitenwänden nehmen wir je vier Fensteröffnungen wahr, an denen einfache Holzläden angebracht sind, die je nach dem Stand des Wetters geöffnet oder geschlossen werden. Gewöhnlich wird der Saal mittels Lampen erleuchtet, die von der Decke herabhängen. Das Innere ist nahezu völlig schmucklos. Der Boden ist zwar mit Mosaik belegt, doch das Werk lobt seinen Meister keineswegs; die für das Muster verwendeten kleinen Würfel sind nicht aus kostspieligem Material verfertigt, wie Stein oder Marmor, sondern aus gebranntem Lehm, und die Art und Weise der Anreihung der verschiedenen Muster bekundet eine wenig kunstgeübte Hand

und einen oberflächlichen Arbeiter. Die Wände sind aus unbehauenen Steinen aufgeführt, doch hat man die Unebenheiten durch Auftragen eines Mörtelpflasters mehr oder weniger zu beseitigen gesucht und diesen leicht übertüncht. Vor dem einen Halbbogen bildenden Teil hängt ein purpurfarbener Vorhang bis zur Höhe von etwa sechs Fuß vom Boden aus.

So etwa sah ein Gotteshaus der Christen zu Anfang des zweiten Jahrhunderts aus.

Doch selbst dies einfache, schmucklose Gebäude war nicht von der christlichen Gemeinde erbaut worden. Wenn sie auch die Mittel gehabt hätte, eigne Kirchen zu errichten, so würde sie es doch nicht gewagt haben, die öffentliche Aufmerksamkeit in dieser Weise auf sich zu lenken. Die christliche Religion gehörte nicht zu den vom Staate anerkannten Religionen, sie wurde höchstens geduldet, und meistens mußten die Gottesdienste der Christen im geheimen abgehalten werden.

Das Versammlungslokal der Christengemeinde Nicaas war in Wirklichkeit das Vereinshaus der Wollkämmergilde jener Stadt, die seit längerer Zeit sich aufzulösen drohte. Der Wollhandel hatte sich um mehrerer Ursachen willen nach andern Städten verzogen. So kam es, daß der Verein in letzter Zeit keinen Zuwachs an neuen Gliedern erfahren hatte, im Gegenteil hatte der Tod mehrerer alter Zunftmitglieder empfindliche Lücken gerissen. Von ihrem Eigentum hatte die Gilde durch die Unterschlagung von Geldern seitens eines Kassierers das meiste bereits eingebüßt. Schließlich waren die wenigen Glieder, die dem Verein noch geblieben waren, nur froh, als einige von der Christengemeinde dazu beauftragte Männer bei ihnen anfragten, ob sie ihnen das Gebäude vermieten würden. Der Mietskontrakt wurde abgeschlossen, ohne daß sie sich erkundigt hätten, welchen Zwecken das Lokal dienen sollte, dennoch war dies kein Geheimnis, besonders da zwei oder drei Wollkämmer der nur noch wenige Glieder zählenden Gilde Christen waren.

Es wäre übrigens viel bezeichnender gewesen, wenn der Verein sich „Beerdigungsverein“ genannt hätte. Seine Versammlungen waren Leichenfeste gewesen, daher die Lage des Lokals in allernächster Nähe eines Begräbnisackers. Aber auch der Christengemeinde kam diese Lage sehr zu statten, denn wenn sie ihre Gottesdienste noch vor der Morgendämmerung in unmittelbarer Nähe eines Friedhofs abhielt, konnten diese voraussichtlich nicht so leicht entdeckt werden.

Die versammelte Gemeinde mochte etwa hundert Seelen zählen, und von diesen waren mehr als zwei Drittel Männer. Letztere nahmen außer den roh gezimmerten Bänken der für sie bestimmten Seite auch noch die vordersten Sitze auf der Frauenseite ein. Man sah auf den ersten Blick, daß die hier Versammelten mit sehr wenigen Ausnahmen zu den Armen und

Geringen der Stadt gehörten. Nicht wenige Sklaven waren darunter. Diese trugen ein Oberkleid, das bis zu den Knien herabreichte, um den Hals viereckig ausgeschnitten war und nur einen Ärmel hatte, da der rechte Arm bloß gelassen war, damit er bei der Arbeit sich desto ungehinderter bewegen konnte. Dies Oberkleid war aus schwarzer oder brauner Serge gemacht und hatte am unteren Saum einen Besatz von Schaffell. Auch zwei oder drei Matrosen befanden sich unter der Zuhörerschaft. Ihre Kleider sahen einem Mattengewebe ähnlich, so grob war das Zeug. Unter den wenigen Zuhörern aus höherem Stande war ein alter Mann, der ein damals nur selten gesehenes Oberkleid trug, die römische Toga. An dem schmalen Purpurstreifen, mit dem diese umsaumt war, und an dem Goldring, den er am Zeigefinger der linken Hand trug, war sofort zu erkennen, daß er dem Ritterstande angehörte. Dieser zählte die Großkapitalisten Roms zu seinen Mitgliedern. Neben andern Geschäften, die sie trieben, pachteten sie auch die Regierungszölle. Titus Antistius — so hieß der Greis — war der Agent der Zollpächter der Provinz Bithynien gewesen, hatte sich aber seit geraumer Zeit von diesem Geschäft zurückgezogen. Infolge seines hohen Alters, seines untadeligen Lebenswandels und seines Reichtums, von dem er den Armen mit offenen Händen mitteilte, genoß er in der Gemeinde das größte Ansehen und die Achtung aller. Er war der einzige, der auf einem gepolsterten Stuhl saß, eine Vergünstigung, die ihm nicht sowohl seines adeligen Standes wegen als vielmehr in Anbetracht seiner vorgerückten Jahre und der damit verbundenen Leibesschwäche gerne gewährt wurde.

Außer diesem Greise sei hier nur noch einer der anwesenden Männer genannt. Derselbe saß unmittelbar hinter dem greisen Antistius und war nicht viel jünger als dieser. Seine aus einfachem, aber gutem Gewebe verfertigte Kleidung ließ darauf schließen, daß er zur Mittelklasse gehörte. Sein Name war Cajus Verus.

Drei Prediger waren anwesend. Sie saßen in der für sie bestimmten Nische. Ihre Kleidung war die der freien Bürger jener Zeit, eine mit Ärmeln versehene Tunica, über welche ein bis zur Hüfte herabfallender Mantelkragen geschlagen war. Das einzige, worin sich ihre Kleidung von derjenigen ihrer Zuhörer unterschied, war der Umstand, daß sie ganz weiß war. Der eine war bereits hochbetagt, seine beiden Kollegen dagegen standen im besten Mannesalter. Alle drei hatten ihren Platz vor einem einfachen Tische eingenommen, auf dem das heilige Abendmahl ausgeteilt zu werden pflegte. Zu beiden Seiten der Altarnische waren Lesepulte aufgestellt worden. Auf beiden lag eine große Schriftrolle, die eine war das aus dem Hebräischen ins Griechische übersetzte Alte Testament, die andere enthielt die Bücher des Neuen Testaments.

Der Prediger stand von seinem Sitz hinter dem als Altar dienenden Tische auf und trat etwas weiter vor, um einige Worte an die versammelte Gemeinde zu richten. Er kämpfte offenbar mit einer starken inneren Erregung, ja es dauerte eine Zeitlang, ehe er seine Stimme dermaßen beherrschen konnte, daß er es wagte, mit seiner Ansprache zu beginnen.

„Geliebte Brüder und Schwestern," sagte er, „ich habe Euch eine sehr ernste und beklagenswerte Sache vorzulegen. Gegen unsern Bruder Verus — denn Bruder will ich ihn noch nennen — sind Anklagen von schwerwiegender Bedeutung vorgebracht worden. Wie von Brüdern behauptet worden ist, hat er um Geld gespielt und den Götzen geopfert. — Cajus Verus," fuhr er fort, „ich frage Dich vor dem Angesichte Gottes und seiner heiligen Engel: Kennst Du das Haus des Kaufmanns Sosicles?"

Verus erhob sich von seinem Sitze. Wie er über die eben genannten Anschuldigungen dachte, ob er sie als gerechte Anklagen anerkannte und ob er befürchtete, daß sie bewiesen werden könnten, oder nicht, in seinen Mienen verriet sich hiervon nicht das geringste. Er hatte sich bereits mehr als einmal in seinem Leben in einer weit gefährlicheren Lage befunden, als die gegenwärtige es war, er wollte sich daher auch diesmal nicht so leicht einen Schrecken einjagen lassen.

„Ich kenne es," antwortete er auf die an ihn gestellte Frage, „so, wie man eben ein Haus kennt, in dem man sich geschäftshalber aufgehalten hat. Wie den Brüdern bekannt, habe ich Geschäftsangelegenheiten für die Gemeinde bei Sosicles besorgt. Er ist zwar ein Heide, aber er hat beides, Vermögen und Kredit, und die Gelder der Gemeinde sind bei ihm gut aufgehoben."

„Es ist wahr," sagte der Prediger mit aufsteigendem Seufzer, „obschon ich oft gewünscht habe, die Sache stände anders. Der heilige Apostel Paulus sagt freilich, wenn wir mit solchen Leuten gar nichts zu schaffen haben wollten, müßten wir die Welt räumen. Aber Du behauptest nicht wie mit einem Freunde mit ihm verkehrt zu haben?"

„Ich behaupte es."

„Cleon, tritt vor!" sagte der Prediger dann zu einem jungen Manne, der auf einer der hinteren Bänke saß.

Cleon, ein Sklave, stammte aus dem Hochlande Phrygiens. Er war demnach kein Grieche, dennoch hatte er viele griechische Manieren angenommen, denn der griechische Einfluß hatte sich damals schon in allen, mit Ausnahme der allerabgelegensten Gegenden Kleinasiens bemerkbar gemacht. Er war erst vor kurzem nach Nicäa gekommen. Verus sah ihm forschend ins Gesicht, jedoch augenscheinlich ohne den gewünschten Erfolg.

„Erzähle, was Du weißt," sagte der Prediger; „rede frei und ohne Furcht."

Cleon begann in etwas gebrochenem Griechisch. „Vor einem Monat kam ich als Sklave in den Besitz des Kaufmanns Sosicles. Er kaufte mich von dem Erben der Witwe Areté zu Smyrna. Sie hatte zwar in ihrem Testamente die Bestimmung getroffen, daß ich freigelassen werden sollte, aber der Erbe focht die betreffende Klausel an, und der Richter entschied gegen mich." Der arme Bursche würgte, als er dies sagte, einen Schluchzer herunter, bei dem die ganze Gemeinde von tiefem Mitleidsschauer erfaßt wurde. „Sosicles wußte, daß ich ein Christ war, und handelte daher 200 Drachmen* von dem festgesetzten Preise herunter. Als Grund dafür gab er an, die Christen hätten viele Gewissensskrupel und waren oft hartnäckig. Erst arbeitete ich meistens im Garten, vor etwa einer Woche jedoch mußte ich die Stelle des bisherigen Mundschenken Lycus antreten. Um einer Flasche Weins willen, die derselbe gestohlen, hatte mein Herr ihn so furchtbar auspeitschen lassen, daß er weder gehen noch stehen konnte. Wie ich in den Eßsaal kam, waren die Tafelgeräte bereits entfernt worden. Ich trug die erste Weinbowle auf und setzte sie vor Sosicles auf den Tisch. Dann füllte ich die Schalen der Gäste mit dem Wein. Sosicles goß einige Tropfen aus seiner Schale auf den Boden.** ‚Zu Ehren Apollos und Aphrodites!' rief er. Ich füllte nun die übrigen Schalen. Es waren acht Gäste da. Alle wiederholten die Worte ihres Gastgebers, nur Verus nicht, der zur Rechten meines Herrn lag. Mir fiel es auf, daß er trank, ohne ein Wort zu sprechen. Als ich das merkte, dachte ich bei mir: Das ist gewiß ein Christ, und dann erinnerte ich mich auch, ihn hier gesehen zu haben. Es wurde weiter getrunken. Ich mußte den Gästen oft einschenken. Gegen Ende der ersten Wache† goß Sosicles, der, wie es mir schien, schon einen kleinen Rausch hatte, dem Götzen Hermes zu Ehren einige Tropfen auf den Boden aus. Sich Verus zuwendend, sagte er: ‚Diesen Toast sollst Du mir nicht abschlagen. Apollo mit der Harfe und Aphrodite mit ihrem Liebesgürtel sind Dir gleichgültig, aber Hermes mit seinem Geldbeutel ist so recht Dein Gott.' Verus lachte dazu, sagte jedoch nichts. Das brachte Sosicles in Harnisch. Ich hatte schon gehört, daß er bei Trinkgelagen leicht in Streit geriet. ‚Beim Hercules,' rief er, ‚diesen Toast mußt Du trinken! Mit solchen, die an gar keinen Gott glauben, will ich nichts zu schaffen haben. Entweder trinkst Du jetzt, oder ich lasse

* Nach unserm Gelde etwa 40 Dollars. Ein Sklave wie Cleon, der zwar keine besondere Befähigung besaß, aber jung war und einen guten Charakter hatte, brachte etwa 500 Dollars.

** Es geschah dies, ehe die Schale an den Mund gesetzt wurde, und zwar einem bestimmten Götzen zu Ehren, dem man damit ein Trankopfer darbrachte.

† Zwischen acht und neun Uhr. Die zweite Wache begann um neun.

mich in keine Geschäfte mehr mit Dir ein.' Verus versuchte, ihn auf andere Gedanken zu bringen, aber es half alles nichts — Sosicles wurde nur um so wütender. Schließlich hörte ich Verus die Worte leise vor sich hin murmeln. Um die Mitte der zweiten Wache kam ich wieder herein. Einige der Gäste waren bereits nach Hause gegangen, andere lagen im Zimmer und schliefen, und mein Herr und Verus saßen beim Würfelspiel. Jeder hatte einen Haufen Geld vor sich liegen. Ich sah ihnen eine Weile zu; es kam mir vor, als wisse mein Herr gar nicht mehr, was er thue. Etwa eine halbe Stunde später begab Verus sich auf den Heimweg. Ich merkte, daß er einen Sack voll Geld bei sich hatte, der schwer zu tragen war. Er war vollständig nüchtern."

So trefflich der Angeklagte sich auch zu beherrschen verstand, so konnte er doch während des Verlaufs der eben beendeten Erzählung es nicht ganz verbergen, daß sich seiner eine große Angst bemächtigt hatte. Auf den Mundschenken hatte er bei dem Gastmahl des Sosicles gar nicht geachtet. Sein Gastgeber hatte ihm oft gesagt, er wolle keine christlichen Sklaven; man habe nur viel Ärger mit ihnen, da sie sich nicht selten Gewissensskrupel halber weigerten, dies oder jenes zu thun, was man sie heiße. Infolgedessen hatte er sich ganz sicher gefühlt. Er hatte freilich viel darum gegeben, wenn sein Gastgeber ihn nicht aufgefordert hätte, jene götzendienerischen Worte nachzusprechen. Wenn er auch schon längst kein aufrichtiger Christ mehr war, so bebte er doch davor zurück, sich eines so groben Verstoßes gegen Gottes heiliges Gesetz schuldig zu machen. Von einer kindlichen Liebe zu Christo war keine Spur in seinem Herzen, aber er hatte eine knechtische Furcht vor dem Richter der Lebendigen und der Toten, die er vor dem Götzen Hermes natürlich nicht empfand. Als er jedoch seine Skrupel gegen den Verlust der Freundschaft seines Gastgebers abwog, verloren diese sich allmählich. So hatte er denn endlich jene schrecklichen Worte über seine Lippen gebracht, aber sofort, wenn auch nur leise murmelnd, hinzugefügt: „Freilich ist er nichts als ein elender Götze!" Damit hatte er denn sein Gewissen zu beschwichtigen und sich über seine gottlose That leichten Herzens hinwegzusetzen gesucht.

Während er nun seine mißliche Lage schnell überschaute, kam ihm ein Gedanke, wie er sich am Ende noch retten könne. Er redete mit einer scheinbaren Mäßigung und Offenheit, die seiner Verstellungskunst alle Ehre machten.

„Ich bekenne mich allerdings eines Vergehens schuldig," hob er an, „aber eine so schwere Sünde, wie Cleon mich deren zeiht, habe ich nicht begangen. Daß ich auf Sosicles' Gastmahl zugegen war, leugne ich nicht. Es ist mir leid, daß ich dies vor den Brüdern verheimlicht habe. Das aber ist nicht wahr, daß ich jene gotteslästerlichen Worte geredet hätte. Was

ich sagte, war nur eine scheinbare Wiederholung der Worte, die mein Gastgeber seinen Gästen vorsagte und die lediglich den Zweck hatten, den unvernünftigen Zorn eines Betrunkenen zu besänftigen. Wer weiß, welch großer Schade nicht allein mir, sondern auch der ganzen Gemeinde daraus erwachsen wäre, wenn ich ihn noch weiter gereizt hätte? Was das Würfelspiel anbetrifft, so habe ich mich leider dazu verleiten lassen, doch folgte ich der Aufforderung nur, um ihn bei guter Laune zu erhalten. Ich richtete es so ein, daß er nahezu alles, was er verlor, zurückgewann. Wenn ich etwas gewonnen habe, habe ich es an die Armen verteilt. Das Geld endlich, das ich in jenem Sacke nach Hause trug, war der Betrag einer Schuld, die er bei mir hatte. So viel bekenne ich vor meinen Brüdern, da ich nichts vor ihnen verheimlichen möchte. Insofern ich gestrauchelt habe, will ich mich vor Gott und der Gemeinde bereitwillig demütigen und, soweit dies möglich ist, das geschehene Unrecht wieder gutmachen. — Doch möchte ich noch mit besonderem Nachdruck auf eins hinweisen. Ermahnt nicht der heilige Apostel: ‚Wider einen Ältesten nimm keine Klage auf außer zwei oder drei Zeugen?‘ Bin ich auch kein Ältester, so hat mir die Gemeinde doch einen Vertrauensposten übertragen. Wenn ich vor einem heidnischen Richter stände, würde der mich auf das Zeugnis eines einzigen Sklaven verurteilen?"

„Bedenke wohl, was Du sagst," fiel ihm hier der Prediger ins Wort. „**In diesem Hause ‚ist kein Knecht noch Freier‘.**"

„Allerdings," lenkte Verus schnell ein. „Ich habe nach der Weise der Kinder dieser Welt geredet. Doch wer ist dieser junge Mann? Ist er nicht ein Fremdling, der Euch nur nach dem Zeugnis, das er von den Ältesten der Gemeinde zu Smyrna mitgebracht hat, bekannt ist? Könnt Ihr über das hinaus, was ich Euch selbst freiwillig gestanden habe, ein Urteil über mich fällen, allein auf Grund der Behauptungen, die er soeben aufgestellt hat?"

Er sah sich, während er dies sagte, fragend im Kreise um; es entging ihm keineswegs, daß seine Worte die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlt hatten. Hatte der Prediger auch ganz richtig gesagt, daß im Gotteshause alle gleich seien, so war der Unterschied zwischen Sklaven und Freien in jenen Tagen doch allenthalben zu tief eingewurzelt, als daß er so leicht hätte vergessen werden können. Niemand war sich dessen mehr bewußt als die Sklaven selbst. Gerade sie hätten sich am meisten entsetzt, wenn ein geachteter Kaufmann auf die Zeugenaussage eines Mitsklaven schuldig befunden worden wäre. In dem Gemurmel, das nun folgte, gab sich eine allgemeine Zustimmung zu den Äußerungen des Verus kund, und die meisten Brüder sprachen sich auch dahin aus, daß man nur auf Grund der eignen Aussagen des Angeklagten weiter mit ihm verhandeln solle.

Ehe der Prediger das Wort wieder ergreifen konnte, erhob der greise Ritter sich von seinem Stuhl.

2. Alte Sünden werden aufgedeckt.

Mit demselben forschenden Blick, den Verus dem Sklaven zugeworfen hatte, schaute er nun auch den Greis an. Aber es gelang ihm auch diesmal nicht, Erinnerungen irgend welcher Art, die mit diesem Gesicht in Verbindung gebracht werden konnten, wachzurufen. Es schwebte, wie wir bald sehen werden, eine dunkle Vergangenheit über Verus, von der er begreiflicherweise nicht wünschte, daß sie ans Licht gezogen werden sollte. Es lag kein Grund vor, Antistius damit zu verbinden, trotzdem kam ein unbestimmtes, wenn auch unerklärliches Mißtrauen über ihn, und er mußte sich sagen, daß der ehrwürdige Greis, falls er etwas gegen ihn vorbrächte, in den Augen der Gemeinde ein weit gewichtigerer Zeuge sei als jener junge Sklave aus Phrygien.

„Du bist in Rom gewesen?“ sagte der Ritter zu Verus.

„Ja,“ antwortete der Gefragte; „aber das sind schon viele Jahre her.“

„Auch ich bin seit langen Jahren nicht mehr dagewesen,“ fuhr der Greis fort, „und mich zieht's auch nicht wieder dahin. Rom ist trunken von dem Blut der Heiligen und von dem Blut der Zeugen JEsu! Aber als ich die Stadt verließ, nahm ich das Andenken mit an eine That, die ich nie vergessen werde, und Du auch nicht, wenn sich anders noch menschliches Gefühl in Deinem Leibe regt.“

Der Redende holte aus den Falten seiner Toga ein kleines, in ein Seidentuch gehülltes Paket hervor. Mit Ehrfurcht bekundender Sorgfalt entnahm er es seiner Umhüllung, und zum Vorschein kam ein Taschentuch, das mit matten bräunlichroten Flecken nahezu völlig bedeckt war.

„Kennst Du es?“ fragte er Verus.

„Weshalb stellst Du diese Frage? Was geht das Taschentuch mich an?“ gab der Gefragte mit keckem Tone zurück. Es machte ihn dreist, daß die Mehrzahl in der Gemeinde auf seiner Seite war.

„Du solltest es aber wissen, denn es ist Blut, das Deine Hände vergossen haben, wenngleich der Axtstreich von des Kaisers Henker geführt worden ist. Wenn Du in dem Zeitraum von siebzehn Jahren den Märtyrer Flavius bereits vergessen hast, so sind doch andere da, die seiner noch gedenken.“

Unbeschreiblich war die Wirkung, welche diese Worte hervorbrachten. Nächst der Liebe zu Gott und seinem Heilande war es das Gefühl der Ehrfurcht vor den Märtyrern, das in jenen Tagen der Christenverfolgungen Herz und Gemüt eines Christen am meisten einnahm. Sie waren die edlen Helden, die für seinen Glauben, für das, was ihm über alles lieb und teuer

war, bis zu einem martervollen Ende ritterlich gekämpft hatten. Das Andenken ihrer Geduld und ihres Glaubensmutes, ihrer Standhaftigkeit und bewundernswerten Leidensfreudigkeit konnte er nach seinem Dafürhalten gar nicht genug ehren. War überdies nicht die Möglichkeit vorhanden, daß schon in allernächster Zeit die Forderung an ihn gestellt würde, ebendieselben göttlichen Tugenden zu beweisen?

In einem gemeinen und feigen Charakter, wie der eines Verus es war, spiegelte dies Ehrfurchtsgefühl sich freilich nur in einem häßlichen Gegenbild wieder. So oft dieser elende Heuchler, namentlich beim Besuch der Gottesdienste, seines heimlichen Sündenlebens erinnert und sein Gewissen aufs neue aufgeschreckt wurde, überfiel ihn allemal eine solch qualende Angst, daß er glaubte, schon vor den Schranken des göttlichen Gerichts zu stehen. Von einem solchen Angstgefühl wurde er jetzt überwältigt. Ja, es hätte wohl jeder Übelthäter gezittert, wenn er sich plötzlich einem so offenbaren, einem so handgreiflichen Überbleibsel eines Verbrechens gegenübergestellt gesehen hätte, das, wie er sicher geglaubt, unbekannt, wenigstens schon vergessen war. Und es war kein geringes Vergehen. So hoch die Verehrung war, die man einem Märtyrer entgegenbrachte, einen so tiefen Abscheu empfand man vor seinem Verräter.

Die Verachtung und der Abscheu seiner Mitmenschen war jedoch nicht das einzige, was der Elende zu fürchten hatte. Man erzählte sich im Volk schreckliche Geschichten von einer mehr als menschlichen Rache, die solche Angeber und Verräter in vielen Fällen ereilt hatte. Erinnerungen an solche Gottesgerichte drangten sich ihm nun förmlich auf. Auf seinem Gesicht hätte sich keine überwältigendere Furcht zeigen können, wenn sich die Erde vor ihm aufgethan hatte. Die Augen blickten starr, Stirn und Wangen waren mit einer geisterhaften Blässe und mit kalten Schweißperlen bedeckt, die deutlich genug zu erkennen gaben, welch heftiger Schrecken sich seiner bemächtigt hatte.

Über dem Ehrfurchtsschauer, der die ganze Versammlung beim Anblick des blutgetränkten Taschentuchs durchrieselte, war jedoch der Verbrecher fast vergessen worden. Männer und Frauen drängten sich zu dem Platze hin, wo der alte Ritter mit dem teuren Andenken stand. Jeder wollte es genau besehen, ja, wenn möglich, an seine Lippen führen. So stark war das wogende Gedränge geworden, daß der Greis kaum seinen Platz mehr behaupten konnte. Der Prediger trat vor und geleitete ihn an den Altarplatz, den das Volk doch nicht zu überschreiten wagte. Als nun das Taschentuch von hier aus in die Höhe gehalten wurde, so daß alle es sehen konnten, gaben sie sich schließlich zufrieden.

Nachdem völlige Ruhe wiederhergestellt worden, setzte Antistius seine unterbrochene Rede fort.

„Im letzten Regierungsjahre Kaiser Domitians reiste ich nach Rom. Es war um die Zeit der Saturnfeste, die, wie einigen unter Euch bekannt sein mag, von den Heiden Italiens im Monat Dezember abgehalten werden. Festlich sah es jedoch in Rom nicht aus. Der argwöhnische Kaiser war so rasend vor Wut, daß niemand auch nur eine Stunde seines Lebens sicher war, und die Gefahr war um so größer, je höher die Stellung war, die man bekleidete. Dennoch gab es einen, den jedermann für gesichert hielt, obschon er dem Throne so nahe stand. Dieser Mann war Flavius Clemens. Er war ein Vetter des Kaisers, und seine Söhne waren die nächsten Thronerben. Von überaus edelmütigem Charakter, war er auch nicht im geringsten Grade ehrgeizig. Allerdings war er ein Christ, und gegen die Christen wütete der Kaiser zu der Zeit am allergrimmigsten, aber der Kaiser wußte die Herzensstellung des Flavius schon seit Jahren und hatte ihn nichtsdestoweniger zum Konsul ernannt.

Als ich in Rom ankam, war seine Amtszeit nahezu abgelaufen. An den Iden des Dezember* speiste ich an seinem Tisch. Wir waren nämlich alte Freunde, die viel voneinander hielten. Da außer uns beiden niemand im Zimmer war, schüttete er sein Herz vertraulich gegen mich aus. Unter anderem offenbarte er mir, wie sehr er sich darauf freue, seines hohen Amtes bald entledigt zu werden. ‚Nur noch achtzehn Tage,‘ sagte er, ‚dann bin ich frei!‘ Ach, er hatte wohl recht, ahnte aber nicht, auf welche Art und Weise er seiner ehrenvollen Stellung würde enthoben werden. Ich erinnere mich dessen noch wohl, wie er seine Amtszeit als römischer Konsul als eine sorgenvolle Zeit bezeichnete. Will ein Konsul allen Pflichten seines Amtes, die der heidnische Staat an ihn stellt, genügen, so muß er, wie Ihr wißt, manches sehen und manches thun, was ein Christ freilich meiden sollte. Den Schauspielen beizuwohnen, die greulichen Menschenschlächtereien mit anzusehen, zu den öffentlichen Staatsopfern sich einzustellen, das sind Dinge, die er nicht thun kann, ohne sich mit Sünden zu beflecken.

‚Aber mein guter Vetter, der Kaiser,‘ sagte Flavius, ‚ist sehr rücksichtsvoll gegen mich gewesen. Zum Glück hat er als mein Kollege mir die Ausübung vieler Pflichten erlassen, durch die mein Gewissen beschwert worden wäre.‘ Und dann erzählte er mir von einigen traurigen Vorkommnissen in der Gemeinde. Ein gewisser Verus, dem die gesammelte Witwensteuer und andre Almosengelder in Verwahrung gegeben worden waren, hatte davon eine größere Summe unterschlagen. ‚Leider müssen wir dies Geld gänzlich verloren geben. Selbst wenn wir ihn vor Gericht verklagen wollten, so würde man uns doch nicht anhören; ja unsere Zeugen würden es nicht wagen, vor dem Richter zu erscheinen. Dann erführe dieser, daß

* Am 13. des Monats.

sie zu der verhaßten „Sekte" der Christen gehören, und würde sie sofort zum Märtyrertode verurteilen. Wohl sollen wir jederzeit bereit sein, dem Tode fröhlich und getrost entgegenzugehen, wenn Gottes Stunde gekommen ist, aber geradezu suchen sollen wir ihn doch nicht. Ob wir daher wollen oder nicht, wir sind genötigt, gegen diesen Verus milde zu verfahren.' Er behandelte ihn auch wirklich mit größter Milde und Güte. Natürlich wurde ihm die Gemeindekasse abgenommen, aber man verlangte nicht einmal, daß er die von ihm unterschlagene Summe zurückerstatte — Flavius bezahlte alles aus seiner eigenen Tasche. Er that noch mehr. Nicht nur ermahnte er ihn aufs freundlichste und bat ihn dringend, sich mit Gottes Hilfe künftighin zu bessern und sich vor allem der Ehrlichkeit zu befleißigen, sondern erbot sich sogar, ihm eine Summe Geldes zu leihen, damit er ein ehrliches Geschäft beginnen könne.

Und doch klagte der Elende ihn beim Kaiser an! Ihn bloß dessen zu beschuldigen, daß er ein Christ sei, hätte nicht genügt, er wurde auch der Zauberei und der Verschwörung gegen das Leben des Kaisers angeklagt. Flavius pflegte in seinen täglichen Gebeten Domitians Namen besonders zu erwähnen, da dieser nicht nur sein Kaiser, sondern auch sein Verwandter war. Was thaten Verus und seine Helfershelfer? Sie überredeten einen ruchlosen Sklaven dazu, daß er unter Eid aussagte, er hätte seinen Herrn Verwünschungen und Flüche gegen den Kaiser ausstoßen hören. Domitian glaubte den Angebern — das vergossene unschuldige Blut, um des willen sein Gewissen ihn beunruhigte, steigerte von Tag zu Tage seine wahnsinnige Angst und seinen grenzenlosen Argwohn.

Was ich an diesem Tage im Senatssaal gesehen und gehört, werde ich mein lebelang nicht wieder vergessen. Es war der letzte Tag im Jahr*, der Tag, an dem Flavius sein Amt niederlegen sollte. Mit dem unnatürlich geroteten Gesicht, das jedem Furcht und Schrecken einjagte, der es nur sah, und mit einem so wildfinstern Blick, wie ich ihn sonst weder vorher noch seither bei einem Menschen gesehen habe, saß Domitian da in seinem Senatssessel. Flavius bezeugte feierlich unter Eid, daß er die Pflichten seines Amts gewissenhaft erfüllt habe, und verließ dann seinen Amtsstuhl.

Dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge nach hatte sich nun der Senat ohne weiteres vertagt. Heute geschah dies nicht. Man sah, wie sich der Kaiser von seinem Sitz erhob. Ein Schaudern ergriff die ganze Versammlung! Die Zahl der kaiserlichen Opfer für das fast vollendete Jahr war noch nicht voll. Wessen Name sollte ihr noch hinzugefügt werden?

Domitian rief den Namen eines Mannes auf, der in dem schändlichen

* Der römische Geschichtsschreiber Suetonius sagt: „Er ließ ihn fast noch während seines Konsulats hinrichten."

Dienste der Angeberei alt und grau geworden war. Regulus — so hieß der ruchlose Mensch — stand auf. „Ich klage Flavius Clemens des Verrats an,' kam es aus seinem Lastermunde. Doch was soll ich Euch mit der Wiedergabe aller der scheußlichen Lügen aufhalten, die man sich nicht scheute auszusprechen? Wer damals angeklagt wurde, war damit auch schon meistens dem Tode geweiht. Von Reisenden, die die Wüste durchzogen haben, ist mir erzählt worden, daß aus allen vier Himmelsgegenden die Geier sofort in Scharen auf ein Tier zufliegen, das krank oder erschöpft zu Boden gesunken ist. Hatte man vorher auch kein einziges dieser gefräßigen Raubtiere sehen können: kaum hat sich das arme Lasttier in den Sand gestreckt, so ist der Himmel auch schon schwarz von Geiern. Ähnlich war es damals in Rom. Heute möchte man von einem glauben, er habe gar keine Feinde, würde er aber morgen angeklagt, da konnte man sie bereits nach Dutzenden zählen.

Flavius war, wie ich schon erwähnt habe, ein edler Mensch, freundlich und gütig gegen jedermann und von tadellosem Lebenswandel. Wäre er jedoch der größte Verbrecher innerhalb der Mauern Roms gewesen, es hätten sich nicht mit leichterer Mühe Zeugen finden lassen können, um Zeugnis gegen ihn abzulegen. Man brachte den treulosen, elenden Sklaven herein, der mit frecher Stirn schwur, er habe seinen Herrn Verwünschungen gegen den Kaiser ausstoßen hören.

Ihr werdet mich fragen wollen, wie denn ein Sklave den römischen Gesetzen zuwider zu einem Zeugnis gegen seinen Herrn zugelassen werden konnte? Ach, meine lieben Brüder, man hatte sich eine schändliche List ersonnen, um die Schwierigkeit zu heben. Man hatte ihn erst an den Staat verkauft — freilich ohne Wissen und wider Willen seines Herrn! Nun konnte er als Zeuge auftreten, ohne daß man sich eines Gesetzesbruchs schuldig machte. Nach ihm trat der Schurke Verus vor. Er bestätigte des Sklaven Aussage und fügte hinzu, es sei ihm eine Bestechungssumme angeboten worden, damit er schweigen solle. Als Beweis für diese Behauptung zog er den Brief hervor, in dem Flavius ihm die bewußte Geldanleihe angeboten hatte, und las aus demselben die folgenden Worte vor: ‚Wir wollen die Sache als nicht geschehen ansehen und mit Stillschweigen übergehen. Mittlerweile soll es Dir an dem nötigen Gelde für Dein weiteres Fortkommen nicht fehlen. Flaccus, der Bankier, soll Dir 100,000 Sesterzen* aushändigen.'

Nicht genug hiermit, stand nun ein Senator nach dem andern auf und wiederholte etwas, was er Flavius angeblich hatte sagen hören, oder was andere aus seinem Munde gehört haben wollten — keinerlei Zeugnis wurde

* Gegen 5000 Dollars.

zurückgewiesen. Zuletzt stand einer Namens Opimius auf und sagte: ‚Mein Herr Kaiser und Ihr Männer vom Senat insgesamt! Das schlimmste Verbrechen dieses Flavius ist bisher noch gar nicht erwähnt worden. Ich klage ihn an, ein Anhänger des verabscheuungswürdigen Aberglaubens der Christen zu sein.‘

‚Verantworte Dich auf diese Anklagen,‘ sagte hierauf der Kaiser, sich zu dem Angeklagten wendend.

Flavius erhob sich. Gewöhnlich soll er, wie man sagt, beim öffentlichen Reden etwas gestottert haben, aber an dem Tage redete er deutlich und ohne Anstoß. Wir wissen ja, meine Brüder, wer ihm die Lippen öffnete. Auf alle andern Anklagen antwortete er ganz kurz, fast verächtlich, entkräftete aber völlig alle Scheinbeweise seiner Schuld — d. h. so hatte jedes andere Tribunal der Welt geurteilt. Dann fuhr er fort: ‚Was jedoch „den verabscheuungswürdigen Aberglauben der Christen“ anlangt, wie Opimius sich auszudrücken beliebt, so bekenne ich mich offen dazu, möchte meinen Richtern jedoch die Versicherung geben, daß eben dieser „Aberglaube“ die gute Wirkung gehabt hat, mich der Ausübung meiner Pflichten als römischer Bürger, der öffentlichen wie der häuslichen, nur mit um so größerer Treue und Gewissenhaftigkeit hinzugeben. Ich berufe mich auf den Kaiser, der mich seit den Tagen meiner Kindheit kennt, wie eben Verwandte einander kennen, und der, trotzdem er um meinen Christenglauben wußte, mir das Amt eines Konsuls anvertraut hat, das an Würde nur demjenigen Seiner Majestät nachsteht. Ich berufe mich behufs Bestätigung meiner Behauptungen auf den Kaiser.‘

Er wandte sich, während er redete, zu Domitian hin. Allgemein hieß es, die unnatürliche, sich stets gleich bleibende Röte auf dieses Tyrannen Gesicht habe ihn gleichsam unzugänglich gemacht für jegliches Schamgefühl. Trotzdem senkte er seine Blicke zur Erde nieder und schwieg eine Zeitlang still. Dann sagte er: ‚Ich gebe den Fall des Flavius Clemens dem Urteile der Senatsväter anheim.‘

Ihr werdet wieder verwundert fragen: ‚Ist denn niemand dagewesen, der seinen Mund für ihn aufgethan hätte?‘ Ja, ich sah einen sich von seinem Sitz erheben. Nachher teilte man mir mit, es sei Cornelius Tacitus gewesen, ein berühmter Schriftsteller. Aber seine Freunde, die neben ihm saßen, ergriffen ihn bei seinem Mantel und zogen ihn zurück. Er schwieg denn auch. Was hätte es ihm genützt, wenn er den fälschlich Angeklagten verteidigt hätte; er wäre nur mitverdächtigt und mitverurteilt worden!

Der Kaiser trat nun nochmals auf. ‚Wir wollen diesen Fall bis auf morgen verschieben,‘ rief er aus. Dann sich an die Liktoren* wendend, befahl er:

---

* Die Diener des Senats.

,Liktoren, begleitet Flavius Clemens in sein Haus. Sehet zu, daß Ihr jederzeit bereit seid, ihn auf die Forderung des Senats hierher zurückzuführen.'

Das hieß, wie Euch, meine Brüder, bekannt sein mag, in jenen Schreckenstagen einem Angeklagten eine besondere Gnade erweisen. Man verurteilte ihn nicht, um ihm Gelegenheit zu geben, sich selbst das Leben zu nehmen. That er dies, so behielt seine Witwe das hinterlassene Vermögen, während es sonst dem Staate zufiel. Ich besuchte Flavius an jenem Abend in seinem Hause. Er war von Verwandten und Freunden umgeben, die sämtlich auf ihn eindrangen, seinem Leben selbst ein Ende zu machen. Seine Frau, die keine Christin war, schloß sich den ungestümen Bitten jener an. Vielleicht war es ihr um ihres Gemahls Besitztum zu thun, das sie nicht verlieren mochte, damit sie nicht über Nacht aus einer reichen Frau zur Bettlerin werde; jedenfalls erwog sie die Schande, die ihr daraus erwachsen würde, wenn man ihren hohen Gemahl wie einen gemeinen Verbrecher hinrichtete. In diesem Fall würde sie als die Witwe eines Verbrechers angesehen werden, im andern Falle würde man sie die Witwe eines Exkonsuls nennen.

Nicht einen Augenblick zögerte der teure Glaubensheld, was er thun solle. ‚Soll ich die Martyrerkrone, die mir mein Heiland anbietet, von mir weisen?' Das war die Antwort auf alles Drängen und Bitten, Weinen und Flehen. So sehr er auch sonst geneigt war, leicht nachzugeben, ja so willensschwach er sich sonst meist erwiesen hatte, hier wich er auch nicht um eines Haares Breite.

In der folgenden Nacht schlief er, wie mir später berichtet wurde, so sanft und ruhig wie ein Kind. Am Tag darauf wurde er vor die Schranken des Senats gefordert und zum Tode verurteilt. Wenigstens die Hälfte der Senatoren hatten, von ihrem heidnischen Standpunkt aus, so viel Anstand, daß sie sich zu der Sitzung gar nicht einstellten. Eine Gunst erwies ihm der Kaiser als Verwandter noch: er durfte sowohl den Ort wie die Art und Weise der Todesvollstreckung wählen. Er bat sich den Tod durch Enthauptung aus, und zwar bei dem dritten Meilenstein auf der Straße nach Ostia. Dort soll der heilige Apostel Paulus den Märtyrertod erlitten haben. Möglicherweise hatte er den großen Heidenapostel in seiner Jugend predigen hören, wenigstens durfte er denselben seinen geistlichen Vater in Christo nennen. Ich war zugegen, als er den Todesstreich empfing, nachdem er seine Seele in JEsu Hände befohlen hatte; ich werde die Stunde nie vergessen. Das einzige Andenken aber, das mir von diesem teuren Freunde geblieben, ist dies mit seinem Blut durchtränkte Taschentuch." —

„Was antwortest Du auf diese schweren Beschuldigungen?" sagte der Prediger zu Verus.

Der Angeredete blieb stumm, aber sein Schweigen war auch ein Geständnis.

Die Stille, die auf einmal im Kirchensaale herrschte, wurde peinlich. Keiner aus der Gemeinde stand auf; alle waren wie betäubt von dem, was sie soeben gehört hatten. Wenn diese erschrecklichen Anklagen ihren bis dahin geachteten Mitbruder Verus mit Recht trafen, dann war ein tiefer Fall in ihrer Mitte geschehen, ja dann hatten sie ohne ihr Wissen einen Mann in die Gemeinde aufgenommen, der, als er zu ihnen kam, ohne Zweifel noch keine Buße gethan hatte für seine vorigen greulichen Sünden.

Da sich unter den Brüdern niemand regte, ergriff der Prediger wieder das Wort. Er redete einige sehr ernste Worte über den vorliegenden traurigen Fall, erinnerte aber daran, daß die Gemeinde ja nicht zu eilig handeln dürfe. (In jener ernsten Zeit kam es nämlich leicht vor, daß man im Eifer den Bindeschlüssel etwas ungestüm handhabte.) Er forderte Antistius auf, Beweise zu erbringen, daß jener Verus, der an dem Tode des Märtyrers Flavius Clemens schuld sei, und der Verus, den sie alle ihren Mitbruder nannten, eine und dieselbe Person sei.

Der Greis erzählte hierauf, wie zuerst ein Verdacht in seinem Herzen rege geworden sei, und wie mehrere an und für sich geringfügige Umstände ihn immer mehr darin bestärkt hätten, bis schließlich der Verdacht zur Gewißheit geworden sei. Dann teilte er den Brüdern noch kurz mit, wie er die Entdeckung gemacht habe, daß dieser Verus hier wieder dieselben unehrlichen Praktiken triebe wie vor Jahren in Rom, und versprach, bei der nächsten Zusammenkunft der Gemeinde die nötigen Einzelheiten darlegen zu wollen, falls dies nötig sein sollte.

Der Angeklagte beobachtete beharrliches Schweigen.

Als auch alle Mahnungen der übrigen Brüder, die sich nun mit ernsten und doch auch herzlichen Worten an ihn wandten, nichts fruchteten, begann der Prediger wieder und sagte:

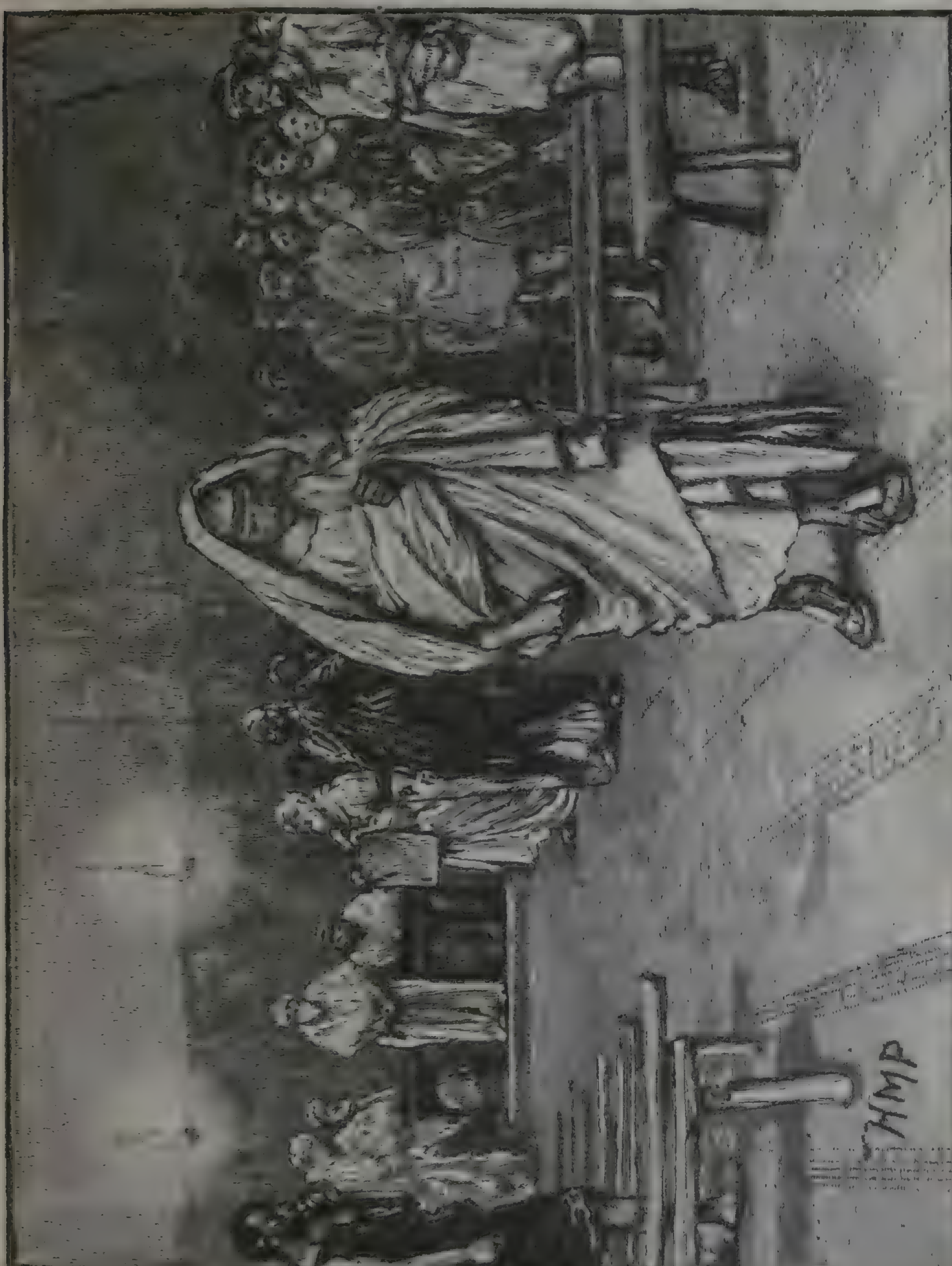
„Verus, Du hast gehört, was für furchtbare Klagen gegen Dich vorgebracht worden sind. Es gereut uns nicht etwa, daß wir die ersten Klagen haben dahingestellt sein lassen. Mögen sie auf Wahrheit beruhen oder nicht — es muß uns jetzt freilich scheinen, als ob ersteres der Fall sei —, so hatten wir doch nur einen Zeugen. Gott wolle verhüten, daß wir als christliche Gemeinde weniger gewissenhaft verfahren sollten als ein heidnischer Richter; aber gegen die Anklagen des Bruders Antistius hast Du Dich nicht zu verteidigen gesucht. Du hast aber auch Deine Schuld noch nicht eingestanden, noch viel weniger Reue und ernste Traurigkeit über Dein schändliches Sündenleben gezeigt und die Brüder um Verzeihung gebeten. Wir hätten daher nach dem Vorgang des heiligen Apostels Paulus wohl die Macht und das Recht, Dich dem Satan zu übergeben und Dich sofort hinauszuthun.

Doch wollen wir Dir noch Bedenkzeit geben. Wir bitten und flehen Dich, thue Buße über Deinen überaus schweren Fall, dann nimmt Dich Gott wieder in Gnaden an; denn wo die Sünde mächtig geworden, da ist die Gnade noch mächtiger, und das Blut JEsu Christi macht uns rein von aller Sünde. Wenn Du jemand bestohlen oder betrogen hast, so erstatte es wieder und beweise damit wie Zachäus, daß es Dir mit Deiner Buße ein voller Ernst ist. Für heute aber verlaß dies Gotteshaus; denn an der Feier des Mahles des HErrn kannst Du heute mit der Gemeinde nicht teilnehmen."

Dem als Mörder und Dieb offenbar Gewordenen war der Versammlungsraum der Christengemeinde schon längst zu enge geworden. Die Aufforderung, denselben zu verlassen, kam ihm daher sehr erwünscht. Er stand auf und ging mit zur Erde gesenktem Haupt aus dem Saale hinaus. Die ganze Gemeinde erhob sich von ihren Sitzen und schaute mit teils erschrockenen, teils betrübten Mienen dem Hinausgehenden nach.

Als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, ermahnte der Pastor die Brüder, des armen Verus doch in ihren Gebeten zu gedenken, ob Gott der HErr ihm noch Gnade zur Buße verleihen wolle, und auf sich selbst acht zu geben, daß sie nicht auch am Glauben Schiffbruch litten. „Um so mehr," fügte er hinzu, „da der Satan wieder sehr geschäftig ist in den Kindern des Unglaubens. Ich zweifle nicht daran, daß wir bald bis aufs Blut werden widerstehen müssen. Die weltlichen Herren ratschlagen in letzter Zeit wieder besonders eifrig wider den HErrn und seinen Gesalbten. Erst gestern habe ich erfahren, daß das Gerücht nicht gelogen hat, welches besagte, daß der heilige Ignatius von Antiochien auf Befehl des Kaisers in Rom den wilden Tieren vorgeworfen worden sei. Die Verfolgung, die nun wieder in Rom wütet, wird sich aber auch in kürzester Frist über die Provinzen erstrecken, und wir dürfen uns nicht der Hoffnung hingeben, daß wir verschont bleiben werden. An Angebern wird es nicht fehlen. Ja, ich muß es sagen, ich fürchte, dieser Verus kommt nicht bußfertig zu uns zurück; und was haben wir dann von einem solchen Mann zu erwarten? — Es geziemt uns daher, daß wir jederzeit bereit seien. Begebt Euch nicht ohne Not in Gefahr, es möchte sonst der Hochmut vor dem Fall kommen. Nur zu oft schon sind gerade diejenigen, die zu kühn und vermessen waren, in der Stunde der Gefahr nicht standhaft geblieben und haben daher den Namen Christi geschändet und ihre eigne Seele ins Verderben gestürzt. Soviel an Euch ist, so leget Fleiß an, daß Ihr stille seid. Wenn dann ohne Euer Suchen die Zeit kommt, da Ihr den, der für Euch gestorben ist, selbst angesichts der schwersten Martern bekennen sollt, so werdet Ihr, wenn Gott Kraft und Gnade verleiht, deshalb nicht um so weniger glaubensmutig sein. Tritt diese Zeit wirklich an uns heran, so werde ich dann, so der HErr will, Euch

mit noch weiterem Rate beistehen, und sollten wir uns der drohenden Gefahr wegen in diesem Gebäude nicht mehr versammeln dürfen, so werden wir vielleicht anderswo zusammenkommen können.“



„Er ging mit zur Erde gesenktem Haupt aus dem Saale hinaus.“

Nachdem dann noch das Nachtmahl des HErrn gefeiert worden war, an dem in jenen Tagen sämtliche Versammelte teilzunehmen pflegten, wurde die Gemeinde mit dem Segen des HErrn entlassen.

3. Eine christliche Familie.

Wir begleiten eine kleine Gesellschaft aus der Kapelle Kommender nach ihrem Heim, einem Landhause, das noch eine Meile weiter von der Stadt entfernt liegt. Vier Personen sind es, deren Gastfreundschaft wir in Anspruch nehmen, ein Ehepaar und deren zwei Töchter.

Das Haupt der Familie ist ein Mann von etwa siebzig Jahren. Aber obwohl die Bewohner des Morgenlandes schneller altern, als dies in unserem weiter nordlich gelegenen Klima der Fall zu sein pflegt, so sähe man es ihm auf den ersten Blick doch kaum an, daß er so hoch bei Jahren ist, wenn sein zwar langes und noch üppiges, aber doch bereits stark ergrautes Haar, das unter seinem breitrandigen Hute hervorschaut, es nicht verriete. Er hat noch einen festen Schritt, seine Haltung ist noch eine gerade, auf den Wangen spielt noch ein gesundes Rot, und die Augen sind noch voll jugendlichen Feuers. Dennoch hat er in seinem Leben schon mannigfachen schweren Dienst gethan. Bion, so hieß er, war von Geburt ein Syrer. In seinen jungen Mannesjahren war er in Begleitung des Tributärkönigs Antiochus, dem die Römer das nördliche Syrien zur Verwaltung übergeben hatten, nach Jerusalem gezogen, um bei der Belagerung dieser dem Untergange geweihten Stadt thätig zu sein. Ein heißblütigeres und leichtsinnigeres Kriegerpaar hätte man schwerlich finden können als den jungen Prinzen und seinen Adjutanten und Günstling. Sie verlachten die vorsichtigen Römer, die nur mit Hilfe der altbewährten Laufgräben die Belagerung ausführten. „Wir wollen Euch zeigen, wie man in die Stadt hineinkommt!“ hatte Bion vor dem Centurio prahlend ausgerufen, als dieser ihm die Festungswerke zeigte.

Natürlich ging ihr waghalsiger Ansturm kläglich in die Brüche. Wenn man die Stadt auf diese Weise mit Erfolg hätte stürmen können, dann wäre es den Römern schon längst gelungen. Kaum die Hälfte der Syrer, die sich in dies tollkühne Unternehmen gestürzt hatten, kamen lebend in ihr Heerlager zurück. Bion war einer von denen, die mit dem Leben davonkamen, aber er war so schwer verwundet, daß er sich an dem letzten erfolgreichen Sturmlauf nicht beteiligen konnte. Doch ging ihm nicht nur an seinem Offiziersold nichts ab, sondern er avancierte auch trotzdem, so daß er vor vollendetem fünfundzwanzigstem Lebensjahre zum Oberbefehlshaber der syrischen Armee, deren Stärke man von Rom aus genau vorgeschrieben hatte, emporgerückt war.

Mit diesem ehrenvollen Posten hätte er sich wohl zufrieden geben können, zumal auch sein Sold, der ihm aus der bekanntermaßen bestgefüllten Schatzkammer Asiens ausbezahlt wurde, geradezu ein glänzender war. Wenn er sich damit begnügt hätte, nur den Soldaten zu spielen, so wäre er mit seiner Stellung auch gewiß zufrieden gewesen. Aber er war eben nicht

zufrieden; sein ruheloser Geist trieb ihn, sich mit den Parthern in verschiedene Intriguen einzulassen. Da fiel dem römischen Statthalter ein Brief in die Hände, in dem von einem Kompakt mit den Parthern die Rede war, und die Folge war, daß er fliehen mußte und seinen Verfolgern mit knapper Not entkam, als er über den Euphrates setzte. Die Parther, bei denen er nun Kriegsdienste annahm, gaben ihm Gelegenheit genug, seine Kampfeslust zu befriedigen, indem sie ihn gegen die wilden Stämme ausschickten, die fortwährend raubend und plündernd in ihre nördliche und östliche Grenze einfielen.

Seine waghalsige Kühnheit trug ihm wieder Beförderung ein und diese — Neid und Feindschaft. Um ein Haar hätte ihn ein Pfeil getroffen, den nur einer seiner eignen Leute hatte abschießen können. Zwei Nächte später wurden die Stricke an seinem Zelt plötzlich durchschnitten, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätten die Dolche, die mehrmals durch das Zelttuch gestoßen wurden, während er sich aus den Ruinen herauszuarbeiten suchte, seinem Leben ein Ende gemacht. Bald darauf wurde ihm ein Becher vergifteten Weins gereicht, aber glücklicherweise hielt ihn ein gewisser Argwohn, über den er sich freilich keine Rechenschaft zu geben wußte, davon ab, ihn an die Lippen zu setzen. Das waren deutliche Winke. Ohne irgend jemand ein Wort zu sagen, verließ er sein Zelt und kehrte dem Lande der Parther den Rücken.

Wohin sich nun wenden? Das war die schwierige Frage, die sich ihm aufdrangte. Die ganze civilisierte Welt bestand damals aus zwei Reichen: dem römischen Weltreich und dem Reich der Parther. In keinem von beiden war er seines Lebens sicher. Ihm bliebe nichts anders übrig, meinte er bei sich selbst, als ein Straßenräuber zu werden, und demgemäß handelte er auch. Die Straßenräuberei war zu jener Zeit ein äußerst gefährliches Geschäft; denn die Römer hielten sich sozusagen für allein berechtigt, die Unterthanen ihrer asiatischen Provinzen auszuplündern, und waren den Straßenräubern hauptsächlich aus diesem Grunde scharf auf den Fersen. Von Räuberbanden, denen er sich anschloß, wurde eine nach der andern ausgehoben. Endlich verband er sich mit einer, die ihr Unwesen in der Umgebung der Stadt Ephesus trieb. Der Räuberhauptmann war ein bildhübscher Mann von feinem, anziehendem Äußeren, der lediglich infolge schamloser Bedrückung, welcher römische Beamte sich schuldig machten, in ein solches Verbrecherleben geraten war. Bion, der um einige Jahre älter war als sein Anführer, wurde mit diesem eng befreundet, und es gelang den beiden, die ihnen untergebene Bande von Räubern und Mördern so weit im Zaum zu halten, daß Hinmordung der Angefallenen unter ihr verhältnismäßig selten vorkam.

Doch bald trat ein Ereignis ein, das bestimmt war, Bions ferneren

Lebensgang ganz anders zu gestalten. Er und der Hauptmann lauerten eines Tages auf der Straße, die von Ephesus über die Höhenzüge des Tmolusgebirges nach Smyrna führte, einem Steuereinnehmer auf, der mit schwergefüllten Geldsäcken des Weges kommen sollte. Es dauerte nicht lange, da kam ein Mann ohne jegliche Begleitung den steilen Weg, der sich um die bewaldete Gebirgswand schlängelte, langsam dahergeritten. Die zwei Räuber schossen plötzlich aus ihrem Versteck hervor und standen im nächsten Augenblick vor dem Reiter. Bion ergriff den Esel beim Zaumgebiß, während sein Räubergenosse den Reiter aufforderte, ihm alles Geld zu geben, das er bei sich habe. Dieser aber, dem der lange Reisemantel nicht nur die ganze Gestalt, sondern auch das Gesicht verdeckte, sagte mit äußerst lieblich klingender Stimme: „Silber und Gold habe ich nicht; was ich aber habe, das gebe ich Dir." In demselben Moment schlug er den Mantel zurück, mit dem er sein Gesicht verdeckt hatte. Hätte der Räuber anstatt des freundlichen, liebevollen Antlitzes, statt der freundlich blickenden, auf ihn gerichteten Augen, in denen sich zärtliches Mitleid mit einem tiefgefallenen Mitmenschen kund gab, einen grinsenden Totenschädel erblickt, er hätte nicht erschrockener sein können. Er wandte sich, um schleunigst die Flucht zu ergreifen.

Mit einer Behendigkeit, die man von einem so alten Greis nicht mehr erwartet haben würde, sprang der Reiter von seinem Esel, folgte dem Fliehenden nach und erwischte ihn bei seinem Mantel.

„Mein Sohn," rief er bittend, „höre mich doch an. Vor vier Jahren ließ ich Dich in der Hut des Bischofs Polydorus von Smyrna. Als ich zwei Jahre darauf meine Visitation der Kirchen beendet hatte, kehrte ich in Smyrna ein. Ich erkundigte mich nach Dir, aber man sagte mir, Du hättest die Stadt verlassen. Einige behaupteten, Du hättest Dich in die Berge geflüchtet und ernährtest Dich vom Räuberhandwerk. Ich ging zu Polydorus und fragte ihn: ‚Wo ist der Schatz, den ich Deinen Händen anvertraut habe?' Er verstand mich nicht. ‚Du hast mir keinen Schatz in Verwahrung gegeben,' gab er mir zur Antwort. ‚Ja,' sagte ich, ‚ich übergab Dir einen Schatz, den mir der HErr anvertraut hatte, die Seele des Jünglings Eucrates.'

Dann machte ich mich auf, Dich zu suchen. Denn wenn ich den Schatz einem untreuen Haushalter übergeben hätte, hätte mein HErr und Heiland ihn von meinen Händen gefordert. Aber Gott dem Vater und seinem lieben Sohne JEsu Christo sei Dank, daß ich Dich wiedergefunden habe! Gewißlich wirst Du, mein Sohn, mir diesen Schatz nicht wieder entreißen."

Der gute Hirt, der hier auf den Bergen sein verirrtes Schäflein gesucht und gefunden hatte, war der Apostel St. Johannes. In den überaus herzlichen Worten, die aus einem von der Liebe Christi durchdrungenen

Herzen kamen, lag eine nahezu unwiderstehliche Überredungskraft. Noch ehe die Schlußworte seiner flehentlichen Bitte verklungen waren, lag der junge Mensch schluchzend zu seinen Füßen, und wenige Augenblicke darauf befanden sich die drei auf dem Wege nach Ephesus; denn Bion wollte seinen Freund nicht verlassen, ja auch er war durch die Worte des Greises



„Er wandte sich, um schleunigst die Flucht zu ergreifen."

auf eine ihm ganz unerklärliche Weise mächtig bewegt worden. Gottes Geist, den er freilich noch nicht kannte, hatte an seinem Herzen angeklopft.

Der teure Apostel des HErrn besaß in Ephesus nicht geringen Einfluß. Ein unbeschreiblich liebenswürdiges Wesen kennzeichnete diesen Jünger, den JEsus besonders lieb hatte, eine Liebenswürdigkeit, die ihm selbst die Herzen mancher Feinde des Christentums geneigt machte. Eine Art ehrfurchts-

voller Scheu trug man ihm allseitig entgegen. Das Gerede ging, daß Gottes schützende Hand in ganz besonderem Maße über ihm walte, so daß ihm kein Mensch etwas anhaben konne, während die übrigen Apostel bereits samtlich den Märtyrertod gestorben waren. Es war ihm somit ein leichtes, bei dem römischen Statthalter völlige Amnestie für seine beiden Schützlinge und Schüler zu erwirken und sogar dieses zu erreichen, daß dem Eucrates sein vom Staate eingezogenes Gut zuruckerstattet wurde. Der junge Mann vergaß aber seinen Freund Bion nicht, sondern machte ihn zu seinem Pächter und verkaufte ihm später sein Gut, das ganz in der Nahe der Stadt Nicäa gelegen war.

Unterdessen hatte Bion sich von dem heiligen Apostel unterrichten lassen, und der Heilige Geist hatte ihm das Herz aufgethan, daß er das seligmachende Wort Gottes willig aufnahm. Im Herbst war es gewesen, als er dem Räuberleben entsagte, und zu Pfingsten des nächsten Jahres befand er sich unter denen, die an diesem Tage die heilige Taufe empfingen.

Unter den Neubekehrten war keiner eifriger und um sein Seelenheil besorgter als Bion. Das feurige Temperament, das er mit seinem ehrwürdigen Lehrer teilte, wurde nicht gedämpft, es wurde nur geheiligt und bereitet für den Dienst seines Heilandes.

Während seines Aufenthaltes in Ephesus hatte er neben dem himmlischen Frieden auch irdisches Glück gefunden.

Einer der treuesten und zuverlässigsten Laiengehilfen der Gemeinde zu Ephesus war ein gottesfürchtiger Centurio, der unter Titus gedient hatte, als dieser Jerusalem belagerte. Bion erkannte in ihm den Offizier wieder, der als Diener seines damaligen Herrn seine prahlerischen Reden mitangehört hatte, deren er sich nun schamte, und der ihn dann auf seinem langwierigen Krankenlager gepflegt hatte. Die Freude bei der Wiederbegegnung der beiden früheren Kameraden war groß.

Neben der herzlichen Freundschaft, die ihm von seiten des Manilius erwiesen wurde, fesselte ihn bald noch etwas anderes an das gastliche Haus seines Freundes. Dessen Adoptivtochter Rhoda bildete nach und nach einen immer starkeren Anziehungspunkt. Manilius hatte die nun blühende Jungfrau an dem schrecklichen Tage, als die Zerstörung der heiligen Stadt ihren Anfang nahm, als siebenjähriges Mädchen in einem brennenden Hause gefunden. Ihr Vater war in dem letzten verzweifelten Widerstand, den seine verblendeten Volksgenossen gegen den eindringenden Feind geleistet hatten, tödlich verwundet worden und hatte sich mühsam in seine Wohnung geschleppt, wo nun das durch die Schrecknisse der Belagerung über ihre Jahre hinaus gereifte Kind vergeblich sich abmühte, den Blutfluß zu stillen, der aus den Wunden ihres sterbenden Vaters quoll.

Väterliche Besorgnis um sein unmündiges Kind ließ den Juden seinen

Haß gegen die Römer auf einige Augenblicke vergessen. In gebrochenem Latein bat er Manilius dringend, sich seiner Tochter treulich anzunehmen. Für einen bisher trägen und sorglosen Soldaten war das eine ganz ungewohnte Verantwortung, die er damit auf sich nahm, aber es schien, als ob er auf einmal einen nüchternen Sinn bekommen hatte. Er machte seinem Tribun die nötige Anzeige und erhielt von diesem die Erlaubnis, die ihm anbefohlene Waise ins Lager zu führen. Von da aus wurde sie denn so bald als thunlich nach Cäsarea gebracht und einem ihm bekannten Kaufmann zur einstweiligen Pflege überwiesen.

Er hätte aus der von den römischen Soldaten rein ausgeplünderten Stadt keine Beute davontragen können, die ihm von größerem Nutzen gewesen wäre als die kleine Rhoda. Sie hatte von ihrer Mutter, die der HErr vor dem letzten siegreichen Belagerungssturm zur ewigen Ruhe hatte eingehen lassen, viel von ihrem teuren Heiland gehört und denselben lieben gelernt, und wie sie nun nach herziger Kindesart ihrem Pflegevater von JEsu Leiden und Sterben zum Heile aller Sünder erzählte, da hörte dieser mit einer Aufmerksamkeit zu, die er einer älteren Person schwerlich geschenkt haben würde.

Als der Lohn für die bei der Belagerung geleisteten hervorragenden Dienste ausgeteilt wurde, erhielt er eine lebenslängliche Anstellung zu Ephesus. Hier kam er unter den Einfluß des Apostels Johannes, und hier wurde er nebst seiner Gemahlin und der kleinen Rhoda in die christliche Gemeinde aufgenommen.

Rhoda war nun eine hübsche Jungfrau von zweiundzwanzig Jahren, doch hatte sie noch keinem Freier ihr Herz geschenkt. Als aber Bion kam, der ein so abenteuerliches Leben geführt und der auf so außerordentliche Weise bekehrt worden war, da nahm dieser noch in der vollsten Blüte seiner Manneskraft stehende ehemalige Kriegsheld ihr Herz im Sturm gefangen. Die Hochzeit der glücklich Verbundenen fand am Tage nach des Bräutigams Taufe statt, und ehe das Jahr zu Ende gegangen, waren sie auf ihre jetzige Farm gezogen.

Rhodas Lebensgang ist in dem ihres Mannes mit eingeschlossen. Von Natur zwar eines sanften und zarten Gemüts, hatte sie doch einen festen Charakter, und obgleich sie im übrigen nie auf ihrer Meinung bestand, so daß auf den ersten Blick der Schein erweckt wurde, als sei sie fast zu nachgiebig, so stand sie doch unbeugsam fest in allen Glaubens- und Gewissensfragen, denn sie war eine ernste, überzeugungstreue Jüngerin JEsu.

Die zwei Töchter des Hauses, Rhoda und Cleone, waren, was äußere Erscheinung und Leibesgestalt betraf, einander merkwürdig ähnlich, aber desto ungleicher war ihr Charakter. Sie waren Zwillinge, aber wohl selten findet selbst bei Zwillingsgeschwistern eine so innige gegenseitige Zunei-

gung statt, wie man sie in diesem Falle wahrnahm, so daß eins in dem andern ganz aufzugehen, eins nur für das andere zu leben schien. Rhoda war die ältere von beiden und gleichsam der leitende Geist. Die größere Willensstärke, die ihr eigen war, hätte ein scharfer Beobachter schon in ihrem Gesichte lesen können. Wer die beiden bloß flüchtig ansah, merkte nicht den geringsten Unterschied des Naturells, wer sie aber kannte, verwechselte sie nie. Bislang war ihr Leben so ruhig dahingeflossen, daß bei dem bestehenden herzinnigen geschwisterlichen Verhältnis sich ihnen noch kaum eine Gelegenheit geboten hatte, in einer Sache verschiedener Meinung zu sein. In den weniger bedeutenden Angelegenheiten, mit denen sie bei ihrer täglichen Berufsarbeit in Berührung gekommen waren, hatte sich Cleone stets ohne Zögern dem Willen ihrer Schwester untergeordnet. Jetzt stand aber eine Zeit bevor, in der die herzliche Zuneigung beider zu einander und Rhodas Einfluß auf eine schwerere Probe gestellt werden sollte.

4. Freien oder dienen?

An Bewerbern fehlte es Rhoda und Cleone keineswegs. Selbst wenn sie Tochter unvermögender Eltern gewesen wären, würden sich genug Freier gefunden haben, die um Herz und Hand so hübscher und tugendreicher Jungfrauen angehalten hätten. Aber es war bekannt, daß sie eine ansehnliche Mitgift erhalten würden; denn nicht allein hatte Gott der HErr Bions Haus und seiner Hände Arbeit reich gesegnet, sondern seine Gemahlin hatte auch die namhaften Ersparnisse ihres Pflegevaters Manilius geerbt, die dieser aus seinem Jahresgehalt und aus den Nebeneinnahmen seines Amtes erübrigt hatte.

Alle Freier jedoch, die Rhodas Herz zu gewinnen suchten, bemühten sich ganz vergebens. Nicht als ob sie ein Gelübde der Ehelosigkeit abgelegt hätte, das sie zu halten sich verbunden erachtet hätte. Dahin war es zu Anfang des zweiten Jahrhunderts noch nicht gekommen, obwohl die unbiblische Anschauung, als sei die Ehelosigkeit ein Beweis besonderer Frömmigkeit oder gar etwas Verdienstliches vor Gott, schon hier und da, wenngleich nicht allemal ausgesprochenermaßen, Vertreter fand. Dieser Wahn hatte sich der Kindlichgläubigen noch nicht bemächtigt. Dennoch hätten Liebes- und Heiratsgedanken einer Nonne nicht ferner liegen können als ihr. Sie sonderte sich durchaus nicht von menschlicher Gesellschaft ab, dachte auch gar nicht daran, sich der Pflichten und Geschäfte des alltäglichen Lebens zu entziehen oder sich keine erlaubte Freude mehr zu gönnen. Sie beteiligte sich fleißig an jeglicher Arbeit. Niemand konnte die Kühe so schnell melken oder mit so geschickter Hand Butter machen wie sie. Auf dem Erntefelde folgte sie den Schnittern, und im Garbenbinden that es ihr keiner zuvor. Zur Zeit der Weinernte, bei der den Frauen die Arbeit zufiel, die purpur- und

bernsteinfarbenen Trauben den Männern zu bringen, die die Kelter traten, hatte sie ihre Körbe meistens eher als andere gefüllt. War unter den frischgeworfenen Kälbern oder Lämmern ein Schwächling, das besonderer Pflege bedurfte, oder trat noch kaltes Wetter ein, nachdem die ersten Küchlein ausgekrochen waren, so verstand sie es am besten, sich derselben mit solcher Sorgfalt und solchem Geschick anzunehmen, daß die armen Tierchen unter ihrer Pflege prächtig gediehen. Es war, als wenn sie ganz besonders dazu berufen sei, andern zu dienen. Wohl hat jede Frau, ja jeder Christ, er sei, wer er sei, den göttlichen Beruf, sein Leben dem Dienste des Nächsten zu widmen, aber es giebt immer einige, die sich diesem Dienste mit einem solchen Eifer hingeben, daß sie darüber jegliche Bequemlichkeit und also auch die Familienfreuden zu opfern bereit sind. Zu diesen zählte Rhoda. Selbst der kühnste Liebeswerber fühlte es in ihrer Gesellschaft sehr bald deutlich heraus, daß Heiratsgedanken in ihrem Herzen keinen Raum hatten. Nie hatte sie es nötig, ein direktes Absagewort zu sprechen, denn jeder Heiratslustige merkte es, daß sie nach dieser Seite hin unnahbar war. Allgemein aber genoß sie die Achtung aller, die sie kannten.

Das Nächstliegende war, daß sie ihre Dienste der Gemeinde, welcher sie angehörte, anbot. Gelegenheit dazu war reichlich vorhanden. In der christlichen Kirche der ersten Jahrhunderte pflegte man erprobte gottesfürchtige Frauen als Diakonissen anzustellen. Es schien dies besonders so lange geboten, als die griechische Sitte allgemein herrschend blieb, nach welcher die Frauen zum großen Teile abgeschlossen leben mußten. Frauen, die Rats oder Hilfe bedurften, wünschten von weiblichen Beratern, Helferinnen und Pflegerinnen besucht und bedient zu werden. So lesen wir unter anderem von der liebeseifrigen Phöbe, die St. Paulus den Christen Roms in seiner Epistel mit so herzlichen Worten empfiehlt, daß sie am Dienste der Gemeinde zu Kenchrea war. Nach diesem Amt stand auch Rhodas dienstwilliger Sinn. Ein Hindernis jedoch, in dasselbe jetzt schon gewählt zu werden, war ihre Jugend. Hatte doch auch der große Heidenapostel davor gewarnt, dies Dienstamt ganz jungen weiblichen Personen anzuvertrauen. Wurde dieser Mahnung leider auch nicht mehr überall entsprochen, so zögerte der Hauptprediger der Gemeinde doch, eine so junge Person wie Rhoda anzustellen. Denn wenn auch kein Gelübde oder Eid gefordert wurde, so hielt man doch dafür, daß, wer ein solches Amt übernehme, demselben auch sein Lebenlang treu bleiben sollte. Bion und sein Weib waren auch nicht etwa ungehalten darüber, daß ihre Tochter wenigstens jetzt noch nicht in diesen Dienst treten sollte. Sie hatten zwar ihren Heiland zu lieb, als daß sie ihr ein Hindernis in den Weg gelegt hätten, ihm und seiner Kirche ihrer Neigung zufolge zu dienen, aber es wollte ihnen doch schwer werden, zu dem Vorhaben ihrer geliebten Tochter freudigen Herzens ihre Zustimmung zu

geben. Einmal müßten sie dann ihre Anwesenheit im Hause fast immer entbehren; zum andern aber verhehlten sie sich nicht, daß ihre Tochter im Fall einer neu ausbrechenden Verfolgung, die vielleicht nicht mehr allzufern sei, als Diakonissin derselben zuerst zum Opfer fallen würde.

Wozu sie aber selbst so große Lust verspürte, dafür suchte sie auch ihre Schwester zu gewinnen. Nichts hätte sie mehr bestimmen können, in ihrem Vorhaben wankend zu werden, dennoch mochte sie den Gedanken gar nicht fassen, daß Cleone ihr hierin nicht zur Seite stehen sollte, und verbannte ihn daher mit gewohnter Willenskraft aus ihrem Herzen. Es wäre freilich besser gewesen, sie wäre zu der Einsicht gekommen, daß Cleone ganz anders veranlagt war als sie. Sie mußte doch schon längst die Beobachtung gemacht haben, daß ihrer Schwester Neigung offenbar dahin stand, sich einst glücklich verehelicht zu sehen. Ihre eignen Wünsche hätten in einer solch wichtigen Lebensfrage zurücktreten sollen. Aber weil sie selbst es für das höchste Erdenglück erachtete, ihr Leben im Dienste ihrer hilfsbedürftigen Mitmenschen in Christo zu verzehren, so meinte sie, ihre so innig geliebte Schwester müsse ebenfalls sich dem schönen Diakonissenberufe widmen.

Cleone würde sich dem mit Entschiedenheit ausgesprochenen Wunsche ihrer Schwester wohl auch ohne Sträuben gefügt haben, hätte nicht ein gewisser Umstand sie gegenteilig beeinflußt. Unter den Bewerbern um ihre Hand war einer, dem ihr Herz in Liebe entgegenschlug.

Clitus, so hieß der junge Mann, von Geburt ein Athener, war in dem Gefolge des römischen Statthalters Plinius nach Bithynien gekommen. Er hatte sich als Student auf der Universität Athens rühmlichst hervorgethan. Als Plinius der Musenstadt einen Besuch abstattete, war ihm der ehrenvolle Auftrag geworden, den hohen Gast mit einer Bewillkommnungsrede im Namen der Bürger der Stadt zu begrüßen, obgleich er damals noch nicht der ersten Klasse angehörte. Sein mannhafter Vortrag und die wohlgesetzte Ansprache hatten denn auch gleich einen vorteilhaften Eindruck auf Plinius gemacht. Er zeichnete sich aber nicht nur als begabter und fleißiger Schuler aus, auch in den bei den Griechen so beliebten Leibesübungen stand er hinter keinem zurück. Aus dem Ringkampf wie aus dem Wettlauf ging er stets als Sieger hervor. In den Wettruderfahrten auf der Bucht von Salamis hatte die von ihm befehligte Mannschaft in drei aufeinanderfolgenden Jahren — ein noch nie vorgekommenes Ereignis — den Preis davongetragen. Mitten in diesen jugendlichen Triumphen war es plötzlich über ihn gekommen, wie eitel doch alle seine bisherigen Bestrebungen gewesen seien. Dazu kam der Tod eines Freundes, der sowohl auf dem Gebiete des Studiums wie des Sports sein Rivale gewesen war. Da derselbe in der Stadt fremd war und von seinen Verwandten, die in Ephesus wohnten, niemand zugegen war, hatte er, als intimster Freund, die traurige

Pflicht, die Fackel an den Holzhaufen zu legen, auf welchem der Leichnam des Verstorbenen nach damaliger heidnischer Sitte verbrannt werden sollte, und die Asche in einer Urne nach Ephesus zu senden, damit dieselbe in der dortigen Familiengrabstätte beigesetzt werde. Der glänzendste Redner, den die Universität aufzuweisen hatte, war zum Lobredner ausersehen worden, und Clitus hörte ihm aufmerksam zu in der Absicht, aus dem, was er sagte, Trost und Hoffnung zu schöpfen. Der Redner war aus einer Philosophenschule hervorgegangen, die keine gewissen Lehren aufstellte, dagegen aber alles anzweifelte. Zuerst erging er sich in Lobpreisungen über die Tugenden und ruhmvollen Thaten des Verstorbenen. Dann ging er auf die Zukunft über. Was das gemeine Volk über die finstere und schreckliche Behausung der Unterwelt, des sogenannten Tartarus, glaube, in welcher die Bösen nach dem Tode gequält würden, sei ein lächerlicher Wahn, nicht minder die Vorstellungen von den glänzenden Feldern des Elysiums, dem wonnevollen Aufenthalte der Guten. Die allergrößte Verachtung trage er jedoch für eine Lehre, die vor etwa sechzig Jahren nicht weit von dem Platze, auf dem sie jetzt sich versammelt hätten, verkündigt worden sei. „Es war ein Jude," sagte er, „der sich erkühnte, in dieser Stadt der Philosophen seine alberne Thorheit vorzutragen. Der Mann war nicht ohne Bildung, denn ein alter Bürger dieser Stadt, der ihm damals zuhörte, hat mir gesagt, er habe in seiner Rede Stellen aus unsern Dichtern angeführt. Seine Lehre war aber nichts als die reinste Raserei. Alle, die in den Gräbern sind, sollen einst auferstehen! Bedenket, jeder Mensch, der je gelebt hat! Verbrecher, Sklaven, Barbaren — wer hat je solchen Unsinn gehört? Nein, lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot, und mit dem Tode ist alles aus! Nur das Gute, das ein Mensch bei Lebzeiten gewirkt hat, der Ruhm, den er sich als Dichter oder Redner, als Held oder Staatsmann erworben — der allein stirbt nicht aus, und nur insofern ist der Mensch unsterblich!"

In höchstem Maße unbefriedigt wandte Clitus sich ab. Beim Weggehen fragte er sich: „Kann ich wohl anderswo finden, was ich suche? Zu Ephesus hält Dion, der Goldmund, philosophische Vorlesungen. Vielleicht befriedigt seine Lehre meine suchende Seele." Er begab sich nach Ephesus, aber was er da von den heidnischen Weltweisen hörte, war nichts anderes, als was er bereits in Athen gehört hatte. Dennoch war er nicht umsonst hierher gekommen. Als er eines Morgens noch vor Anbruch der Morgenröte sich von seinem Lager erhob, da die ihn beunruhigenden Gedanken ihm den Schlaf verkürzt hatten, und das Freie aufsuchte, traf er mit einem Häuflein Männer und Frauen zusammen, die ihren Weg durch die nur teilweise erleuchtete Straße nahmen. Er folgte ihnen. Außerhalb der Stadtgrenze angelangt, kamen sie an ein Gebäude, in welchem offenbar eine

Versammlung abgehalten wurde. Er trat mit den übrigen ein und hörte eine Rede, die denselben Gegenstand behandelte, über welchen jener athenische Redner den Geifer beißenden Spottes ausgelassen hatte. „Merkwürdig,“ dachte er bei sich selbst, „diese phantastische Träumerei hat also doch immer noch ihre Vertreter!“ Er kam wieder und immer wieder. Was er hörte, nahm seine Aufmerksamkeit gefangen, wurden hier doch alle Fragen, die sich ihm in letzter Zeit aufgedrängt hatten, in bestimmter und zufriedenstellender Weise beantwortet. Die Leute, die in diesem Lokal zusammenkamen, waren zwar der Mehrzahl nach einfache Handwerker und Sklaven, aber bei ihnen war nichts von jener niedrigen Gesinnung zu spüren, die man bei andern ihresgleichen gewohnt war.

Mittlerweile war die Notwendigkeit an ihn herangetreten, sich nach einer lohnenden Beschäftigung umzusehen. Da traf es sich, daß Plinius, der neuernannte Statthalter Bithyniens, auf seiner Reise nach jener Provinz durch Ephesus kam. Dem Festmahle, welches er während seines kurzen Aufenthaltes veranstaltete, wohnte auch Clitus bei. Die Folge dieser Begegnung war, daß der feingebildete Statthalter, der sich gern mit gelehrten Männern umgab, dem begabten jungen Athener eine Sekretärstelle anbot, die dieser denn auch bereitwilligst annahm. So war er nach Nicäa gekommen, hatte auch hier wieder die Gottesdienste der Christengemeinde besucht und war schließlich mit Bions Familie und folglich auch mit der schönen Cleone bekannt geworden. In einer gerichtlichen Angelegenheit, die vor dem Statthalter verhandelt worden, hatte er Bion einen Dienst geleistet, und die Bekanntschaft, die in jener Stunde geschlossen wurde, reifte nach und nach zur intimen Freundschaft. Clitus war jetzt einer der Katechumenen, die am nächsten Pfingstfest getauft werden sollten.

Am Tage nach jenem Gottesdienst, von dem im ersten Kapitel die Rede war, kam der junge Sekretär des Statthalters unter einem jener Vorwände, wie sie Verliebte schnell zu finden wissen, nach dem Landgut seines Freundes. Er hatte es so eingerichtet, daß er sich zu einer Stunde einstellte, in welcher Cleones Zwillingsschwester voraussichtlich ihre Gänge zu den Armen und Kranken abmachte. Er wußte und verhehlte es sich auch keineswegs, daß Rhoda ihn als den Gegner ihrer Pläne betrachtete, und wenn sie daheim war, durfte zwischen den beiden kein geheimes Gespräch unter vier Augen stattfinden. Die Mutter war gerade mit ihren Hausarbeiten beschäftigt, und Cleone half ihrem Vater beim Ausputzen und Aufbinden der Weinstöcke. Hier traf Clitus die Geliebte, und da Bion sein Liebeswerben offenbar begünstigte, hätte er keinen Platz finden können, der für seine Zwecke besser geeignet gewesen wäre, als seines Freundes Weinberg. Lauschen wir dem Gespräche der beiden jungen Leute ein wenig, damit wir erfahren, wie es eigentlich zwischen ihnen stand.

Clitus war in sehr freudiger Stimmung.

„O Cleone," rief er glückstrahlend aus, „Du darfst mich beglückwünschen. Heute morgen hat der Statthalter einen Brief vom Kaiser bekommen, der ihm seine Bitte gewährt, die er meinethalben an ihn gerichtet hat. Ich soll das römische Bürgerrecht erhalten. Nun steht mir der Eintritt in irgend ein Amt offen."

Das Mädchen bemühte sich nun zwar zu zeigen, daß sie an seiner Freude und seinem Glück lebhaften Anteil nehme, und doch konnte sie einen Anflug von Traurigkeit nicht verbergen, der sich ihrer bei diesen Worten bemächtigt hatte. Mit erzwungener Heiterkeit antwortete sie: „Nun, mein Herr — denn Du wirst bald zu denen gehören, die über uns arme Provinzbewohner herrschen —, wie sollen wir Dich dann anreden? Welchen Namen eines berühmten Römers wirst Du Dir dann zulegen? Wirst Du ein Julius Cäsar oder ein Tullius Cicero werden?"

„Für Dich werde ich immer Clitus sein," erwiderte der junge Mann, „weil ich diesen Namen trug, als ich das Glück hatte, Dich kennen zu lernen. Doch im Ernst, der Statthalter hat mir erlaubt, seinen Familiennamen anzunehmen, ich werde mich daher künftighin Quintus Cäcilius nennen."

„Und wann wirst Du uns verlassen und die Reise nach Rom antreten?" sagte das Mädchen, während sie sich, wie es schien, große Mühe gab, einen widerspenstigen Weinschößling anzubinden.

„Euch verlassen? — nach Rom gehen? Ich habe doch nichts von Fortgehen gesagt!"

„Aber Deine fernere Laufbahn — in dieser armseligen Stadt wirst Du nichts finden können, was Dich befriedigt. Du erwähntest vorhin, nun stehe Dir irgend eine Ehrenstelle offen; wo findest Du aber, wonach Du strebst, außer in Rom?"

„Du verstehst mich falsch — Du thust mir unrecht, Cleone. Ich will gar nicht so hoch hinaus, wie Du zu glauben scheinst. Wenn ich nur finden kann, was ich suche, dann begehre ich nichts Besseres, als hier mein ganzes ferneres Leben zuzubringen. Ich habe bloß dies sagen wollen, daß mir keine Laufbahn, die ich etwa zu betreten wünschen sollte, verschlossen ist, wenn ich römischer Bürger geworden bin. Aber glaube mir, ich werde kein Amt, und wenn es ein noch so verlockender Posten wäre, annehmen, das mich nötigt, weitab von Nicäa zu wohnen."

Das Mädchen sagte kein Wort. Nach Frauenart, die in solchen Sachen eine scharfe Beobachtungsgabe besitzen, hatte sie es gleich zu Anfang an dem ganzen Benehmen des jungen Mannes gemerkt, daß er heute ein ernstes Ziel verfolge, aber sie hatte sich bemüht, die Entscheidung so lange wie nur möglich hinauszuschieben.

Clitus fuhr fort: „Ich soll den Regierungsposten eines Notars dieser Provinz bekleiden. Der Statthalter hat versprochen, mir späterhin noch etwas Besseres zu geben. Doch ich befürchte, dies interessiert Dich gar nicht.“

„Ich versichere Dich,“ erwiderte das Mädchen, „daß wir das größte Interesse an Deinem Wohlergehen nehmen.“

„Aber Du, Cleone, Du!“ rief der junge Mann mit lebhafter Wärme und ergriff dabei ihre rechte Hand. „Du kennst ja das Ziel, nach dem ich strebe: ich möchte so viel haben, daß ich es wagen könnte, Dich zu bitten, dies mit mir zu teilen. Ich war in der Absicht gekommen, Dir mitzuteilen, daß das Erwünschte mir jetzt gesichert zu sein scheint, und da, fragst Du mich, ob ich nach Rom gehe! O wie grausam! Habe ich doch die ganze Zeit mich mit der Hoffnung getragen, daß ich mich nicht allein um meinetwillen darum bemühte!“

Die arme Cleone befand sich in nicht geringer Verlegenheit. Sie war, nach ihrer Meinung wenigstens, vor eine schwere Entscheidung gestellt. Sie wußte, daß Clitus sie liebe, und daß er ihr nicht gleichgültig sei, mußte sie sich auch gestehen, obschon sie sich die Frage noch nie ernstlich vorgelegt hatte. War er doch auch ein Mann, dem sie ohne Besorgnis ihre Hand zum Lebensbunde reichen durfte. Jedes Mädchen hätte auf einen so vortrefflichen jungen Mann als Freier stolz sein können. Warum sollte sie nicht dem Beispiel ihrer lieben Mutter folgen, die sich auch mit einem, der sie liebte, fürs Leben verbunden hatte? Aber — sollte sie sich doch nicht am Ende dem Diakonissendienste in der Gemeinde widmen? War das nicht eine höhere Pflicht? — Und was würde ihre teuer geliebte Schwester Rhoda sagen, mit der sie bisher in allen Fragen übereingestimmt hatte und die sich gewiß nicht darein finden könnte, wenn sie ehelich würde?

Die arme Cleone stand vor einem ihr Gemüt bedrückenden Rätsel. Weil sie, gleich manchen anderen lieben Christen jener Zeit, in dem Wahn befangen war, daß ein Leben, in dem man sich ausschließlich den Werken der Barmherzigkeit widme, eine höhere Stufe der Heiligkeit bedeute als ein Leben in der Ehe, so konnte sie zu keiner freudigen Gewißheit kommen, was sie in dem vorliegenden Falle thun solle. Unentschlossen stand sie neben dem Manne, der sie so herzlich als seine Lebensgefährtin begehrte. Clitus, dem ihr Schweigen peinlich war, erkannte aus ihrem Benehmen zu seiner Beruhigung jedoch so viel, daß seine Liebeswerbung wenigstens nicht an einer Gleichgültigkeit ihm gegenüber scheitern werde. Sie liebte ihn — sonst würde sie schon Worte gefunden haben, sich deutlich zu erklären. Sie hatte auch ihre Hand der seinigen nicht entzogen. Wohl merkte sie es kaum, daß ihre Hand in der seinigen ruhte, so eifrig sann sie über die richtige Lösung des Rätsels nach, vor das sie sich gestellt glaubte; aber wenn

sie den jungen Mann nicht geliebt hätte, würde es ihr schnell genug zum Bewußtsein gekommen sein.

Endlich brach sie das Schweigen. „O Clitus," sagte sie, „die ernste Zeit, in der wir leben, erlaubt es kaum, daß wir von solchen Dingen reden. Bedenke, was der Prediger erst gestern gesagt hat. Es stehen uns große



„Er ergriff ihre rechte Hand."

Gefahren bevor, auf die wir uns wohl gefaßt halten sollen. Wäre es da recht, wenn wir uns mehr, als durchaus nötig ist, mit irdischen Angelegenheiten befassen wollten? Sagt nicht der heilige Apostel, daß die, welche freien —"

Sie erschrak vor ihren eigenen Worten und brach schnell ab. Tiefe Röte bedeckte ihr jungfräuliches Gesicht. Wie fatal, daß ihr diese Worte

entschlüpft waren! Mochte des jungen Mannes Absicht noch so unmißverständlich hervorgetreten sein, so hatte er doch das Wort Freien noch nicht über seine Lippen gebracht.

Nun aber konnte auch er sich nicht länger halten. „Ach," rief er seufzend aus, „wenn Du nur erst mein Weib wärest! Dann wollte ich nichts fürchten."

„Sagt nicht der Apostel," fuhr Cleone nun unbeirrt fort, „daß die, welche in Zeiten der Not freien, leibliche Trübsal haben werden? Würde ich dann nicht viel mehr um mich selbst besorgt sein, anstatt andere zu stärken und zu trösten? O Clitus, ich meine, ich bin zu etwas anderem berufen. Rhoda und ich sind ganz anders wie andere unseres Geschlechts; das hat sie mir gesagt, und sie hat gewöhnlich recht. Ihren Wünschen entgegen zu handeln, brächte ich nicht übers Herz."

Es war gut, daß Bion, der seine Arbeit in dem Teile des Weinbergs gerade beendet hatte, bei diesen Worten den jungen Leuten sich näherte und beide Hände dem jungen Hausfreund zum Zeichen herzlichen Willkommens entgegenstreckte. Die Unterbrechung konnte unter den Umständen beiden nur angenehm sein.

5. Ein geheimer Anschlag.

Am Abend desselben Tages, an dem Clitus und Cleone das im letzten Kapitel berichtete traute Zwiegespräch miteinander führten, fand anderswo ein ganz anderes Gespräch statt, das von großem Einfluß für ihr künftiges Geschick sein sollte. Der Ort, wo diese verhängnisvolle Unterredung gepflogen wurde, war eine Weinstube außerhalb der Stadtgrenze, unfern dem Versammlungslokal der Christengemeinde. Sie gehörte einem gewissen Theron. Seine Kunden waren größtenteils Handwerker, nur einige Stammgäste aus höherem Stande pflegten sich regelmäßig bei ihm einzufinden. Für diese hatte er ein besonderes Zimmer reserviert. Heute abend saßen drei Gäste an einem aus Citronenholz gefertigten Tische, den der Wirt fast höher schätzte als alles andere, was er besaß, und den er unbedeckt nur solche sehen ließ, mit denen er auf ganz vertrautem Fuße stand. In der Mitte des Tisches stand eine Flasche, die kaum weniger als zwei Gallonen halten mochte. Sie war zur Hälfte mit Wein angefüllt, der in den Tmolusbergen gekeltert worden war. Wegen seines überaus starken Gehalts hatte man ihn jedoch bis zur Hälfte mit Wasser vermengt. Die Gäste füllten sich ihre Becher selbst aus der Flasche.

Einen der drei Männer kennen wir bereits. Es ist Verus, der tags zuvor in der Gemeinde der Christen als ein unbußfertiger Heuchler und Sünder offenbar geworden war. Der zweite, den seine Trinkgenossen mit einer gewissen Ehrfurcht behandeln, ist ein ältlicher Mann in der Tracht

eines wohlhabenden Kaufmanns jener Zeit. Ein gewisser Zug von Intelligenz findet sich in seinem Gesicht. Aber der scharfe, gierige Blick seiner Augen, die spitze Nase und die dünnen, blutleeren Lippen, die fast immer fest geschlossen sind und sich nur selten öffnen, und dann nur zu einem halben, kalten Lächeln — dies alles stempelt es doch zu einem unheimlichen Gesicht. Lucilius — so hieß der Mann — war von vornehmer Abkunft und hatte eine gute Bildung genossen, aber all sein Sinnen und Trachten war auf Gelderwerb gerichtet, und dieser Mammonssinn, ja diese Mammonsknechtschaft hatte sich seinem Gesicht deutlich aufgeprägt.

Der dritte der Weinzecher war ein berufsmäßiger Wahrsager. Heutzutage bedienen sich diese verworfenen Menschen, die sich dem Satan mit Leib und Seele verkauft haben, bei ihrem unheimlichen Teufelsgeschäft meistens der gewöhnlichen Spielkarten oder zerfetzter Traumdeutebücher, oder sie geben vor, die Zukunft aus den Gestirnen, den Linien der Hand und dergleichen lesen zu können. Damals aber waren Karten noch etwas Unbekanntes, und von Traum- und Sterndeutungen wurde nicht viel gehalten. Der Wahrsager, der an diesem Abend in Therons Weinstube saß, behauptete die Zukunft aus gewissen Merkmalen tierischer Eingeweide erschauen zu können. Das größte Gewicht wurde von Wahrsagern dieser Art auf die Beschaffenheit und das Aussehen der Leber gelegt. Wenn der Leber, die besichtigt wurde, die gehörige Spitze fehlte, dann stand dem Fragenden etwas Schreckliches bevor. Es gab Linien, die einem langes Leben, und Linien, die einem Reichtum prophezeiten. Feuersgefahr, Gefahren zu Wasser, bevorstehende Geschäftsverluste oder die Hoffnung auf eine reiche Erbschaft: alles das sollte je nach der Beschaffenheit der verschiedenen Leberteile zu erkennen möglich sein.

Daimon hieß der Mann, der sich mit diesen Teufelskünsten seinen Lebensunterhalt erwarb. Er stammte aus Sicilien, gab sich aber für einen Etrusker aus, um desto eher Zuspruch zu bekommen, da die Etrusker im römischen Reiche für die Erfinder der Wahrsagekunst galten. Die sprichwörtliche Beleibtheit der Wahrsager vermißte man auch bei ihm nicht. Seine kleinen, trüben Augen, in denen sich bei zeitweiligem Aufleuchten Habsucht und tückische Verschlagenheit ausprägte, seine dicken, schwülstigen Lippen und stark aufgedunsenen Backen, die von gewohnheitsmäßigem Zechen gerötet waren, verrieten nur zu deutlich, daß er ganz im Fleischesdienst aufging.

Er war augenblicklich in sehr verdrießlicher Stimmung und machte seinen beiden Trinkgenossen gegenüber mit lauter und rohklingender Stimme seinem zornerfüllten Herzen Luft. Unter dem Reden vergaß er jedoch nicht, dem Weine fleißig zuzusprechen.

„Es ist ganz unerhört, wie seit einiger Zeit die Götter mißachtet wer-

den! Es muß einen Fluch über das Land bringen. Bald wird nichts mehr heilig gehalten werden. Dürfen wir hoffen, daß noch ein Mensch sich um den andern kümmern wird, wenn man nichts mehr nach den Göttern fragt? Kinder werden ihre Eltern nicht mehr ehren, und Eltern ihren Kindern keine Liebe mehr erweisen. Die Heiligkeit der Ehe, die Rechte des Eigentums, nichts, nichts wird uns erhalten bleiben, wenn diese Atheisten* noch länger ungestraft ihre höchst verderblichen Lehren weiterverbreiten dürfen."

„Dein Eifer macht Dir alle Ehre," unterbrach hier Lucilius mit einem kaum bemerkbaren höhnischen Lächeln den Redenden. „Aber wir wissen ja, daß Daimon die Aufrechterhaltung eines wohlgeordneten Familienlebens sehr am Herzen liegt."

Daimon stand wegen des Lebenswandels, den er führte, in üblem Geruch, und ehrbare Heiden schämten sich, Umgang mit ihm zu pflegen. Aus demselben Grunde hatte seine Frau ihn verlassen und erwarb als Krankenwärterin ihren Lebensunterhalt. Seinen Kindern hatte er das Haus verboten. Er fühlte den Stich kaum, den Lucilius ihm versetzt hatte, aber er verstand den Wink und griff seine Sache nun etwas praktischer an.

„Seht Euch nur unsere Tempel an," fuhr er fort, „ihre Höfe sind mit Gras bewachsen. Es verstreichen oft mehrere Tage, ohne daß auch nur einer kommt, dort anzubeten. Wie Schneefall zur Sommerszeit, eine solche Seltenheit ist es, daß Rauch von ihren Altären aufsteigt. Und wenn einmal ein Opfertier gebracht wird, so ist es ein armseliges, halb ausgehungertes Geschöpf: ein grindiges Schaf oder abgearbeiteter Ochse, den man vor dem Pflug nicht mehr gebrauchen konnte, Tiere, die für des Metzgers Messer nicht mehr gut genug sind, geschweige denn für des Priesters Opferbeil. Findet aber wirklich ein anständiges Opfer statt, so werde ich oft gar nicht hereingerufen. Man gönnt mir die zehn Drachmen nicht — denn so weit habe ich meine Gebühren schon herabsetzen müssen. ‚Was sollte uns eine Kalbs- oder Schafsleber über zukünftige Dinge sagen können!' — so ruft man verächtlich aus. Welch unerhörte Gottlosigkeit! Es sollte doch jeder bedenken, wie groß der Nutzen ist —"

„Schon gut, schon gut!" fiel ihm Lucilius hier ärgerlich ins Wort. „Erzähle uns ganz kurz, was denn eigentlich Deine Beschwerden sind."

„Nun, daß ich's mit einem Wort sage: Ich werde einfach ausgehungert. Letzte Woche habe ich zwei-, dreimal nur Brot und Bohnen gehabt. Vor zehn Jahren verging kein Tag, an dem ich nicht zwei- bis dreimal Opferschau gehalten hätte. Da hatte ich Tag für Tag die Wahl zwischen Rind- oder Kalbfleisch, Schaf- oder Lammfleisch oder auch Schweinefleisch,

* Atheisten, d. i. Leute, die an keinen Gott glauben, wurden die Christen u. a. auch gescholten, weil sie eben sämtliche Götzen der Heiden verwarfen.

jetzt aber muß ich froh sein, wenn ich ein ranziges Stück Ziegenfleisch bekomme, das ich früher selbst meinem Sklaven nicht gegeben hatte. O es ist schrecklich! Gewiß werden die Götter diese Bosheit nicht ungestraft lassen."

„Wenn man Dich ansieht, mein lieber Daimon, sollte man kaum denken, daß es so bedauerlich um Dich stände," wandte Lucilius ein. „Aber sage mir, wer oder was nach Deiner Meinung schuld daran ist, daß die Götter so vernachlässigt werden und daß man sich so wenig um die Erforschung der Zukunft kümmert?"

„Natürlich die Christen," sagte Daimon, „wer sonst?"

„Aber," gab Lucilius zurück, „ihre Zahl ist schwerlich groß genug, um hier ernstlich in Betracht kommen zu können. Es sind ja auch, wie mir gesagt wird, meistens arme Leute und sogar Sklaven. Auf die könntest Du ja so wie so nicht rechnen."

„Mein lieber Herr," erwiderte Daimon, „es handelt sich nicht sowohl um die Christen selbst als vielmehr um das Beispiel, das sie andern geben. Das Volk sagt eben so: ‚Diese Christen scheinen sehr ordentliche, ehrliche Leute zu sein: sie rauben und morden nicht, sie sind freundlich und mildthätig gegen Kranke und Arme, wir können uns darauf verlassen, daß sie uns nie übervorteilen oder betrügen, und sie scheinen auch einigermaßen vorwärts zu kommen. Man sieht sie aber nie in den Tempel gehen, um den Göttern auch nur ein Lamm zu opfern.' Was könnte schlimmer sein? Wenn man's recht bedenkt, richten sie durch dies böse Beispiel zehnmal größeren Schaden an, als wenn sie alle miteinander Diebe und Mörder wären. Es mag einer im übrigen ein noch so guter Bürger sein, ist er aber ein Verächter der Götter, so ist er doch ein schädlicher Mensch, ein Feind des Staates. Es kann nicht ausbleiben, daß er hierin viele Nachahmer findet. Die Christen sind an alle dem ruchlosen Wesen schuld."

„Aber was willst Du denn eigentlich von mir?" fragte Lucilius. „Zugegeben, daß das alles wahr ist, so weiß ich doch nicht, warum ich ihnen etwas zu leide thun sollte. Ich habe zwei oder drei Gutspächter, von denen ich gehört habe, daß sie Christen seien, das sind ehrliche und fleißige Leute, die mir meinen Pachtzins pünktlich auf den Tag bezahlen. Warum sollte ich sie belästigen?"

„Verzeihe gütigst," unterbrach hier Verus, der sich bis dahin an dem Gespräch noch gar nicht beteiligt hatte, „verzeihe, wenn ich daran erinnere, daß noch nicht alles gesagt worden ist. Diese Gemeinschaft von Christen besteht im Widerspruch zu den Gesetzen des Staates."

„Freilich," rief Lucilius, „das wissen wir alle — obwohl Du, mein lieber Verus, diese Entdeckung erst nach langer Zeit gemacht zu haben scheinst, wenn ich nämlich recht berichtet worden bin, daß Du das Amt eines Schatzmeisters bei ihnen verwaltet hast."

„Ihren wahren Charakter habe ich erst kürzlich kennen gelernt," sagte Verus. „Dann säumte ich aber auch nicht, ihre Gemeinschaft zu verlassen."

„Aha!" hohnlachelte Lucilius, „das muß um die Zeit gewesen sein, als sie Deine Rechnung nachgesehen und geprüft haben. Weißt Du auch, daß man hat munkeln hören, die Christen hätten da unliebsame Entdeckungen gemacht?"

Verus hätte dem Redenden gern eine gehörige Maulschelle gegeben, zwang sich jedoch zu einem krankhaften Lächeln. „Mein verehrter Herr, Du beliebst wohl zu spaßen," sagte er. „Glaube mir, die Christen sind nicht so unbedeutend oder so arm, wie Du Dir vorstellst. Ich nenne Dir z. B. den alten Ritter Antistius. Niemand hält ihn für einen reichen Mann. Der Wein, den er trinkt, kostet nicht mehr als einen Denarius* die Gallone, und davon gönnt er sich nur wenig. Aber wir wissen, wie viele Almosen er giebt. Er giebt nicht nur hier mit vollen Händen, seine milden Gaben werden auch nach Smyrna, Ephesus und vor allem nach Rom geschickt. Du kannst Dich darauf verlassen, was ich sage, denn das Geld ging früher durch meine Hände."

„Und blieb zum Teil drin kleben," warf der andere in giftigem Tone hin. Sticheln war eine Leidenschaft bei ihm, eine Gewohnheit, die seinen habsüchtigen Zwecken freilich oft übel zu statten kam. „Aber was geht mich das an? Was frage ich danach, wie ein alter Narr sich von seinem Gelde trennt? Wenn er auch alle Bettler und Krüppel im ganzen Kaiserreich füttert, so kann mir das doch höchst einerlei sein."

„Eins vergißt Du, mein Herr," gab Verus zurück; „wenn es vor Gericht bewiesen wird, daß Antistius zu einer vom Staate verbotenen Gesellschaft gehört — und darüber besteht kein Zweifel, daß die Gemeinschaft als solche bezeichnet werden muß —, dann werden alle seine Güter vom Staate eingezogen, und von dem Gelde, das in des Kaisers Schatzkammer fließt, erhalten diejenigen eine angemessene Summe, die der gerechten Sache ihren Beistand geleistet haben."

Bei diesen Worten trat in dem bisher gleichgültigen, verächtlichen Verhalten des Lucilius plötzlich eine Änderung ein, obschon er sich Mühe gab, die angefachte Geldgier nicht zu deutlich merken zu lassen.

„Nun ja," sagte er, „daran mag schon etwas sein, aber ich möchte mich an dergleichen doch nicht beteiligen."

„Du darfst nicht meinen," fuhr Verus fort, „daß Antistius der einzige ist. Es giebt noch genug andere, bei denen es sich wohl der Mühe lohnte, daß man sie angäbe. Der Farmer Bion z. B. ist ein wohlhabender Mann, obwohl man es kaum glauben sollte. Es sind noch mehr in diese

* Circa 20 Cents.

Sache verwickelt. Du würdest ein ganz ungläubiges Gesicht machen, wollte ich Dir ihre Namen nennen. Und Du findest sie nicht nur hier, nein, in der ganzen Provinz sind sie zerstreut. Ich halte alle Fäden in meiner Hand, und wenn ich wollte, könnte ich Enthüllungen machen, über die Du staunen würdest."

„Was schlägst Du vor?" fragte Lucilius.

„Daß wir dem Statthalter davon Anzeige machen."

„Wird er aber in der Sache etwas thun? Er ist sehr philosophisch und duldsam angelegt."

„Er muß handeln, selbst wenn er nicht will. Des Kaisers Befehle sind nicht zu umgehen. Er verfährt sehr streng gegen diese geheimen Gesellschaften. Hast Du nicht davon gehört, daß die Einwohner von Nikomedien eine Feuerwehrmannschaft ins Leben rufen wollten? Im Dezember des vorigen Jahres wäre bald die ganze Stadt in Asche gelegt worden. Als das Feuer ausbrach, war nichts zur Hand: kein Eimer und nicht einmal eine Yard Schlauch, und als endlich dies und jenes zur Stelle geschafft worden war, war niemand da, der Hand ans Werk gelegt hätte, um den immer weiter um sich greifenden Brand zu löschen. Die Folge war, daß die Stadt mehr als zur Hälfte niederbrannte, unter anderm die schönsten und kostspieligsten Gebäude. Die Leute baten um die Erlaubnis, eine Feuerwehr einrichten zu dürfen. Der Statthalter legte beim Kaiser auch ein gutes Wort für die Bittsteller ein. Aber umsonst — Trajan gestattete es nicht. Wenn es noch keine geheime Gesellschaft wäre, schrieb er, so könnte daraus doch bald eine solche entstehen. — Nein, wenn wir unsere Sache erst in Gang gebracht haben, wird der Statthalter handeln müssen, ob er es nun gerne thut oder nicht. Wir müssen so viele Christen wie nur möglich zur Anzeige bringen. Eine Anzeige sendest Du ein, eine andere Daimon, und Daimon kann der seinigen ja seine Beschwerde betreffs der Opfer beifügen. Als dritter gesellt sich Euch unser guter Wirt Theron gewiß gerne bei, der sich beklagt, daß die Christen so nüchterne Leute seien, daß sie den Besitzern von Weinschenken das Brot vom Munde wegnehmen. Was mich anbetrifft, so wäre es wohl besser, mein Name bliebe ungenannt. Meine alten Freunde und Brotherren könnten es sonst erfahren, daß ich Schritte gegen sie eingeleitet hätte, und das möchte ich nicht. Aber es kommt im Grunde wenig darauf an, wer die Klageschriften unterzeichnet, und ob sie überhaupt eine Unterschrift erhalten oder nicht. Wenn nur erst recht viele hingeschickt werden — diese Thatsache allein genügt; und das kann ja Dein Schreiber besorgen."

Verus schlug dann noch vor, den Schenkwirt zur Beratung herbeizuziehen. Dieser hatte, wie sich erwarten ließ, eine sehr schlechte Meinung von den Christen. „Menschen von niedriger Gesinnung sind es, ein er-

barmliches Pack!" stieß er voll Haß und Verachtung hervor. „Wenn alles nach ihrem Wunsch ginge, gäbe es im ganzen Reich keine Weinschenken mehr. Nie geht einer durch meine Thür. Wenn sich Stammgäste ungewöhnlich lange bei mir aufhalten, wie das zuweilen vorkommt, so sehe ich sie hier und da ihrem Versammlungslokal, einem der Zunfthäuser beim Begräbnisacker, zueilen. Ein schäbiges Chor, wenigstens die allermeisten; mir scheint's, die Hälfte sind Sklaven. Ich habe einen meiner Sklaven, der meine Feldarbeit besorgt, im Verdacht, daß er sich zu ihnen hält. Er trinkt nicht, er spielt nicht um Geld, er schlägt sich auch mit keinem. Ich meine immer, es ist etwas nicht ganz richtig mit einem jungen Mann, wenn er keine Lust hat, sich tüchtig auszutoben, wie es andere thun. Ja, mich würd's freuen, wenn der ganzen Geschichte ein Ende gemacht würde. Wenn das so weiter geht, werden ehrliche Leute kaum mehr ihr Fortkommen in der Welt finden können."

Therons Worte bestärkten die drei in ihrem Vorhaben nicht wenig. Es war Wasser auf ihre Mühle. Man einigte sich gemeinsam auf einen Plan. Eine Anzahl Bittschriften sollten bei dem Statthalter der Provinz eingereicht werden, in denen er gebeten werde, eine gewisse ungesetzliche Gesellschaft von Leuten aufzuheben, die den Namen Christen oder Nachfolger JEsu trage und deren Mitglieder in der Nähe der Stadt Nicäa ihre Versammlungen abzuhalten pflegten. Lucilius, Verus und Daimon sollten jeder ein Schriftstück einsenden und dafür sorgen, daß ihre Freunde ihrem Beispiele folgten. Außerdem sollte noch eine Anzahl anonymer Klage- und Bittschriften in Handschriften, von denen keine der andern zu ähnlich sei, aufgesetzt werden. Je mehr ihrer waren, einen desto größeren Eindruck würde man auf den Statthalter machen.

Ehe jedoch das saubere Kleeblatt auseinanderging, benutzte Daimon die ihm günstig scheinende Gelegenheit, womöglich ein Geschäftchen für sich zu machen. „Wir haben uns eine wichtige Sache vorgenommen," sagte er mit sehr ernst aussehender Miene zu Lucilius. „Meinst Du nicht, es wäre gut, wenn wir die Götter um Rat fragten?"

„Mein lieber Daimon," antwortete Lucilius, dem es gar nicht in den Sinn kam, auch nur einen Denarius auf diese Weise los zu werden, „wenn ich ein Opfer bringe, dann soll es lieber ein Dankopfer sein. Wenn wir mit unserm Vorhaben Erfolg haben sollten, werde ich mich schon dankbar zu bezeigen wissen."

Doch so leicht ließ sich der aufdringliche Wahrsager nicht abweisen. Konnte er aus dem geldgierigen Lucilius keine zehn Drachmen herausschlagen, so dürfte es ihm doch bei Verus gelingen, indem er sich dessen Feigheit und Furchtsamkeit zu nutze machte.

„Aber Du, mein teurer Verus," sagte er, „solltest billig ein Opfer

bringen — schon um Deinetwillen. Es konnte Dir von unberechenbarem Nutzen sein, wenn Du das Volk durch eine solche That von Deiner Frömmigkeit überzeugen würdest. Das wissen sie alle, daß Du Dich zu den Christen gehalten hast, aber daß Du von ihnen ausgegangen bist, ist weniger bekannt. Wenn es zu einem Volksaufstand kommen sollte — erst kürzlich fand einer in Galatien statt, bei dem etwa ein halbes Dutzend Christen buchstäblich in Stücke gerissen wurde, ehe sich des Statthalters Leibwache dazwischenlegen konnte —, ich sage, wenn dergleichen sich nächstens in unserer Stadt ereignen sollte, dann wären leicht Fehlgriffe möglich. Am Ende würden manche, nachdem sie vom Pöbel ergriffen, sich dagegen verwahren, daß sie Christen seien, oder wenigstens behaupten, sie hätten sich von ihnen losgesagt — und dann möchte man auch Dir nicht glauben, zumal Du ein begüterter Mann bist. Wenn Du Dich aber zu einem öffentlichen Opfer verstehst, bist Du ganz sicher. Kein einziger wird es wagen, Dich auch nur mit einem Worte zu verdächtigen."

Verus war von dem Vorschlag des Wahrsagers einesteils nicht besonders eingenommen. Ein Opfer kostete Geld. Im übrigen hatte er keine Bedenken. Er mochte des Glaubens Kraft nie an seinem Herzen erfahren haben, wenigstens hatte er seit Jahren den christlichen Namen nur zum Deckmantel seiner Bosheit gebraucht. Nun war es schließlich so weit mit ihm gekommen, daß er sich nicht scheute, um irdischer Vorteile willen sogar öffentlich zum Heidentum überzutreten, indem er ein heidnisches Opfer darbrachte. Daß die Gefahr, die Daimon eben geschildert hatte, in der That für ihn vorhanden war, falls er dem Christentum nicht durch einen solchen Akt vor allem Volk absagte, das wußte er sehr wohl. Sein Leben und seine Güter wollte er aber auf jeden Fall retten.

„Daran mag etwas sein," antwortete er nach einer kurzen Pause zögernd. „Ich könnte Jupiter oder Apollo ein Lamm —"

„Ein Lamm!?" unterbrach ihn Daimon mit spöttischem Lächeln, das Enttäuschung und Ärger durchblicken ließ, „ein Lamm? Die ganze Stadt würde Schande über Dich ausrufen. Du solltest nichts weniger als eine Hekatombe* opfern.

Nun war die Reihe des Verwunderns an Verus. „Eine Hekatombe!" rief er aus, „was denkst Du denn eigentlich? Meinst Du, ich bin so reich wie der Kaiser, daß Du mir so etwas zumutest?"

„Nun ja," gab der andere zu, „eine Hekatombe möchte am Ende für einen Mann in Deinem Stande etwas großthuerisch aussehen. Aber das sage ich Dir, ein Schwein, Schaf und einen Stier mußt Du drangeben. Etwas Geringeres darf's nicht sein, da Dein Fall ein außergewöhnlicher ist."

---

* Ein Opfer von hundert Ochsen auf einmal.

„Gut denn, ich sage zu," erwiderte Verus; „aber ja keine kostspieligen Nebenausgaben! Teure Blumen kaufen oder die Hörner des Opfertieres vergolden, das will ich nicht — ich kann's nicht erschwingen."

„Das überlaß mir nur," beruhigte ihn Daimon; „ich werde Deinen Geldbeutel berücksichtigen."

Hiermit trennten sich die drei. Der Wahrsager war höchst glücklich über den Erfolg und malte sich schon im Geiste aus, an welch einer reichbesetzten Tafel er in den nächsten Tagen werde speisen können. Verus aber überschlug bereits in niedergedrückter Stimmung die Kosten, welche ihm das Opfer verursachen würde — denn der Mammon war sein Gott. Diesem Götzen zulieb war er zu jeder ruchlosen That bereit, ihm hatte er längst seine Seele verkauft.

6. Eine folgenschwere Unterredung.

Gajus Plinius Cäcilius Secundus, der Nachwelt gewöhnlich unter dem Namen Plinius der Jüngere bekannt, hat sein Tageswerk als Proprätor, d. i. Statthalter der römischen Provinz Bithynien soeben beendet. Augenscheinlich hat ihn die erledigte Arbeit ganz ermüdet, ja nahezu völlig erschöpft. Mit seiner Gesundheit steht es offenbar nicht zum besten; er sieht schwach und elend aus. Ein quälender Schmerz, der ihn seit Jahren nicht mehr verlassen, hat in seinen sanften, zarten Gesichtszügen deutliche Spuren zurückgelassen, sie ganz verzogen. Die Wangen sind bleich, nur in der Mitte derselben zeigt sich eine hektische Röte, jenes verdächtige runde Fleckchen, das den Schwindsüchtigen verrät. Auf seiner Stirn ziehen sich bereits tiefere Furchen hin, als man es bei einem Mann in seinem Alter erwarten sollte, denn er steht erst im fünfzigsten Lebensjahr. Seine Haltung ist eine gebückte, sein Körper gebrechlich, mager, ja fast gänzlich abgezehrt.

Sehen wir uns in seinem Zimmer ein wenig um, so erkennen wir sofort, daß wir hier einen gebildeten Römer vor uns haben. Trotzdem es seine Amtsstube ist, in der er sich befindet, so hat dieselbe doch etwas Ähnlichkeit mit einem Studierzimmer. Ein aus Elfenbein und Ebenholz geschnitztes zierliches Bücherbrett steht in nächster Nähe seines Amtsstuhls, so daß er die halb Dutzend Pergamentrollen, die auf demselben liegen, bequem mit der Hand erreichen kann. Als Gelehrter, Schriftsteller und Bücherfreund giebt er sich lieber mit dem Studium als mit den oft nur allzu verdrießlichen Amtsgeschäften ab. Diejenige Wand des Zimmers, welcher er beim Sitzen das Gesicht zukehrt, ist mit einer sehr großen Landkarte der Provinz Bithynien behangen, und den noch übrigen Raum nehmen größtenteils Dokumente, Pläne für öffentliche Regierungsgebäude und andere minder wichtige amtliche Schriftstücke ein. Doch hat er, um das Amtszimmer möglichst schön auszuschmücken, auch mehrere Büsten berühmter Männer,

einige geschmackvolle korinthische Ziergegenstände und Statuetten aus feinem parischen Marmor hin und wieder aufgestellt. In einer Ecke des Zimmers sitzt sein Sekretär und schreibt; würden wir näher hinzutreten und über des fleißigen Schreibers Schulter weg einen Blick auf seinen Tisch werfen, so würden wir bald erkennen, daß er nicht etwa damit beschäftigt ist, ein Antwortschreiben auf eine eingegangene Bittschrift oder einen Bericht an den Kaiser aufzusetzen, es ist vielmehr eine hübsch verzierte Abschrift eines Gedichtes, das der Statthalter ihm im Laufe des Tages diktiert hat, die er mit möglichst kunstreichen Strichen und Schnörkeln höchst sorgsam ausführt.

Plinius hat gerade ein Stärkungsmittel zu sich genommen, das ihm sein Leibarzt zusammengebraut, und sich darauf von seinem Stuhle erhoben, als der Soldat, der vor der Thür des Zimmers Wache hält, Besuch anmeldet: „Cornelius Tacitus wünscht Seine Excellenz den Statthalter zu sprechen." Plinius empfing den Eintretenden, der bereits seit einigen Tagen sein Gast gewesen war, mit sichtlich hoher Freude.

„Dein Besuch, mein teurer Tacitus, hätte mir nicht willkommener sein können als eben zu dieser Stunde," rief er ihm entgegen. „Entweder bin ich heute zur Abwickelung meiner Amtsgeschäfte schlechter aufgelegt als sonst, oder die Geschäfte, die mir heute zur Erledigung vorlagen, haben mich ungewöhnlich angestrengt. Erstlich einmal scheint es, als ob man hier nichts thun könne, ohne lauter Fehler und Dummheiten zu begehen. In einer Stadt haben sie auf den Bau einer Wasserleitung bereits Millionen von Sesterzen gewandt, da stürzt eines guten Tages einer der großen Bogen ein! Hier in Nicäa hat man ebenfalls Millionen für ein Amphitheater ausgegeben, und siehe da, jetzt senken sich die Mauern und bekommen überall Risse, weil die klugen Leute das Fundament auf Marschland gelegt haben! Und dann will, scheint's, jeder etwas von mir. Schier unglaublich ist's z. B., wie viele hier um die Verleihung des römischen Bürgerrechts nachsuchen. Wenn Rom ganz ausgestorben wäre, es könnte mit diesen Leuten fast wieder völlig bevölkert werden. Doch schließlich mache ich mir aus alledem nicht so viel. Man muß nur fest bleiben und sie mit einem entschiedenen Nein abweisen. Aber hier habe ich eine weit ernstere Sache, in der mir Dein Rat sehr erwünscht wäre."

Der Statthalter überreichte seinem Freunde zwei oder drei kleinere Pergamentrollen, die er aus einer größeren Anzahl, die auf dem Tische lag, herausgegriffen hatte. Tacitus nahm sie und las, und während er ihren Inhalt durchmaß, wurde sein Blick immer ernster, ja, was er las, schien ihn zu beunruhigen.

„Was soll ich in der Sache thun?" sagte der Statthalter nach einer kurzen Pause. „In den letzten zwei, drei Tagen sind diese Bittschriften

haufenweise bei mir eingelaufen. Was Du hier siehst, ist kaum die Hälfte der Gesamtzahl. Sie haben fast alle denselben Wortlaut, und es kommt mir so vor, als seien auch viele in einer und derselben Handschrift verabfaßt. ‚Seiner Excellenz dem Statthalter sei hiermit kund gethan, daß hier eine geheime Gesellschaft besteht, die sich nach einem gewissen Christus nennt und die in der Nähe dieser Stadt unerlaubte Versammlungen abhält, und daß deren Glieder sich vieler Beleidigungen gegen die Majestät des Kaisers und einer groben Mißachtung der Götter schuldig machen,‘ und dann folgt eine lange Namenliste der Glieder dieser Gesellschaft. Einige dieser Namen sind mir bekannt, aber merkwürdigerweise wüßte ich keinem etwas Böses nachzuweisen. Kannst Du mir vielleicht über diese Gesellschaft, die sich nach einem Christus nennt, etwas Auskunft geben?“

„Das könnte ich schon,“ erwiderte Tacitus. „Es sind schon mehr als fünfzig Jahre her, seit ich von diesen Leuten gehört habe, und seitdem habe ich ihr Thun und Treiben mit nicht geringem Interesse verfolgt. Es war im elften Jahr der Regierung Neros — Du hattest damals noch nicht lange das Licht der Welt erblickt, kurz, es war in den Tagen, als fast das halbe Rom durch Feuer zerstört wurde.“

„Ich entsinne mich jenes Brandes gar wohl,“ fiel Plinius hier ein, „obschon ich erst drei Jahre zählte. Wenn man mitten in der Nacht plötzlich aufgeweckt wird, weil das Haus in Flammen steht, das vergißt man nicht wieder.“

Tacitus fuhr fort: „Nun, ich werde die schrecklichen Stunden auch nicht vergessen. Doch die Greuel, die auf den Brand folgten, waren schlimmer als dieser selbst. Unter dem Volk ging heimlich das Gerede, der Kaiser habe die Stadt selbst angezündet, da er vorhabe, sie nach einem besseren Plan umzubauen. Ob er es gethan hat, das mag dahingestellt bleiben — er wäre einer solchen Schandthat schon fähig gewesen. So viel ist sicher: er gebärdete sich damals, als hätte er seine größte Lust an dem Schauspiel, welches das Feuer seinen Augen bot, da er demselben von dem Dache seines Palastes aus mit ausgelassener Freude zuzusehen schien und selbstgedichtete alberne Verse über den Brand Trojas aus vollem Halse sang. Nach und nach wurde jenes Gerede im Volk immer lauter, denn über die Hälfte der Einwohner war obdachlos geworden. Um nun der Wut des Volks nicht zum Opfer zu fallen, suchte dieses Ungeheuer die Schuld für den verheerenden Brand auf andere zu werfen und von sich abzuwälzen. Die Christen sollten an dem Unglück der Stadt schuld sein. Du kennst ja den römischen Pöbelhaufen: wenn der nur jemand hat, an dem er seine unbändige blinde Wut auslassen kann, so fragt er nicht lange, ob das Opfer seiner Wut wirklich schuldig oder unschuldig ist. Von den Unmenschlichkeiten, die an diesen armen Christen verübt wurden, konnte ich

nur wenig sehen, aber was ich gesehen, erfüllt mich noch heutigentags mit Schauder und Entsetzen, wenn mich mein Weg an jener Stätte vorbeiführt. Es war an der Ecke des Palatinischen Gartens. Man hatte einen der Bedauernswerten an einen Pfahl gebunden und um diesen Pfahl einen Scheiterhaufen aufgebaut, doch nicht nahe genug, um die Qualen des Opfers in wenigen Augenblicken zu beenden, nachdem der Holzstoß angezündet worden. Nie werde ich dieses Gesicht vergessen. Trotzdem es dunkle Nacht war, konnte ich es deutlich sehen, so hell schlug die Lohe empor. Es war noch nicht im geringsten versengt, aber es verriet auch nicht die leiseste Spur von Furcht. Als ob er ein Bräutigam wäre, so strahlte sein Angesicht vor Freude. Ich war damals noch ein Knabe, aber das fiel mir doch auf, und ich dachte bei mir selbst: Das sind ja merkwürdig halsstarrige Leute; die könnten dem Staate sehr gefährlich werden. Dieser Meinung bin ich seither je und je gewesen, und alles, was ich gesehen und gehört habe, hat mich nur darin bestärkt."

„Aber," meinte der Statthalter, „hast Du je die Erfahrung gemacht, daß ihr Aberglaube irgendwelchen gottlosen oder gemeinschädlichen Charakter trage? Ich habe mir von ihrem Treiben seltsame Dinge erzählen lassen, z. B. daß sie das Blut ihrer Kinder mit ihren Opfern mischen, daß sie sich schändlicher Zügellosigkeit ergeben und dergleichen mehr. Glaubst Du, daß etwas Wahres an den Gerüchten ist?"

„Um offen zu sein," erwiderte Tacitus, „so gestehe ich Dir, daß ich diesen Gerüchten keinen Glauben beimesse. Ich bin im Gegenteil davon überzeugt, daß es ungemein unschuldige und harmlose Leute sind; daß sie weder morden noch stehlen, ja daß wenn alle Menschen wären wie sie, unsere Polizeidiener und Soldaten wenig zu thun hätten."

„Trotzdem," gab Plinius zurück, „scheinst Du in etwas feindlichem Tone von ihnen zu reden. Wenn sie so tadellos leben, müssen sie ja notwendigerweise vortreffliche Staatsbürger sein."

„Eben das sind sie nicht," war die Antwort, die Tacitus nach kurzem Zögern gab. „Nach meiner Überzeugung ist Gehorsam die Grundlage unsers Gemeinwesens, wie einst gegen Senat und Volk, so jetzt gegen den Kaiser. Niemand darf seinen eigenen Willen oder seinen eigenen Glauben höher stellen als diesen Gehorsam gegen die Gesetze des Staates. Thut er das, so reißt er die Grundlage um. Befiehl aber einem dieser Christen, nur eine Fingerspitze voll Weihrauch auf einen unsrer Altäre zu streuen, und Du wirst sehen, er wird sich dessen weigern. Nicht einmal der Kaiser könnte ihn dazu zwingen. Auf den Weihrauch kommt es hierbei ja gar nicht an — ob der gestreut wird oder nicht, das kann weder dem Staat noch irgend einem Unterthanen im Staat nützen oder schaden; aber das darf nicht geduldet werden, daß sich irgend ein Bürger herausnimmt zu sagen,

was er zu thun und was er nicht zu thun bereit und gewillt sei. Du kannst Dich darauf verlassen, mein lieber Plinius, wenn ich Dir sage, daß diese Christen gefährliche Leute sind, mögen sie immerhin nie als Angeklagte vor die Schranken unserer Gerichte gefordert werden, und daß eins von beiden geschehen muß: entweder macht das römische Reich es ein Ende mit ihnen oder sie machen ein Ende mit dem römischen Reich!"

„Was soll ich denn nach Deinem Dafürhalten thun?" fragte der Statthalter beunruhigt.

„Gehe energisch wider diese Leute vor: laß sie samt und sonders gefangennehmen, rotte die ganze Sekte aus!"

„Aber das wäre zu entsetzlich. Es wäre, mit Verlaub zu sagen, ein unsinniges Vorgehen. Ein Statthalter sieht, wie ein Heer von Dieben und Kehlabschneidern, wie Lasterknechte, Verbrecher und Schurken aller Art im ganzen Lande ihr freches Wesen treiben — diese Habichte und Aasgeier soll er sich selbst überlassen und dafür über eine Schar unschuldiger Tauben herfallen?! Verzeihe, wenn ich's Dir frei heraus sage, daß ich Dich noch nie so unphilosophisch habe reden hören."

„Es giebt eben Zeiten," versetzte Tacitus, „da kommt nicht sowohl die Philosophie in Betracht als vielmehr die politische Klugheit. Denke an unsern Kaiser. Du weißt, was für ein Mann er ist. Er ist kein rasender Wüterich wie Nero; er ist auch kein menschliches Ungeheuer wie Domitian, der von solcher Mordlust beseelt war, daß er sogar die armen Fliegen nicht verschonen konnte. Dennoch verfuhren weder Nero noch Domitian mit so großer Strenge gegen die Christen, wie er es thut. ‚Gehorcht mir,' spricht er, ‚oder ihr müßt für euren Ungehorsam büßen. Lasse ich euch eure eignen Wege gehen, so geht mein Reich zu Grunde.' Ja, mein teurer Plinius, so hart es einen Mann von Deinem Zartgefühl auch ankommen mag, hier gilt es entschieden auftreten."

„Ich werde den Kaiser um Rat fragen, was ich thun soll," sagte der Statthalter, der sich durch die Schlußfolgerungen seines Freundes arg in die Enge getrieben fühlte.

„Du würdest ohne Zweifel sehr wohl daran thun," redete Tacitus zu. „Wie ich höre, wünscht er es, daß man sich in jeder Angelegenheit bei ihm Rats erholt. Es ist mir freilich ein Rätsel, wie er es möglich macht, die vielen Geschäfte zu erledigen. Mittlerweile solltest Du nicht unthätig sein. Den entscheidenden Schlußakt kannst Du ja bis auf weiteres aufsparen, aber wenn ich Trajan recht kenne, würde er sehr ungehalten sein, falls Du fürs erste noch gar nichts gethan hättest."

„Wozu würdest Du mir denn raten?"

„Schicke eine Wache von Soldaten aus und laß die ganze Gesellschaft während einer ihrer Versammlungen arretieren. Es wird Dir ein leichtes

sein, den Ort wie die Zeit, zu welcher diese abgehalten werden, in Erfahrung zu bringen. In derlei Verbindungen findet sich immer jemand, der ihre Geheimnisse verrat — obgleich von einem eigentlichen Geheimnis hier kaum die Rede sein kann. Du brauchst sie ja nicht alle in Gewahrsam zu halten. Wahrscheinlich werden viele Sklaven darunter sein, denn ich habe mir sagen lassen, daß überall gerade die Sklaven von diesem Aberglauben angesteckt sind. Diese kannst Du wieder freilassen und ihre Herren für sie verantwortlich halten. Auch um gewöhnliche Handwerker und Arbeiter würde ich mich an Deiner Statt nicht viel kümmern. Wenn Du nur alle die einflußreichen Personen, deren Du habhaft werden kannst, in Haft behältst, vor allem ihre Priester oder Ältesten oder Leiter, oder wie sie immer genannt werden mögen."

Der Statthalter drückte mit dem Finger auf die Tischglocke, die nahe vor ihm stand, und befahl dem eintretenden Diener, den diensthuenden Centurio in sein Amtszimmer zu bescheiden.

Nach Verlauf einiger Minuten stand dieser Offizier vor ihm.

„Fabius," sagte Plinius, „Du hast doch wohl schon von Leuten gehört, die sich Christen nennen?"

„Ja, Ew. Excellenz," antwortete der Centurio, „ich habe von ihnen gehört."

Es gehörte bei Fabius eine Fassung — man möchte fast sagen der dumme Blick, wie ihn sich Soldaten infolge der strengen Disciplin nach und nach aneignen, dazu, um jene Antwort geben zu können, ohne dabei auch nur eine Miene zu verziehen. Er war seit einigen Monaten ein Katechumen, das ist einer, der im Taufunterricht stand. Seit kurzem war er geneigt gewesen, sich von diesem Unterricht zurückzuziehen. Die Lehre des Evangeliums zog ihn zwar nicht minder mächtig an wie zuvor, aber sie schien ihm Hindernisse in den Weg zu legen. Dürfte er ein Soldat bleiben, wenn er ein Christ würde? Leider waren seine Lehrer in dieser Frage untereinander selbst nicht einig. Der älteste der drei Prediger, die der dortigen Christengemeinde vorstanden, behauptete, er könne im Kriegsdienst verbleiben, und berief sich dabei auf klare Sprüche der Heiligen Schrift. Er führte auch das Beispiel des Erstlings aus der Heidenwelt, des gottseligen Cornelius an, und wies nach, daß der Apostel von demselben nicht gefordert habe, daß er nach empfangener Taufe seinem Kriegsberufe entsage. Der eine von den beiden jüngeren Mitdienern am Amt aber, ein stürmischer und schwärmerischer Geist, war der entgegengesetzten Meinung. Ein Soldat gehöre im Grunde der Welt an, meinte er, die Welt aber sei die Feindin der Kirche Christi. Natürlich verwirrte dies den guten Fabius, so daß er zu keiner Gewißheit kommen konnte. So viel hatte er freilich erkannt, und darauf hatte auch der greise Prediger hinge-

wiesen, daß der Kriegsdienst unter einem heidnischen Kaiser für einen Christen der Gefahren viele in sich berge, ja daß leicht etwas von ihm gefordert werden könne, dessen er sich als Jünger JEsu unbedingt weigern müsse. Wo er ging und stand, umgab ihn götzendienerisches Wesen; Soldaten mußten oft einem heidnischen Opfer beiwohnen, ja jederzeit könnte er aufgefordert werden, zum Beweise seiner Treue gegen den Kaiser vor dessen Bildnis Weihrauch anzuzünden. So tief war sein Herz jedoch noch nicht vom Evangelium erfaßt, daß er um Christi willen gern alles gewagt, geduldet und verlassen hätte, er war noch nicht zum Herzensglauben hindurchgedrungen. Er wankte und schwankte noch.

Der Statthalter fragte weiter:

„Ist Dir der Ort bekannt, wo sie sich versammeln?"

Fabius bejahte die an ihn gerichtete Frage.

„Und die Zeit?"

Hätte er seine Antwort ohne Zögern gegeben, so würde dies eine zu vertraute Bekanntschaft mit dem Thun und Treiben der Christen verraten haben.

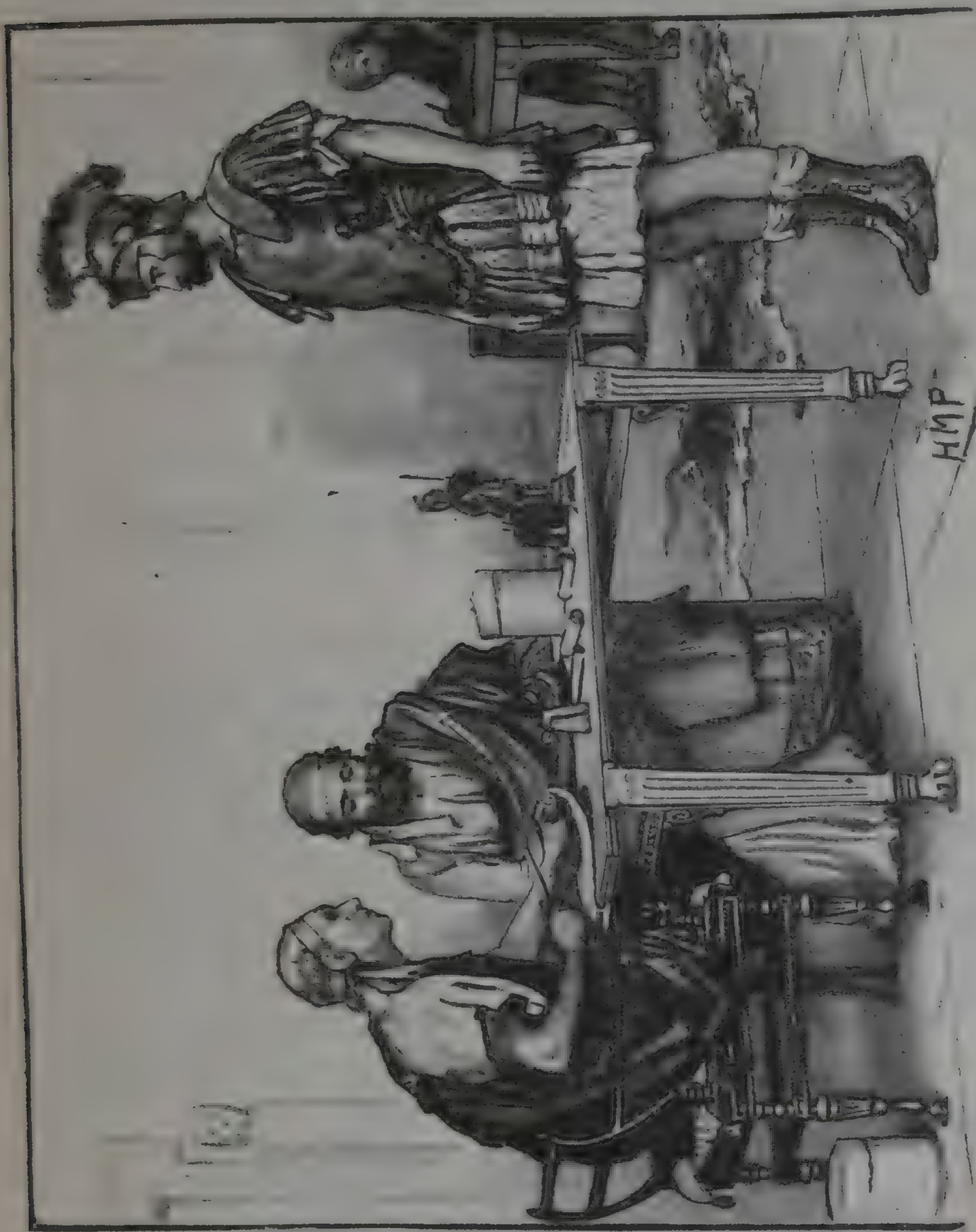
„Ohne Zweifel werde ich auch dies in Erfahrung bringen können," sagte er nach einer kurzen Pause, schämte sich aber der unredlichen Ausflucht, sobald sie über seine Lippen gekommen war.

„Dann begieb Dich bei der ersten Gelegenheit, die sich Dir bietet, mit einer Wache von Soldaten nach ihrem Versammlungslokal und arretiere im Namen des Kaisers alle, die Du dort findest."

„Es soll geschehen, Ew. Excellenz," sagte Fabius, ohne auch nur mit einer Wimper zu zucken, machte seinen militärischen Salut und zog sich aus dem Amtszimmer zurück.

Wer Fabius während der nächsten Stunde in höchster Aufregung in seinem Gemach auf und ab hätte schreiten sehen, hätte in ihm den Centurio kaum wiedererkannt, der soeben noch in so strammer, unbeweglicher Haltung vor dem Statthalter Bithyniens gestanden hatte. Ach, daß er auch in eine solch mißliche Lage kommen mußte! Das hätte er sich nicht träumen lassen, daß ihm ein solcher Auftrag werden könnte. Sollte er die ihm bekannten Glieder der Christengemeinde, die ihm so liebreich entgegengekommen waren und die stets alles für ihn thun würden, was in ihren Kräften stand, blindlings in die ihnen drohende Gefahr rennen lassen? Hieße es aber andererseits nicht, seinen Pflichten als Soldat untreu werden, falls er ihnen eine Warnung zugehen ließe? Der Statthalter vertraute ihm und hatte ihn mit einem geheimen Befehl beauftragt. Durfte er denselben verraten? Ein Mal über das andere kam er zu einem Entschluß, aber nach wenigen Augenblicken hatte er ihn ebenso schnell wieder geändert. Bei seiner bisherigen schwankenden Stellung dem Evangelium gegenüber war dies nicht zu ver-

wundern. Der Kampf, den er so eine Zeitlang mit sich selbst führte, endigte, wie das in dergleichen Fällen zu geschehen pflegt, in einer Art Kompromiß, der es ihm, wie er meinte, ermöglichte, beiden Teilen gerecht zu werden. Günstige Umstände kamen dabei seinem neuen Plan in erwünsch-



„Ist Dir der Ort bekannt, wo sie sich versammeln?“

ter Weise zu statten. In der Frühe des kommenden Morgens würde — das wußte er — der nächste Gottesdienst der Christen stattfinden. Es war nun Mittag. Alle Glieder der Gemeinde zu warnen, dazu war die Zeit zu knapp, selbst wenn er gewußt hätte, wo sie zu finden seien, und das wußte er von den meisten nicht. Aber **e i n e** Person sollte auf jeden Fall benach-

richtigt werden, und das war Bions Tochter Rhoda. Fabius war einer von den vielen, die gerne ihr Herz gewonnen hatten, doch hatte auch er die Wahrnehmung bald gemacht, daß sie bei sich beschlossen hatte, dem Ehestande fern zu bleiben. Trotzdem konnte er den Gedanken nicht ertragen, daß sie von rauhen Soldatenhänden ergriffen und gar etwa in das gemeine Gefängnis geschleppt werden sollte. Das mußte er zu hindern suchen, sollte er darüber auch seinen Offiziersrang verlieren.

Kaum hatte er sich entschlossen, der Jungfrau eine warnende Zuschrift übermitteln zu lassen, als sich ihm hierzu auch eine passende Gelegenheit bot. Gerade ritt einer von Bions Sklaven auf einem mit Feldfrüchten beladenen Esel die Straße entlang. Anrufen durfte er diesen nicht, das hätte Verdacht erregen können. Jedenfalls ging er sicherer, wenn er ihm beim Heimritt sich heimlich näherte, da bis dahin die Dämmerung zweifelsohne heraufgezogen war. So geschah es denn auch. Der Wortlaut des Briefes, den er dem, wie er wußte, zuverlässigen, seinem Herrn treu ergebenen alten Sklaven in die Hand drückte, war folgender:

„Fabius, der Centurio, an Rhoda, Tochter des Bion.

Ich bitte Dich ernstlich, morgen zu Hause zu bleiben. Du und alle, die Dir lieb sind, werdet wohl daran thun, diesen wohlgemeinten Rat zu befolgen. Gott befohlen!"

7. Die Gefangennahme.

Die Warnungszeilen des Centurio wurden richtig an Rhoda abgegeben. Ganz umsonst waren sie nicht geschrieben worden. Ihren allernächsten Zweck erreichten sie freilich nicht. Diejenige, um derer willen sie vor allem verabfaßt worden waren, dachte nicht im entferntesten daran, durch dieselben im Sinne des Schreibers zu profitieren. Wäre nur ihre eigene Person in Betracht gekommen, sie hätte deren Inhalt vielleicht gänzlich verschwiegen, so sehr war ihr Herz von dem Wunsch erfüllt, die Märtyrerkrone zu tragen. Aber wie standen andere dieser Frage gegenüber? Waren alle Mitchristen in der Gemeinde freudig bereit, den Märtyrertod zu erleiden? Und ihre eigne Schwester — wieviel Märtyrerfreudigkeit durfte sie bei ihr voraussetzen? Ja trotz ihres schwärmerischen Enthusiasmus, infolgedessen sie das Martyrium fast s u ch t e, vergaß sie sich doch nicht so weit, daß sie nicht erwogen hätte, was sie ihren lieben Mitchristen schuldig sei, deren Leib und Leben sie von einer großen Gefahr bedroht wußte. Mochte sie sich auch glücklich schätzen, um des Namens Christi willen Schmach, Schmerzen und selbst einen martervollen Tod zu erleiden, so war es doch ihre Christenpflicht, allen Fleiß anzuwenden, daß ihrem Nächsten an seinem Leibe kein Schade noch Leid geschehe. Und wenn nun gar erst einer, den sie hätte warnen können, vor den heidnischen Peinigern matt und schwach würde

und seinen Heiland verleugnete! Welche Vorwürfe müßte sie sich dann machen, von welch nagenden Gewissensbissen würde sie gequält werden!

Ihr Entschluß stand daher bald fest. Sie ging hin zu ihrem Vater und teilte ihm den Inhalt jener warnenden Zeilen mit — nur verschwieg sie den Namen des Schreibers. Bion nahm den richtigen Standpunkt ein, daß es vermessen sei, selbst in diesem Falle, einer so offenbaren Gefahr in die Arme zu laufen, und beschloß, mit seiner Familie zu Hause zu bleiben. Leider hatte er es jedoch versäumt, Rhoda ausdrücklich zu verbieten, in der Frühe des nächsten Morgens sich nach dem Gotteshause zu begeben. Weil sie ihn selbst davon in Kenntnis gesetzt hatte, daß den Besuchern des in der nächsten Morgenfrühe abzuhaltenden Gottesdienstes Gefahr drohe, so hatte er es nicht für nötig erachtet, ihr das Versprechen abzunehmen, demselben nicht beizuwohnen.

Rhoda war am Morgen noch früher auf als sonst. Sie wollte noch vor Beginn des Gottesdienstes mit den drei Predigern der Gemeinde reden und es ihrer Entscheidung überlassen, was in diesem Falle zu thun sei. Sie würden gewiß zum Wohle der Gemeinde zu raten und zu handeln wissen. Würden sie die ihnen anbefohlene Herde ermahnen, sich dem nahenden Sturm nicht ohne Not schutzlos auszusetzen, vielmehr sich zu verbergen zu suchen, bis das Ungewitter vorübergezogen sei, so wolle auch sie dieser Mahnung Folge leisten.

So plante Rhoda. An der Ausführung dieses Planes wurde sie jedoch zum Teil gehindert, und zwar durch einen kleinen Unfall. Obwohl sie früher aufgebrochen war als gewöhnlich, ehe auch nur der erste schwache Schimmer des neuen Tages wahrnehmbar war, so gab sie doch noch weniger als sonst auf ihre Schritte acht. In erregter Hast eilte sie unvorsichtig durch den holperigen Feldweg, der vom Hause nach der öffentlichen Landstraße führte. Noch war sie keine hundert Schritt gelaufen, da stolperte sie so heftig über einen Stein, daß sie im ersten Augenblick meinte, sie könne sich nicht allein wieder aufrichten. Aber ihre fast männliche Entschlossenheit kam ihr hier zur Hilfe. „Gestern abend hast du dich noch nach dem Märtyrertum gesehnt," sagte sie zu sich selbst, „und jetzt solltest du schon allen Mut verlieren, nachdem du nur den Fuß verrenkt hast?!" Ungeachtet ihrer Schmerzen richtete sie sich auf und schleppte sich mühsam weiter. Nur langsam kam sie vorwärts trotz ihres mehr als männlichen Mutes. Anstatt daher das Versammlungslokal noch vor Beginn des Gottesdienstes zu erreichen, hatte derselbe im Gegenteil seinen Anfang genommen, ehe sie viel mehr als die Hälfte des Wegs zurückgelegt hatte. Während sie so in staunenswürdiger Schmerzverachtung ihrem Ziele hinkend entgegensteuerte, holte sie ein junger Sklave ein, der auch auf dem Wege zum Gotteshause war. Er hatte sich verspätet, weil er eine Arbeit, die ihm aufgetragen,

nicht früh genug hatte beenden können. Sofort entschloß sie sich, diesen als ihren Botenläufer zu gebrauchen, und zwar sollte die Botschaft kurz, aber nachdrucksvoll sein.

Der junge Mann hielt seinen Eilschritt an, als er sie erkannte, grüßte höflich und fragte, ob er ihr behilflich sein könne.

„Laß mich nur, Dromio," bat Rhoda, „ich werde mir schon weiterhelfen. Aber lauf Du, so schnell Du kannst, zum Gotteshause und melde dem Prediger Anicetus, daß Gefahr im Anzuge ist."

Dromio ließ sich diese Warnungsbotschaft nicht zweimal einschärfen. Kaum hatte er die Worte gehört, da war er auf und davon wie der Wind, und hatte in wenigen Minuten sein Ziel erreicht.

Die Austeilung des heiligen Abendmahles sollte gerade beginnen, als Rhodas Bote, den Thürhüter zur Seite stoßend, in atemloser Hast und Erregung in die andächtige Versammlung hineinrief:

„Ehrwürdiger Anicetus, es ist Gefahr, Gefahr!"

Solche plötzlichen Alarmrufe waren in jenen Tagen nichts Ungewöhnliches. Wenngleich daher ein nicht geringer Schreck die versammelte Gemeinde ergriff, so entstand doch keineswegs eine kopflose Verwirrung.

Anicetus, der im Dienste seines HErrn schon ergraut war und um seines Bekenntnisses willen zu Christo bereits mehr als einmal in Gefahr seines Lebens gestanden hatte, bewahrte völlig seine Geistesgegenwart.

„Faß Dich erst in Ruhe, mein Sohn," sagte er zu dem jungen Sklaven, „und erzähle dann, woher und von wem Du diese trübe Botschaft hast."

„Ich hörte sie aus dem Munde der Diakonissin Rhoda" — denn so wurde sie schon fast allgemein genannt, trotzdem ihr dieser Dienst noch nicht von der Gemeinde übertragen war. „Ich holte sie ein, als ich auf dem Wege hierher war. Sie hinkte, wie es schien, in großen Schmerzen, obschon sie nicht klagte, und bat mich, diese Botschaft in möglichst großer Eile auszurichten."

„Wenn unsere Schwester Rhoda diese Warnung schickt, dann zweifle ich nicht, daß wirklich Gefahr vorhanden ist. Hast Du unterwegs irgendwelche verdächtige Anzeichen wahrgenommen oder Feinde gesehen?"

„Ich habe weder etwas gesehen noch gehört," antwortete Dromio.

„Und Du kommst von der Stadt her?"

„Ja, aus der Stadt."

„Dann haben die Soldaten den Marsch hierher noch nicht begonnen," sagte Anicetus leiser, wie zu sich selbst. „Wir haben also noch Gelegenheit zu überlegen, wie wir uns verhalten sollen."

Die ganze Gemeinde war einstimmig der Meinung, daß man die Entscheidung, was zu thun, dem greisen Hauptprediger überlassen solle. Gewöhnlich wurde eine solche Angelegenheit von der ganzen Gemeinde als

solcher in Beratung genommen, aber jeder hatte ein so großes Zutrauen zu dem altbewährten Diener am Wort, daß allseitig die Äußerung fiel, wozu er rate, das solle geschehen. Nach einer kurzen Pause sagte er:

„Alle lieben Brüder und Schwestern, die dem Sklavenstande angehören, sollten sich in größter Eile nach Hause zu ihren Herren begeben, um den Soldaten womöglich zu entrinnen."

Unter den männlichen Sklaven wären dem Anscheine nach einer oder zwei, die vor andern mit Mut begabt waren, lieber dageblieben. Aber sie mußten doch einsehen, daß der Rat ihres greisen Pastors wohlgemeint und wohlgegründet war. Einmal hatten sie als Leibeigene nicht über sich selbst zu verfügen, sondern gehörten denen, die sie als ihr Eigentum erkauft hatten. Konnten sie ihr Leben retten, ohne sich dabei zu versündigen, so sollten sie schon um ihrer Herren willen diese Gelegenheit wahrnehmen. Aber Anicetus mochte noch ein anderer Grund bewogen haben, auf die Flucht der Sklaven zu dringen. Bei einem Freien durfte die Folter nicht angewandt werden, ein Sklave wurde jedoch gewöhnlich nicht damit verschont. In einem Falle wie der vorliegende, wo Besuch einer vom Staate verbotenen Versammlung als Anklage vorgebracht werden würde, würde man sich ihrer ohne allen Zweifel bedienen. Waren die Sklaven jedoch erst auf ihrer Herren Haus und Hof, so würden diese schon aus eigenem Interesse ihr möglichstes thun, sie zu schützen, um an so wertvollem Eigentum keinen Schaden zu erleiden. Und daß die Sklaven nicht gefoltert würden, war auch um der Ausbreitung des Reiches Christi willen sehr zu wünschen. Unter den unmenschlichen Qualen hatten Sklaven leider schon öfters lügenhafte Aussagen der scheußlichsten Art gegen ihre Mitchristen gemacht, um nur von der entsetzlichen Folter befreit zu werden. Die Wahrheit hatte den Verfolgern nicht genügt, sie witterten hinter den Gottesdiensten der Christen allerlei Ungesetzlichkeiten und sogar Schändlichkeiten und gaben die Gefolterten daher nicht eher frei, bis sie aus den Elenden das Gewünschte erpreßt hatten. Nichts konnte dem Laufe des Evangeliums aber hinderlicher sein als solche Verleumdungen von seiten derer, die unter den Martern nicht standhaft blieben.

Als die Sklaven sich entfernt hatten, ergriff Anicetus wieder das Wort und sagte: „Teure Brüder und Schwestern, seid stark in dem HErrn und in der Macht seiner Stärke, damit ihr an dem bösen Tage Widerstand leisten, euren Heiland furchtlos bekennen und das Feld behalten mögt. Ich bin desselben in guter Zuversicht, daß, der in euch angefangen hat das gute Werk des Glaubens, der wird es auch vollführen und euch Mut und Beständigkeit verleihen. Seid aber auch klug. Begebt euch nicht ohne Not in Gefahr, denn nur wenn ihr dieser Mahnung folgt, dürft ihr euch des göttlichen Beistandes versichert halten. Werdet ihr verleumdet und ge-

schmäht, so antwortet nichts darauf, sofern ihr mit gutem Gewissen schweigen könnt. Man kann euch nach dem Gesetz nicht zu Aussagen zwingen, die euer Gut und Leben gefährden möchten. Werdet ihr jedoch aufgefordert, etwas zu thun, was sich mit dem Christentum nicht vereinigen läßt, so werdet ihr euch dessen mit Gottes Hilfe standhaft weigern. Nicht um eines Haares Breite dürft ihr da weichen und nachgeben. Aber sehet auch darauf, daß nichts von euch verlangt wird, wozu eure Richter nach den Reichsgesetzen keine Berechtigung haben. Das ist mein Rat, den ich euch in Bezug auf diejenigen Dinge gebe, welche dieses irdische Leben betreffen. Der treue Heiland wird uns beistehen, wie Er es den Seinigen verheißen und schon an so vielen Zeugen der Wahrheit wahr gemacht hat. — Doch da wir noch Zeit übrig haben, so laßt uns jetzt durch den Genuß des Leibes und Blutes unsers HErrn JEsu Christi uns stärken. Das wird eine kräftige Zehrung sein auf dem möglicherweise äußerst rauhen Wege, den wir zu gehen haben werden."

Eben als der greise Prediger geendet, trat Rhoda ein. Die Kräfte, die sie auf ihrem schmerzvollen Gange zum Gotteshause noch aufrecht erhalten hatten, verließen sie völlig, als sie am Ziele angelangt war, so daß sie, ganz erschöpft und einer Ohnmacht nahe, zu Boden sank. Zwei Frauen nahmen sich ihrer an und führten sie in ein Vorzimmer, um ihr ein wenig Ruhe und Linderung zu verschaffen. Unterdessen setzte die kleine Gemeinde die gestörte feierliche Handlung wieder fort. Andächtig erhoben alle ihre Herzen in die Höhe und beteten noch brünstiger als vor noch wenigen Minuten, da jener gefahrverkündende Bote atemlos hereingestürzt kam. Als die Konsekration beendet war, wurde mit der Austeilung des gesegneten Brotes und Weines begonnen — mit welchen Gefühlen, sowohl seitens des Predigers wie der Gemeinde, davon können wir, die dank der Güte Gottes von keiner solchen Verfolgung bedroht sind, uns nur eine schwache Vorstellung machen. „Bis aufs Blut zu kämpfen", wie jene schwachen Männer und Frauen es damals mußten, dazu bedurfte es wahrlich eines christlichen Heldenmuts, der ein Wunder vor unsern Augen ist, ein Wunder göttlicher Gnade in schwachen, sündigen Kreaturen.

Die Austeilung des heiligen Abendmahls hatte fast ihr Ende erreicht, als ein heftiges Klopfen an der Thür des Gotteshauses vernommen wurde, ein Zeichen, daß die Soldaten da waren. Der Centurio Fabius hatte nicht gewagt, die Order des Statthalters insofern zu umgehen, daß er dieselbe nicht in eigener Person ausführte, aber die Gefangennahme selbst zu vollziehen, das vermochte er nicht über sich zu bringen. Einer solchen Entheiligung des Gotteshauses wollte er sich nicht schuldig machen und sandte darum einen Stellvertreter dahin ab in der Meinung, dann seien seine Hände rein. Er hatte diesem Offizier auch angelegentlichst auf die Seele gebunden, mit seinen Arrestanten möglichst säuberlich zu verfahren.

Als derselbe nun Einlaß begehrte, wurde ihm auch auf der Stelle geöffnet. Ein Punkt, auf den die Christen allemal sorgfältig Gewicht legten, war der, daß sie nichts zu verbergen hatten, trotzdem sie es für geraten hielten, sich im geheimen zu versammeln. Der greise Prediger war beim Eintritt des stellvertretenden Centurio gerade dabei, der knienden Rhoda, die sich wieder etwas erholt hatte, das gesegnete Brot und den gesegneten Wein zu reichen. Mit einer gebieterischen Handbewegung, die auf den rauhen Soldaten einen mächtigen Eindruck zu machen schien, winkte er diesem zu, einstweilen zurückzutreten, und beendete dann, ohne weder Miene noch Stimme zu verändern, die begonnene heilige Handlung.

Sobald dies geschehen, wandte er sich an den Soldaten und fragte ihn vorsichtig, was für ein Auftrag ihn hierher geführt habe. Dieser überreichte ihm hierauf die schriftliche und amtlich versiegelte Order des Statthalters, alle diejenigen Personen, die im Vereinslokal der Wollkämmergilde versammelt seien, zu arretieren. Anicetus las das Schriftstück sorgfältig durch und gab es dann dem Offizier mit den Worten zurück: „Es scheint alles seine Richtigkeit zu haben. Wir sind bereit, dem Befehle zu gehorchen."

Die Zahl der Gefangenen belief sich nicht ganz auf vierzig; sechs unter diesen, Rhoda eingeschlossen, waren Frauenspersonen. Den Männern wurden leichte Fesseln angelegt, d. h. der rechte Arm des einen wurde mit dem linken seines Nebenmannes zusammengebunden. Dem alten Ritter Antistius und dem greisen Prediger Anicetus wurde als römischen Bürgern diese Schmach nicht angethan; auch bei den Frauen glaubte man diese Maßregel unterlassen zu dürfen.

Aber es entstand die Frage, was mit Rhoda zu thun sei, da sie offenbar unfähig war, den Weg zu Fuß zu machen. Der stellvertretende Offizier legte seinem Vorgesetzten den Fall vor.

„Eine von den Frauen, die wir gefangen genommen haben, muß notwendigerweise getragen werden," sagte er, „wenn sie die übrigen begleiten soll. Ich bitte unterthänigst um die nötigen Befehle."

Eine beängstigende Ahnung, daß die beschädigte Frau niemand anders als Rhoda sei, stieg sofort in Fabius' Seele auf, als er diesen Bericht hörte. Sein erster Gedanke war, diesen Umstand als Vorwand zu benutzen, um Rhoda ihrer Haft zu entlassen. Aber ebenso schnell ließ er ihn auch wieder fahren. Nein, sie durfte nicht zurückgelassen werden. Mußte sie aber gefangen genommen werden, dann blieb auch nichts anderes übrig, als sie mit den übrigen zu transportieren. Gedrückten Gemüts begab er sich in das Gotteshaus, und schon der erste flüchtige Blick auf ihre Gestalt überzeugte ihn, trotzdem ihr Gesicht ihm nicht zugekehrt war, daß seine Befürchtung nicht umsonst gewesen war. Es war Rhoda. Seine Warnung war doch frucht-

Wo ist das Glück?

Wo ist das Glück? — so hast du oft gefragt
Mit Groll und Neid bei Mühsal und Beschwerden,
Und, ein Enterbter, glaubst du, was man sagt:
Die Reichen sind die Glücklichen auf Erden;
Dort, wo das Kind des Glücks sein eigen nennt
Der Gaben Ueberfluß aus allen Zonen,
Wo man Entbehren nicht, noch Darben kennt,
Dort muß das Glück, das heiß ersehnte, wohnen.

O sähest du, mein Freund, nicht bloß den Schein,
Den goldnen Flimmer auf des Reichen Leben,
Und blicktest in des Wesens Kern hinein,
Nicht diese Antwort würdest du mir geben.
Wie glückverlassen oft bei seinem Geld,
Wie bettelarm will mir der Reiche scheinen,
Beneidenswert und glücklich vor der Welt
Möcht' er am liebsten in der Stille weinen.

Wo ist das Glück? Ach, auf den kalten Höh'n
Des Menschenlebens hab' ich's nicht gefunden;
Dicht bei den Kronen auch die Dornen stehn,
Oft deckt der Purpur Herzensweh und Wunden;
Der ungestillt im Durst nach Golde bleibt,
Der den Genüssen frönt in tollem Jagen,
Und den der Ehre bleicher Schimmer treibt, —
Mußt, Armer, du den Aermern nicht beklagen?

Arm bist du nicht, weil du die schwere Zeit
Hinschleppen mußt im Druck der Lebenssorgen,
Und weil dein Hüttchen in der Einsamkeit
Dem Blick der großen Menge blieb verborgen.
Doch wenn du lernst, die Brust voll Groll und Neid,
Die Menschen hassen und an Gott verzagen,
Dann muß mit deinem selbstgeschaffnen Leid
Ich dich als arm und elend tief beklagen.

Wo ist das Glück? Sieh dort, ein kleines Haus,
Vom Erdenglanz ist ihm nicht viel beschieden,
Doch gute Engel ziehen ein und aus
Und walten schützend über seinem Frieden.
Von Lebensbürden hat ein jedes Jahr
Sein reichlich Teil noch immer zugemessen
Dem Ringenden, und wenn es köstlich war
So ist sein Leben Müh' und Kampf gewesen.

Und dennoch ist im schmalen Pfad der Pflicht
Mit seinem Sonnenschein das Glück zugegen,
Und zeigt's nicht stets ein lachendes Gesicht,
Auf treuer Arbeit ruht des Himmels Segen;
Ein herzhaft Gottvertrauen stärkt den Mut,
Man hält nach oben sich das Fenster offen,
Zur Arbeit kommt des Betens heil'ge Glut
Und zu dem Tagewerk ein fröhlich Hoffen.

In Ehr' und Zucht erblüht dem Elternpaar
Nach ernster Jahre Kampf und Mittagsschwüle
In ihrer Kinder wohlgerat'ner Schar
Ein schöner Anblick in des Abends Kühle,
Sie schaun, was sie gepflanzt mit treuer Hand,
In jungen Seelen fröhlich weiter blühen,
Die für des Glaubens Ziel, ihr Vaterland,
Für das, was gut und heilig ist, erglühen.

Da ist das Glück! Sieh, Freund, wie es dir winkt,
Es ist an goldne Schätze nicht gebunden;
In schlichter Fassung es am hellsten blinkt,
Und wer mit Gott es suchte, hat's gefunden.
Und wär' dein Hüttchen noch so eng und klein
Und weit vom lauten Strom der Welt geschieden,
Es würde eine Hütte Gottes sein
Und böte dir das höchste Glück — den Frieden! D. Th. Förster.



los geblieben — freilich Bion und Cleone, so viel merkte er bald, waren nicht da. Rhoda war mehr um andre besorgt gewesen als um sich selbst.

Das Gefühl, daß er derjenige sein sollte, der sie ihren Feinden überlieferte, drückte ihn sehr nieder, und er war daher froh, daß er das Gotteshaus verlassen konnte, ehe sie Gelegenheit hatte, ihn zu erkennen.

Mittlerweile hatte ein findiger Kopf unter den Soldaten die vorliegende schwierige Frage dadurch gelöst, daß er eine Totenbahre aus dem Leichenhause des Begräbnisplatzes herzugebracht und in ganz geschickter Weise in eine Art Tragsänfte umgewandelt hatte. Sie wurde mit möglichster Rücksicht auf Bequemlichkeit hergerichtet und mit den Mänteln der Soldaten gepolstert, aber Fabius konnte sich doch eines leisen Schauderns nicht erwehren, daß eine lebende, und zwar eine ihm teuerwerte Person auf einer Totenbahre fortgetragen wurde.

In der Stadt war es trotz der frühen Morgenstunde nicht ganz unbemerkt geblieben, daß eine Abteilung von Soldaten dieselbe verlassen hatte. Nach und nach hatte sich daher eine große Menschenmenge eingefunden, deren Rückkehr gespannt erwartend. Als man nun die gefangenen Christen auf dem Wege zur Amtswohnung des Statthalters durch die Hauptstraße der Stadt führte, war diese gedrängt voll neugieriger Zuschauer. An der Stelle, wo Daimon und mehrere seiner Freunde standen, wurde beim Vorbeimarsche der Gefangenen einiges Gezisch und ärgerliches Gemurmel vernommen, im übrigen war die allgemeine Stimmung eher eine denselben freundschaftliche als feindliche. Die wenigsten waren imstande, sich über diese Christen ein Urteil zu bilden, aber das hatte schon mancher in Erfahrung gebracht, daß sie sich der Kranken, Armen und Elenden in liebevollster Weise annahmen.

8. Vor dem Statthalter.

Die Verhaftung der Christen in ihrem Gotteshause hatte so früh am Tage stattgefunden, daß es noch etwa eine Stunde vor Mittag war, als sie vor den Statthalter gebracht wurden. Plinius, der sich der Wichtigkeit des Falles, über den er zu Gericht sitzen sollte, wohl bewußt war, hatte sich einen alten, geübten und wohlbewanderten Rechtsgelehrten, der als Advokat in hohem Rufe stand, seit einiger Zeit aber von der Praxis zurückgezogen lebte, als Gerichtsassessor zu Hilfe genommen. Dieser saß mit ihm auf der richterlichen Plattform, und neben ihm hatte, ebenfalls auf Plinius' Ersuchen, Tacitus, als Senator und Exkonsul, Platz genommen. Die Klage wurde von dem hervorragendsten Rechtsgelehrten der Stadt geleitet. Lucilius, Daimon und einige andere Kaufleute Nicäas unterstützten ihn durch ihre Gegenwart. Die Angeklagten, ungefähr dreißig an der Zahl, von denen zwei Drittel zur Arbeiterklasse gehörten, hatten keinerlei Rechts-

beistand. Den Sklaven war die Flucht ohne Ausnahme gelungen. Der Zuschauerraum der Gerichtshalle war mit Neugierigen angefüllt, Kopf an Kopf drängten sich Männer und Weiber aneinander, begierig zu hören, wie dieser seltene Gerichtsfall verlaufen würde. Ja so sehr interessierte derselbe jung und alt, daß bereits einige Minuten, nachdem die Christen den Gerichtssaal betreten, die vor den Eingängen Harrenden sich vergeblich bemüht hatten, in das Innere zu gelangen.

Nachdem die Gefangenen dem Namensaufruf Folge geleistet und Beruf nebst äußeren Umständen, in denen sie sich befanden, angegeben hatten, nahm die eigentliche Gerichtsverhandlung ihren Anfang. Der Anwalt der klagenden Partei begann mit einer lang ausgeholten, weitschweifigen Rede über die hohe Wichtigkeit der Verehrung, die man den Göttern schulde; sein Redefluß wurde durch den Statthalter jedoch plötzlich gehemmt, indem derselbe ihm zu verstehen gab, daß seine Beredsamkeit, wenn es überhaupt nötig werden sollte, dieselbe zu entfalten, eher am Platze sei, nachdem er seine Schuldbeweise gegen die Angeklagten klar dargelegt habe. Nur ungern ließ er seinen Redeschwall dämpfen, um sofort mit dem Verhör zu beginnen, mußte sich aber wohl oder übel fügen. Er wandte sich zuerst an den greisen Prediger Anicetus.

„Du bist einer der Leiter jener Gesellschaft, deren Glieder sich Christen nennen?"

„Ist dies der Anklagepunkt, oder einer derselben, die gegen mich erhoben werden sollen?"

„Allerdings."

„Du hältst es also für ein Verbrechen, dieser Gesellschaft der Christen anzugehören?"

„Sicher, sintemal diese Gesellschaft nicht zu denjenigen gehört, die nach der Konstitution des römischen Reichs und dem Willen Sr. Majestät des Kaisers Trajan Augustus existenzberechtigt sind."

„Wenn dem so ist, berufe ich mich auf den Statthalter, ob ich nach dem römischen Gesetz gezwungen werden kann, eine Antwort zu geben, durch die ich vor Gericht eine Anschuldigung gegen mich selbst ausspreche."

Die Appellation war eine so offenbar berechtigte, daß der Statthalter es nicht für nötig hielt, eine Beratung mit dem Beisitzer zu pflegen, sondern ohne weiteres entschied, daß die Frage nicht beantwortet zu werden brauche. Als der Klageranwalt sah, daß sein fein eingefädelter Plan vereitelt worden war, sann er auf eine neue Angriffsmethode.

„Du leugnest doch nicht," fuhr er uneingeschüchtert fort, indem er sich wieder mit listig forschendem Blick an Anicetus wandte, „Du leugnest doch nicht, daß Du und Deine Mitgefangenen heute morgen in dem Zunfthause der Wollkämmergilde versammelt waret?"

„Nein, wir leugnen es nicht," war die Antwort.

„Zu welchem Zwecke hattet Ihr Euch denn versammelt?"

„Ehe ich diese Frage beantworte, möchte ich wissen, ob Du ein Recht hast, dieselbe zu stellen. Ist es gestattet, von freien Männern und Frauen Rechenschaft zu fordern betreffs des Zweckes ihrer Zusammenkunft, wenn sonst keine Beweise ungesetzlicher Handlungen gegen sie vorliegen? Daß wir aber ein Recht haben, das Zunfthaus der Wollkämmergilde zu benutzen, beweist dieses Dokument."

Hiermit zog er aus seiner Tasche eine kleine Pergamentrolle hervor, durch welche bezeugt wurde, daß die Wollkämmer Anicetus gegen Zahlung von vierhundert Drachmen pro Jahr den Gebrauch ihres Zunfthauses gestatteten.

„Du siehst also," setzte Anicetus seine Verteidigung fort, nachdem der Anwalt die Mietsurkunde genau besichtigt hatte, „daß wir unsre Versammlung nicht etwa an einem Ort abgehalten haben, an den wir keinen rechtlichen Anspruch hätten, und ebensowenig kann man uns gesetzwidriger Handlungen beschuldigen. Wenn man uns mit Waffen in der Hand angetroffen hätte oder beim Bereiten schädlicher Mixturen, oder uns dabei ertappt, wie wir verbotene schändliche Dinge getrieben oder eine Verschwörung gegen den Staat oder gegen das Leben des Kaisers geplant hätten, dann könntest Du mit Fug und Recht fragen, wie wir gedächten, dies unser Thun zu verteidigen. Aber Du machst gar keinen Versuch, uns irgendwelcher ungesetzlichen Handlungen oder Worte zu überführen."

Der Anwalt versuchte nun eine dritte Angriffsmethode. „Bist Du, sind Deine Genossen bereit, die Götter des römischen Reichs anzubeten und dem Bilde unseres Herrn und Kaisers Trajan Augustus die herkömmliche Verehrung zu erzeigen?"

Anstatt diese Frage zu beantworten, wandte sich Anicetus an den Statthalter: „Ist es uns gestattet, durchlauchtigster Plinius, die Anklage zu sehen, die man gegen uns vorgebracht hat?"

„Es liegen mehrere Anklagen gegen Euch vor," erwiderte der Statthalter. „Der Inhalt ist bei allen wesentlich derselbe, es wird dem Zweck daher völlig entsprechen, wenn nur eine vorgelesen wird. — Aktuar," fuhr er fort, indem er sich einem Gerichtsbeamten zuwandte, der in der Nähe saß, „lies die Anklageschrift des Lucilius vor, die dieser gegen die Leute, welche man Christen nennt, eingereicht hat."

Das Schriftstück wurde verlesen. Es enthielt eine Anklage gegen eine ganze Anzahl von Personen, unter diesen gegen alle Gefangene, die jetzt vor Gericht standen, aber gegen noch mehrere andere, die nicht in Gewahrsam waren. Unter anderem wurden sie hierin des Verrats, strafbarer

Mißachtung der Götter, Unehrerbietigkeit gegen den Kaiser, allgemeinen Menschenhasses und fleischlicher Zügellosigkeit beschuldigt.

Als der Aktuar zu Ende gelesen hatte, sagte Anicetus: „Hier werden uns ganz schreckliche Sachen zur Last gelegt, aber ohne daß unser Ankläger auch nur einen Versuch gemacht hätte, seine Anschuldigungen zu erhärten. Ist das den Reichsgesetzen gemäß, allerdurchlauchtigster Plinius, daß er, ohne irgendwelche Beweise in den Händen zu haben, uns in so bösen Leumund vor unsern Mitbürgern bringt? Mit welchem Rechte darf er, als Privatperson, uns auffordern, den Göttern oder dem Kaiser zu opfern? Wer giebt ihm das Recht, sogar Zeit, Ort und Form dieser Anbetung vorzuschreiben? Wenn ein Ägypter, ein Verehrer der Göttin Isis, an unsrer Statt hier stände, könnte der nach dem Gesetz gezwungen werden, dem Jupiter ein Opfer zu bringen? Oder dürfte ein Germane, von denen ich gehört habe, daß sie die Göttin Nerthus als ‚Mutter Erde‘ anbeten, von Gerichts wegen verurteilt werden, weil er den Landesgott Apollo nicht verehren will? Ja, ich möchte unsern Ankläger geradezu fragen,“ sagte er, den Anwalt mit ernsten Blicken messend, „ob er und andre unsrer Verklager selbst in den Stücken, die sie von uns fordern, den vorgeblich nötigen Eifer beweisen.“

Der Klägeranwalt war weit und breit als ein Mann bekannt, der das Dasein jeglichen höheren Wesens leugnete und nie auch nur eine Drachme den Landesgötzen opferte. Ein Beifallsmurmeln ging durch den ganzen Gerichtssaal. Die meisten freuten sich, daß diesem Manne so erfolgreich das Maul gestopft wurde — die einen, weil sie wünschten, daß die Christen, ihre oder ihrer Freunde Wohlthäter, wieder freigelassen werden möchten, die andern im Interesse des Götzendienstes, den sie gerne wieder besser in Schwung gebracht hätten. Indes hätte Anicetus seine geschickte Verteidigung bei einem herrischeren, tyrannischeren Statthalter wenig oder nichts genützt. Aber er hatte auch das milde und duldsame Temperament des Plinius bei allem, was er gesagt, in Berechnung gezogen und, nicht zwar sowohl um seinetwillen als seiner Mitgefangenen halber, sich damit getröstet, daß derselbe darauf bedacht sein würde, von strengen Maßregeln abzustehen.

Doch diese Hoffnung wurde durch ein unerwartetes Ereignis jäh vernichtet. Eben wurde unter den Zuhörern im Gerichtssaal ein Täfelchen von Hand zu Hand weiter gegeben und schließlich dem Anwalt überreicht. Folgende Worte waren auf demselben zu lesen: „S t e l l e d e n f r e i e n S t a n d d e r G e f a n g e n e n R h o d a, g e w ö h n l i c h d i e T o c h t e r B i o n s u n d d e s s e n W e i b R h o d a g e n a n n t, i n F r a g e u n d r u f e d e n F r e i g e l a s s e n e n E u d o x u s a l s Z e u g e n a u f.“ Die kurze Mitteilung trug den Namen des Lucilius als Unterschrift. Der Anwalt erkannte sofort, daß dieselbe von großer Wichtigkeit für ihn sei. Ja nun

brauchte er diesen Fall noch nicht verloren zu geben, er hatte noch Hoffnung, ihn zu gewinnen. Er nahm daher einen neuen Anlauf und sagte:

„Da Deine wohlwollende Rücksicht auf die Freiheit anderer Dich, durchlauchtigster Plinius, bewegt, Anicetus und seine Genossen in Schutz zu nehmen, will ich mich nur noch auf den Fall einer der angeklagten Personen beschränken, die auf solchen Schutz keinerlei Anspruch hat. Ich behaupte, daß die Gefangene Rhoda, die für die Tochter Bions und seines Weibes Rhoda gehalten wird, nicht freien Standes, sondern eine Sklavin ist."

Hätte ein heftiger Donnerschlag den Gerichtssaal erschüttert, Richter, Beisitzer, Angeklagte und Zuhörer hätte sich kaum eine größere Bestürzung bemächtigen können, als diese Bemerkung sie verursachte. Einer schaute den andern mit erstaunten und ungläubigen Mienen an. Keinem kam jene Behauptung ungereimter vor als dem Mädchen selbst.

„Das ist eine höchst sonderbare Behauptung," bemerkte der Statthalter, „und darf nicht so leichthin über eine Familie von gutem Ruf gemacht werden. Was für Beweise kannst Du dafür erbringen und vorlegen?"

„Ich rufe den Freigelassenen Eudoxus als Zeugen auf," erwiderte der Anwalt.

Der Gerufene war allem Anschein nach anwesend, denn bei Aufrufung seines Namens erfolgte eine sofortige Antwort. Von denen, die sich jetzt im Gerichtssaal befanden, kannten die allermeisten diesen Mann, aber wohl keiner wußte etwas Gutes über ihn zu sagen. Schon sein Beruf war dazu angethan, ihn vielen mißbeliebt zu machen, obwohl er in demselben dem Staate diente — er betrieb die Angeberei berufsmäßig. Wenn ein Bäcker falsches Gewicht gab, wenn ein Weinhändler die Seiten seines Weinmaßes einhammerte oder den Boden dicker machte, als nach staatlicher Vorschrift erlaubt war, u. dgl., dann wurde er von Eudoxus angezeigt und dieser bekam als Lohn die Hälfte des gezahlten Strafgeldes. Wenn er sich nun hiermit begnügt hätte, so wäre er wenigstens bei allen redlichen Bürgern immerhin wohlgelitten gewesen; aber er war damit eben nicht zufrieden, er wollte seine Einnahmen vermehren. Um das zu erreichen, zeigte er oft Unschuldige bei den Behörden als Betrüger an. Alle Kleinhändler — denn die reichen und angesehenen Kaufleute wagte er nicht anzutasten — lebten daher in beständiger Furcht vor ihm, und die meisten zahlten den Raubtribut, den er von ihnen forderte, um sicher vor ihm zu sein. Da er sein unrecht erworbenes Gut in einem Lasterleben verschwendete, war es natürlich, daß er in der ganzen Stadt einen höchst üblen Ruf hatte. Man konnte sich gar nicht denken, was diese elende Kreatur wohl über den geachteten Bion zu sagen wußte. Einige unter den älteren Leuten, die sich im Gerichtssaale eingefunden hatten, erinnerten sich jedoch, daß dieser Mensch einmal in Dienst bei Bion gestanden habe.

Eudorus hatte seinen Platz auf dem Zeugenstand eingenommen — eine zwerghafte Erscheinung mit großem, ungeformtem Kopf und einem Gesicht, das unverkennbare Spuren einer ausschweifenden Lebensweise an sich trug. Nachdem ihm der übliche Zeugeneid abgenommen war, sagte der Statthalter:

„Berichte uns, was Du über genannten Fall weißt.“

„Vor zwanzig Jahren hatte ich einen Dienst bei Bion. Er ist mein Schutzherr. Er hat mich freigelassen und mir das Bürgerrecht verschafft. Ich war sein Gutsaufseher.“

„Weswegen hast Du ihn verlassen?“ fragte der Statthalter.

„Wir gerieten wegen einiger Rechnungen miteinander in Streit.“

„Ich kann mir wohl denken warum,“ versetzte Plinius, der ebensowenig wie andere, die den Mann sahen, von ihm eingenommen war; „Du hast Deinen Vorteil gesucht und seinen Schaden. Aber fahre nur fort zu erzählen, was Dir über die vorliegende Sache bekannt ist. Du verstehst doch, worum es sich handelt: die Angeklagte Rhoda soll nicht Bions rechte Tochter sein. Kennst Du die betreffende Rhoda?“

„Sehr wohl und auch ihre Schwester Cleone.“

„Gut, dann erzähle weiter.“

„Bion kaufte mich etwa einen Monat, nachdem er auf die Farm gezogen war, die er jetzt noch bebaut. Ich war da, als er sein neuvermähltes Weib Rhoda herbrachte. Noch fünf Jahre danach wohnte ich in dem Hause. Sie hatten keine Kinder. Dessen bin ich ganz gewiß, denn es verging während dieser Zeit kein Tag, an dem ich meine Herrin nicht gesehen hätte. Unter der Dienerschaft des Hauses wurde oft davon geredet, daß unser Herr und seine Gemahlin über diesen gänzlichen Mangel an Kindersegen sehr betrübt waren. Drei Jahre nach Übernahme der Farm rief uns Bion eines Morgens — es war, wie ich mich noch zu erinnern weiß, der erste Mai — sämtlich in den Eßsaal hinein. Da stand eine Wiege, und in der Wiege lagen zwei Säuglinge. Meiner Schätzung nach waren sie erst einige Tage alt. Er rief erfreut aus: ‚Seht die Kinder, die Gott der HErr mir beschert hat.‘ An demselben Tage gab er mich frei. Den andern Sklaven gab er jedem ein Geschenk und versprach, ihnen allen ihre Freiheit zu rechter Zeit, je nach ihrem Alter zu schenken, falls sie sich dieser Wohlthat würdig erzeigen würden.“

„Er nannte sie also seine Töchter?“ fragte der Statthalter.

„Allerdings, aber er bemühte sich durchaus nicht, den Schein zu erwecken, daß es seine eigenen seien, denn sein Weib hielt die Wochen nicht.“

„Wer waren die Frauen, die sie pflegten? Sind sie noch am Leben?“

„Die ältere von beiden, die Wärterin der Herrin, starb, wie ich glaube,

vor etwa zehn Jahren; die jüngere ist an den Metzger Lukas verheiratet, der seine Bude in der Nordostecke des Marktplatzes hat."

Der Statthalter befahl hierauf, die Frau des Fleischers Lukas vor Gericht zu laden. Mittlerweile vertagte er die Verhandlungen auf eine halbe Stunde.

Nach Beendigung der Zwischenpause stand die herbeigerufene Zeugin zum Verhöre bereit. Zum Glück war sie vor ihrer Verheiratung freigelassen worden. Es war offenbar, daß sie ihr Zeugnis nur mit großem inneren Widerstreben ablegte, aber sie drückte sich klar und bestimmt aus.

„Ich war vor Jahren Kammermädchen bei Bions Gemahlin Rhoda. Bion erstand mich als solche von einem Händler in Ephesus einige Tage vor seiner Hochzeit. Ich kam sogleich zu ihr und blieb bei ihr, bis ich mich vor nun zehn Jahren verheiratete. Sie hat nie ein Kind zur Welt gebracht. Hätte sie je einem Kinde das Leben geschenkt, so hätte ich notwendigerweise darum wissen müssen. Allgemein ging die Rede, daß ihr das Ausbleiben des Kindersegens großen Kummer verursachte. Ich habe sie weinen sehen und wußte, daß eben dies die Ursache war. Eines Tages, nachdem ich bereits drei Jahre dagewesen war, sagte die alte Frau, die wir gewöhnlich ihre Wärterin nannten, zu mir: ‚Komm her, Myrto' — so hieß ich — ‚sieh Dir die süßen Kinderchen unsrer Herrin an.' — ‚Was?' sagte ich, ‚es ist nicht möglich.' — ‚Nun, sag' ja nichts,' flüsterte sie bedeutsam und legte ihre Hand auf meinen Mund. Dann nahm sie mich mit sich in eine Kammer, die neben derjenigen unserer Herrin lag, und in der That da sah ich zwei allerliebste kleine Mädchen, offenbar Zwillinge und, soweit ich urteilen konnte, nur wenige Tage alt. Darauf sagte die Wärterin: ‚Du bist ein kluges Mädchen und kannst etwas verschweigen. Vom heutigen Tage an heißen diese Kinder Rhoda und Cleone, Töchter von Bion und Rhoda. Und nun merk' Dir wohl, daß Du keinem Menschen ein Wort sagst, daß Du vor allem den Kleinen selbst nichts verrätst, wenn sie größer werden. Deine Liebe zur Herrin, wird, das weiß ich, Dich bewegen, Deinen Mund zu halten, und Dein Lohn wird auch nicht ausbleiben.'"

„Hast Du gewußt, wessen Kinder es eigentlich waren?" fragte der Statthalter.

„Nein, ich habe es nicht gewußt."

„Hätten sie vielleicht irgend jemand aus der Dienerschaft gehören können?"

„O nein, durchaus nicht; dessen bin ich ganz sicher."

„Jemand muß es doch gewußt haben?"

„Ja, die Wärterin, aber sie hat es keinem mitgeteilt, was sie wußte. Sie ist nun bereits einige Jahre tot. Es wurde nie über die Sache geredet. Wir beide waren die einzigen Frauenzimmer im Hause. Eudorus war die

einzige Mannsperson; die andern Sklaven waren Feldarbeiter. Ich wüßte von keinem, der jetzt in der Umgegend wäre. Als die Mädchen heranwuchsen, glaubten sie nicht anders, als daß sie die leiblichen Kinder unserer Herrschaft seien. Es wurde niemals bezweifelt und nie ein Wort fallen gelassen, das einen Zweifel hätte wachrufen können."

Als die unfreiwillige Zeugin geendet, war es mit ihrer Selbstbeherrschung vorbei. Sie eilte so schnell wie nur möglich hinweg vom Zeugenstand.

Nach einer kurzen Beratung mit dem Gerichtsbeisitzer und Tacitus



„Ich sah zwei allerliebste kleine Mädchen."

wies der Statthalter einen Gerichtsdiener an, Bion und sein Weib Rhoda vor Gericht zu laden.

Beide waren selbstverständlich zugegen. Einer der Sklaven, die den Gottesdienst auf den Rat des greisen Predigers verlassen hatten, hatte ihnen die nötigen Mitteilungen über ihre Tochter Rhoda gemacht. Da das Mädchen selbst nicht zur gewöhnlichen Zeit zurückkehrte, gerieten sie in nicht geringe Besorgnis um sie, die sich zur größten Angst steigerte, als sich die Nachricht von der Stadt her verbreitete, daß eine große Anzahl Christen in

ihrem Versammlungslokal gefangen genommen worden seien. Auf diese traurige Botschaft hin hatten sie sich eilends in die Stadt begeben, gefolgt von Cleone, die unter solchen Umständen um keinen Preis von ihrer Schwester getrennt sein wollte.

Bei Nennung ihres Namens gaben beide ihre Anwesenheit durch deutliches Antworten zu erkennen.

„Man lasse Rhoda, die angebliche Mutter derjenigen Person, deren freier Stand angezweifelt wird, zuerst hervortreten," befahl der Statthalter.

Es gelang nur mit Schwierigkeit, der Aufgerufenen durch das Gedränge einen Weg zu bahnen, und mit wankenden Schritten und totenbleichem Gesicht erreichte diese endlich den Zeugenstand.

„Du hast die eidlichen Aussagen des Eudorus und der Frau des Fleischers Lukas, Myrto, vernommen?" fragte der Statthalter.

„Ja, ich habe sie gehört," antwortete sie.

„Man lasse dieselben aber doch noch einmal vorlesen, damit wir ja ganz sicher gehen."

Ein Gerichtsschreiber las demgemäß die niedergeschriebenen Zeugenaufnahmen laut vor.

„Was sagst Du zu diesen eidlichen Aussagen?"

Die arme Frau zögerte keinen Augenblick. Nichts hätte sie bewegen können, auch nur um eines Haares Breite von der Wahrheit abzuweichen. Den gesenkten Blick wieder erhebend und dem Statthalter betrübt ins Angesicht schauend, antwortete sie mit etwas leiser, aber fester Stimme: „Es ist wahr, es sind nicht meine leiblichen Kinder."

„Weißt Du denn, wer ihre rechten Eltern sind oder waren?"

„Es ist mir nicht bekannt."

„Auch nicht, woher sie kamen?"

„Auch das nicht. Meine Wärterin, wie ich sie nannte, meinte, es sei am besten, ich erführe es nicht. Ich glaube, sie waren von ihrer Mutter ausgesetzt worden, doch nicht einmal dies weiß ich bestimmt. Ich habe es mir bloß gedacht, weil ich nie auch nur ein Wort betreffs der Eltern gehört habe. Die Wärterin wollte über diesen Punkt sich nie auslassen. Als sie im Sterben lag, hielt ich es für meine Pflicht, die schon öfter an sie gestellten Fragen noch einmal an sie zu richten. Aber sie offenbarte mir nichts. Sie sagte nur: ‚Gott hat Euch deutlich gezeigt, daß Ihr sie als Eure Kinder betrachten sollt; außer Euch hat niemand irgendwelchen Anteil an denselben.'"

Der Statthalter beriet sich nun im Flüstertone mit seinem Beisitzer. Die Folge der geheimen Beratung war, daß Bion als Zeuge aufgerufen wurde.

„Du hast gehört, was Deine Frau soeben ausgesagt hat," sprach der Statthalter. „Was sagst Du dazu?"

Selbst wenn Bion die Thatsache hätte leugnen wollen, so wäre doch der Versuch, die Zeugenaussagen seiner Gemahlin zu entkräften, vergeblich gewesen. Aber er war ebenso wahrheitsliebend wie seine Frau. „Es ist alles der Wahrheit gemäß," antwortete er auf die Frage des Statthalters.

„Weißt Du, woher die Kinder kommen?"

„Ich weiß nicht mehr als meine Frau. Die Wärterin hat mir über die Kinder nicht mehr gesagt als ihr."

„Dann kannst Du auch nicht angeben, ob ihre Eltern Sklaven oder Freie waren?"

In der Verwirrung erkannte der Zeuge die weittragende Bedeutung dieser Frage nicht. Unter den Zuhörern waren mehrere, denen dies nicht entging. Über die Züge des Anwalts aber glitt ein schadenfrohes Lächeln.

„Die Kinder sind Freie, mein Herr," antwortete er nach einer Pause; „gewiß sind es Freie, ich habe sie ja als meine Kinder adoptiert."

Der Statthalter, der wohl merkte, welchen Verlauf die Sache nun nehmen würde, war froh, daß der Anwalt sich mit einer Frage meldete, und beschloß, diesem das weitere Ausfragen zu überlassen und nur dann in den Gang der Verhandlungen wieder einzugreifen, wenn sich ihm Gelegenheit bieten würde, der Angeklagten zu helfen.

„Ich bitte um Entschuldigung, mein Herr," rief der Anwalt, „Du sprichst von ihnen als von Deinen adoptierten Kindern, aber kannst Du auch das Dokument ihrer Adoption vorweisen?"

Der arme Mann wurde durch diese Frage wie betäubt. „Auf gerichtlichem Wege habe ich sie nie adoptiert. Ich hielt es nicht für notwendig. Aber ich habe sie stets in jeder Hinsicht als meine Kinder behandelt, wie eigne Kinder haben sie mit uns gelebt. Alles, was ich besitze, habe ich in meinem Testament unter beide verteilt."

„Verzeihe," sagte der Anwalt mit äußerst gesuchtem weichen Ton in seiner Stimme und mit einem widerlich süßen Lächeln auf den Lippen, da er sah, wie sich ein Gewebe nach dem andern um seine Beute schlang, „Deine väterliche Liebe gegen dieselben bezweifle ich ja nicht, aber wenn Du das übliche gerichtliche Dokument nicht vorzeigen kannst — und Du gestehst ja, daß Du ein solches nicht in Händen hast —, dann gelten sie eben vor Gericht nicht als Deine adoptierten Kinder. Da Du sie also nicht gesetzmäßig adoptiert hast, dürfte ich Dich denn fragen, ob Du sie frei gemacht hast?"

Nun wurde dem unglücklichen Mann der eigentliche Zweck der Fragen erst klar. Er hatte natürlich nichts dergleichen gethan. Er hatte es für ganz selbstverständlich gehalten, daß ihr freier Stand nie in Zweifel ge-

zogen wurde, und bei seiner Unkenntnis der bezüglichen Gesetze — wie diese bei einem Manne von seinem früheren sowohl wie seinem jetzigen Stand und Beruf zu erwarten war — hätte er es sich nie träumen lassen, daß eine vor Gericht vollzogene Adoption oder abgegebene Erklärung ihrer Freimachung nötig wäre. Wie er sie stets als seine Töchter behandelt hatte, so würde doch auch alle Welt sie als solche ansehen! Daran hatte er keinen Augenblick gezweifelt.

„Ich habe also dargethan, Excellenz," sagte der Anwalt, „daß die Angeklagte Rhoda samt deren Schwester Cleone — um die es sich freilich augenblicklich nicht handelt — dem Sklavenstande angehören. Ich verlange daher, daß mit besagter Rhoda in der für Sklaven herkömmlichen Weise verfahren werde."

Der Statthalter wollte sich hier ins Mittel legen. „Ohne Zweifel wird die Angeklagte alle an sie gerichteten Fragen beantworten."

„Verzeihe, Excellenz, aber das Gesetz kennt bei Sklaven nur ein Verfahren, wenn sie verhört werden sollen."

„Aber wenn der Sklave zur Beantwortung aller Fragen sich von vornherein bereit erklärt?"

„Auch dann, bitte unterthänigst, setzt das Gesetz voraus, daß er nur nach dem vorgeschriebenen Zwangsverfahren die Wahrheit reden wird. Ich fordere demnach, daß die Folter bei dieser Rhoda angewandt werde."

Ein Gefühl des Schauderns ergriff die ganze Versammlung.

Der Statthalter pflog erst wieder Rats mit seinem Beisitzer und sagte hierauf: „Dies scheint mir eine unnötige Strenge zu sein. Warum nicht dieses Zwangsverfahren für den Fall aufsparen, daß die Zeugin sich widerspenstig zeigen sollte?"

Der Anwalt war ein gefühlloser Mensch, aber dieser Einwand machte ihn doch stutzig. Er wandte sich an Lucilius um weitere Instruktionen. Lucilius kannte kein Erbarmen. Die ruhige und geschickte Selbstverteidigung des Anicetus hatte ihn in Wut gebracht, so daß er entschlossen war, das Opfer, das nun in seine Hände gefallen war, nicht wieder loszugeben. „Bleib nur bei Deiner Forderung," flüsterte er dem Anwalt zu.

„Ich verlange die Anwendung der Folter beim Verhör der Angeklagten Rhoda," rief dieser nun mit eiserner Härte.

„Sie sei gestattet," sagte der Statthalter, „doch so, daß nichts von dem, was sie aussagt, zum Nachteile Bions und seiner Gemahlin Rhoda ausgenutzt werde."

Cleone, die bei ihrer Pflegemutter gestanden, hatte immer noch einer leisen Hoffnung Raum gegeben, bis diese verhängnisvolle Entscheidung gefallen war. Dann aber stürzte sie sich vor, umfing die geliebte Schwester mit den Armen und rief ihr zu: „Wir wollen zusammen leiden."

9. Rhodas Folterung und gutes Bekenntnis.

Der greise Prediger merkte, daß die Lage, in der er sich zu Anfang der Gerichtsverhandlungen befunden, sich allmählich ganz geändert hatte. Daß er das Verfahren des Anwalts bei dem mit ihm angestellten Verhör mit Geschick angefochten und denselben dadurch aus dem Sattel gehoben hatte, war schließlich doch nutzlos, ja schlimmer als nutzlos gewesen, da es ein allbeliebtes Glied der Gemeinde — die teure Rhoda — in furchtbare Gefahr gebracht hatte. Er und die übrigen Mitgefangenen waren derselben



„Wir wollen zusammen leiden."

zeitweilig entronnen — aber um was für einen Preis, wenn jene gefoltert wurde!

Er machte einen letzten Versuch, sie zu retten. „Excellenz," sagte er zu Plinius, „ich ziehe meine Weigerung zu reden zurück. Jede Frage, die Du oder der Anwalt an mich zu stellen wünscht, werde ich beantworten, und was ich in betreff meiner selbst sage, gilt auch von meinen Mitgefangenen."

„Was sagst Du hierzu?" fragte der Statthalter.

Der Anwalt besprach sich erst wieder kurz mit Lucilius. Dann erhob er sich und sagte:

„Excellenz, es ist uns einzig und allein darum zu thun, die Wahrheit zu erfahren. Unser Zweck und der Zweck eines jeden unter uns, der nicht selbst ein Verbrecher oder ein Feind des Staates ist, ist der, daß der volle und wahre Thatbestand ans Licht komme und genügend bekräftigt und bestätigt werde. Es muß uns folglich darum zu thun sein, die glaubwürdigsten Zeugenaussagen zu erlangen, und unsere eignen Gefühle müssen hierbei ganz und gar zurücktreten, damit wir es dadurch nicht etwa verhindern, daß jene wahrheitsgemäßen Aussagen auch thatsächlich gemacht werden. Besteht nicht noch der römische Rechtsgrundsatz zu Recht, daß man, wenn Sklaven zu haben sind, das Zeugnis freier Bürger nicht verwenden soll, da man von der Voraussetzung ausgeht, daß man der Wahrheit sicherer auf den Grund kommt, wenn ein Zwangsverhör angestellt wird?“

Der Statthalter verwies diesen Punkt an den Beisitzer, und dieser Beamte entschied, wenngleich mit offenkundigem Widerstreben, daß der Anwalt nach dem Gesetze freilich zu seiner Forderung berechtigt sei.

Nun war das Schicksal der Angeklagten besiegelt. Man ließ das Folterwerkzeug holen. Bis es hergebracht worden war, entstand im Gerichtssaal eine Pause schreckensreicher Erwartung. Tacitus erhob sich und schien den Saal verlassen zu wollen, doch auf die ihm zugeflüsterte Bitte des Statthalters hin nahm er seinen Sitz wieder ein. Die Aufregung unter den Zuschauern hatte einen hohen Grad erreicht. Einige fielen in Ohnmacht; viele, sowohl Männer wie Frauen, brachen in unaufhaltsames Weinen aus. Rhoda selbst war am gefaßtesten. Was man in ihrem jugendlichen Gesicht las, war nicht nur Ruhe und Ergebung, es war Glaubensfreudigkeit angesichts der bevorstehenden Peinigung, ja, man möchte fast sagen, Entzückung. Wie es von den Richtern des ersten christlichen Märtyrers Stephanus heißt (Apostelgeich. 6, 15), so auch hier: alle, die auf sie sahen, sahen ihr Angesicht „wie eines Engels Angesicht“.

Das Marterwerkzeug war eine Reckfolter. Der barbarische Volkshumor hatte für dies grausige Gerät menschlicher Grausamkeit einen Spottnamen erfunden und es „das kleine Pferd“ genannt. Die Ähnlichkeit bestand darin, daß über den Rumpf des hölzernen Gestells vier Balken hinausragten. An letztere wurden die Glieder des Gefolterten befestigt.

Ehe man zur Folterung der leidensfreudigen Rhoda schritt, hieß der Statthalter alle diejenigen den Gerichtssaal räumen, die nicht unmittelbar an dem vorliegenden Gerichtsfall beteiligt waren. Einige, deren Gefühle ziemlich abgestumpft waren, waren möglicherweise nicht wenig enttäuscht, daß ihre Neugierde nicht befriedigt werden sollte, die meisten unter den Zuschauern aber empfanden es trotz des spannendsten Interesses, das sie an diesem Falle hatten, als eine Erleichterung, daß sie dem folgenden Mark und Bein erschütternden, grauenhaften Schauspiel nicht zusehen durften.

Bion und seine Gemahlin baten, daß man ihnen erlaube zu bleiben. Der Anblick der Gefolterten würde ihnen zwar wie tausend Schwertstiche durch das Herz fahren, aber ihre Gegenwart würde dieser selbst überaus tröstlich sein; und da sie, wenn auch in den Augen des Gesetzes nicht ihre Tochter, doch zum wenigsten ihre rechtmäßige Sklavin war, so gewährte man ihnen die schmerzvolle Bitte. Der älteren Rhoda einziger Wunsch war, der zarten Dulderin, die sie liebte, als ob es ihr leibliches Kind wäre, auf alle nur mögliche Weise beizustehen, ihr Trost zu spenden und Mut zuzusprechen. Bion sah dem, was geschah, mit starrem, thränenlosem Blick zu, den fast unwiderstehlichen Drang, der Gefolterten beizuspringen, gewaltsam niederkämpfend. Fast alle, die noch im Gerichtszimmer zugegen waren, wandten ihre Augen von der Marterscene ab; sogar Lucilius barg sein Gesicht in einer Falte seiner Toga.

Die nötigen Vorbereitungen waren nun alle getroffen, und der Folterknecht wartete nur auf ein Zeichen von dem Richter, um sein gräßliches Werk zu beginnen. Als dasselbe durch eine Handbewegung gegeben war, vollführte er sofort die erste Drehung des schrecklichen Folterwerkzeugs. Von den Anwesenden vergaß keiner sein Lebenlang je den furchtbaren knarrenden Ton der einzelnen Reckbalken und dazwischen das Stöhnen, das sich der armen Gemarterten entrang, obwohl sie jeden neuen Schmerzenslaut fast augenblicklich wieder unterdrückte. Es war keiner, selbst der unbarmherzige Lucilius nicht ausgenommen, in dessen Adern das Blut nicht erstarrte, keiner, auf dessen Stirn nicht kalte Schweißtropfen perlten.

„Halt!" rief der Statthalter mit einer Donnerstimme, wie man sie von ihm noch nie vernommen hatte.

Der Folterknecht war an die Schmerzensrufe der Gefolterten gewöhnt, ja infolge langjähriger Ausübung seines schrecklichen Berufs ziemlich verroht, aber auch ihm war es nicht leid, daß er seine Hand abziehen durfte.

Der Statthalter fuhr fort: „Dem Gesetz ist hiermit Genüge geschehen. Die Folter ist angewandt worden und nach meiner Meinung, die in dieser Sache ausschlaggebend ist, in hinreichendem Maße. Wenn die Angeklagte jetzt willens ist, alles zu bekennen, so will ich sie anhören."

Rhoda ward von der Reckfolter losgelöst. Der Folterknecht war ihr beim Aufrichten behilflich. Aber sie konnte nicht stehen, und der Statthalter hieß ihr daher einen Stuhl geben, damit sie sich während des nachfolgenden Verhörs setzen könne. „Nun stelle Deine Fragen," sagte er zu dem Anwalt.

„Bist Du eine von denen, die sich Christen nennen?"

„Ja."

„Habt Ihr die Gewohnheit, Versammlungen abzuhalten?"

„Ja, das ist unsere Gewohnheit."

„An welchen Tagen und zu welcher Tageszeit?"

„Wenigstens alle sieben Tage einmal und außerdem noch an verschiedenen anderen Tagen. Wir kommen immer vor Tagesanbruch zusammen."

„Was thut Ihr denn in Euren Zusammenkünften?"

„Wir beten zusammen und singen Gott gemeinschaftlich Psalmen und Lobgesänge."

„Welchem Gott?"

„Gott dem Allmächtigen, der Himmel und Erde gemacht hat und der der Schöpfer und HErr aller Menschen ist."

„Wer ist denn dieser Christus, nach dessen Namen Ihr Euch nennt?"

„Er ist Gott."

„Dann betet Ihr zwei Götter an: den Vater, von dem Du vorhin geredet hast, und Christus?"

„Keineswegs; denn Christus ist der Sohn Gottes des Vaters, und diese zwei samt dem Heiligen Geist sind ein Gott. Aber frage mich hierüber nicht zu viel, da ich nicht gelehrt genug bin."

„Thut Ihr sonst noch etwas, wenn Ihr mit Singen und Beten fertig seid?"

„Der Prediger unterrichtet uns in der Lehre unsers Heilandes JEsu Christi, der für uns gelitten hat und gestorben ist, um uns ewig selig zu machen. Wenn die Predigt beendet und der Segen Gottes über die Versammlung gesprochen ist, gehen wir nach Hause. Aber an dem Abend desselben Tages kommen wir wieder zusammen, um das Liebesfest abzuhalten."

„Welche Vorbereitungen trefft Ihr für dieses Fest? Was für Leckereien werden für dasselbe besorgt?"

„Unsere Vorbereitungen hierzu sind sehr einfacher Art; wir haben nichts als Brot und Wein."

„Warum laßt Ihr Euch dies so viel Mühe kosten, da Ihr das alles viel leichter zu Hause zubereiten könnt?"

„Weil es uns von unserm HErrn und Meister also befohlen worden ist."

„Nehmt Ihr denn alle miteinander an diesem Mahle teil?"

„Ja, alle ohne Ausnahme*; es wird auch kein Unterschied gemacht zwischen Reichen und Armen, Sklaven und Freien."

„Verbindet Ihr Euch dabei durch einen Eid?"

„Alle, die dieses Mahl zusammen feiern, gehen dadurch Verpflichtungen ein, die ihnen ebenso heilig sind wie ein ausdrücklicher Eidesschwur."

„Wozu verpflichtet Ihr Euch denn?"

---

* In den ersten Jahrhunderten nahm bei jeder Abendmahlsfeier die ganze versammelte Gemeinde an derselben teil.

„Daß wir uns untereinander von Herzen lieben wollen, gleichwie Christus uns geliebt hat; und daß wir durch Gottes Kraft einen guten Wandel führen: nicht töten, stehlen, keine Unreinigkeit begehen, kein Versprechen und noch weniger einen Eid brechen und uns nicht weigern, genau Rechnung abzulegen von den Geldern, die uns anvertraut worden sind." *

„Betrifft dieser Eid den Kaiser und den Staat in irgendwelcher Weise?"

„Nur insofern, als er uns verpflichtet, aller menschlichen Obrigkeit unterthan und gehorsam zu sein."

„In allen Dingen?"

„In allen Dingen, die uns als Nachfolgern Christi zu thun erlaubt sind."

„Ich bitte Excellenz, von diesem Vorbehalt Notiz zu nehmen," sagte der Anwalt, sich mit der Bemerkung an den Statthalter wendend. Dann fuhr er wieder mit seinem Verhöre fort: „Kannst Du mir die Namen anderer Personen angeben, die auch zu diesen Versammlungen zu kommen pflegten?"

Rhoda zögerte einen Augenblick mit der Antwort auf diese Frage. Dann sagte sie mit fester Stimme: „Was mich selbst anlangt, so will ich die Wahrheit reden und nichts zu verheimlichen suchen; aber über andere etwas auszusagen, dazu habe ich kein Recht."

Der Prediger verlor keinen Augenblick, bei diesem Punkt sich ins Mittel zu legen. „Es sei mir gestattet, Excellenz," sagte er, zum Statthalter gewandt, „sowohl betreffs meiner selbst wie auch aller derer, die mit mir hier zugegen sind, freiwillig zu bekennen, daß wir alle zu den Leuten gehören, die sich Christen nennen."

Der Anwalt fuhr mit dem Verhöre Rhodas fort. „Kannst Du uns die Namen solcher nennen, die heute hier nicht anwesend sind?"

„Nein," unterbrach ihn hier der Statthalter; „aus Rücksicht auf die Abwesenden, deren Inschutznahme sich die Obrigkeit ganz besonders angelegen lassen sein soll, verbitte ich mir diese Frage."

Darauf wandte sich der Anwalt an den greisen Prediger: „Bekleidest Du das Amt eines Regierers unter diesen Leuten?"

„Ja, wenn man sich so ausdrücken will. Ich bin sozusagen der Erste

---

* Diese Art von Betrug wurde in alten Zeiten ganz allgemein geübt. Da man wenig Gelegenheit hatte, sein Geld vorteilhaft anzulegen, und Eigentum unsicher war, war man froh, wenn man dasselbe, wie man annahm, guten Händen anvertrauen konnte. Es wurde der betreffenden Person in Verwahrung gegeben, nicht geliehen. Es scheint nicht selten vorgekommen zu sein, daß Leute, die mit der Verwahrung von Geldsummen betraut worden waren, deren Empfang nachher unter Eid ableugneten.

unter den Brüdern; wenn sie mir gehorchen, geschieht dies jedoch aus freiem Willen."

„Sind sie aber gewohnt, Deinem Rate zu folgen?"

„Allerdings."

„Ist es Dir bekannt, daß Seine Excellenz der Statthalter auf Befehl unsers Kaisers Trajan eine Verordnung ausgeschrieben hat, derzufolge das Abhalten unerlaubter Zusammenkünfte verboten ist?"

„Ja, ich weiß es, daß eine solche Verordnung erlassen worden ist."

„Habt Ihr Eure Versammlungen daraufhin eingestellt? — doch was frage ich noch, denn wie stündet Ihr sonst heute an dieser Stelle!"

„Wir haben sie nicht eingestellt."

„Wurde die Frage unter Euch des weiteren erörtert und besprochen?"

Diese Frage war nicht so leicht zu beantworten. Die Christengemeinde hatte über diese wichtige Sache viel und lange verhandelt. Einige, die Furchtsameren unter ihnen, waren der Meinung gewesen, daß man keine Gottesdienste mehr abhalten solle, solange diese obrigkeitliche Verordnung in Kraft sei. Anicetus dagegen war fest geblieben und hatte geraten, daß man sich nach wie vor versammeln solle. Sie brächten sich dadurch freilich in große Gefahr Leibes und Lebens, weil sie einem Staatsgesetz offen zuwiderhandelten; aber hier gelte es, Gott mehr zu gehorchen denn den Menschen. Und wenn sie nicht mehr zusammenkämen, geriete ihre Seele in weit größere Gefahr, in die Gefahr, den Glauben zu verlieren, in der Liebe zu erkalten und im Wandel lau und nachlässig zu werden.* So klug und vorsichtig er auch war und so ernst darauf bedacht, mit der weltlichen Macht nicht in einen Konflikt zu geraten, dessen Ende nicht abzusehen war, so hatte er seine Stimme doch ohne Zögern dafür erhoben, daß man den Staatserlaß nicht beachte und sich so verhalte, als ob er auf ihre Versammlungen nicht anwendbar sei. Die Folge war eine Spaltung in der Gemeinde. Einige Glieder hatten es vorgezogen, sich keiner Gefahr auszusetzen, die Mehrzahl hatte es jedoch mit Anicetus gehalten und ihre gottesdienstlichen Versammlungen ohne Unterbrechung wie sonst abgehalten.

„Ja, es wurde darüber geredet," antwortete Anicetus. „Wir waren verschiedener Meinung. Ich hielt dafür, daß dieser Erlaß unser Gewissen nicht binde, da Gottes Gebote höher zu achten sind als die Gebote der Menschen. Andere dachten anders und mieden von da an unsere Versammlungen."

Durch diese offene Sprache trat der vorliegende Fall in eine sehr ernste Erscheinung. Der Statthalter, der das Verhör bis dahin im Geiste der

* Dies um so mehr, da die meisten Christen damaliger Zeit sich die Bibel nicht anschaffen, nicht wenige sie gar nicht einmal lesen konnten.

Duldsamkeit geleitet und je länger, je mehr eine günstige Meinung von den Angeklagten gewonnen hatte, wurde durch dieselbe auf einmal umgestimmt. Sah er sich hier nicht in Wirklichkeit jener unbeugsamen Hartnäckigkeit gegenübergestellt, von der man ihm berichtet hatte? Ihm schienen die Ankläger und Feinde der Christen recht zu haben. Dennoch wollte er die Angeklagten wo möglich noch schützen. Seine Privatmeinung war, daß des Kaisers Opposition gegen sogenannte geheime Verbindungen überspannt und übertrieben war. Keine Spur eines lockeren Lebenswandels oder staatsgefährlicher Bestrebungen vermochte er in diesen Leuten zu entdecken. Das Todesurteil mochte er über sie nicht sprechen und doch konnte er von seinem heidnischen Standpunkte aus sie auch nicht lossprechen, nachdem sie gestanden hatten, trotz des kaiserlichen Verbots ihre Versammlungen fortgesetzt zu haben. Doch war es am Ende das ratlichste, die endgültige Erledigung dieses Falles bis auf später zu verschieben. Wenn eine Überlegungsfrist gestattet würde, mochte am Ende ein beide Teile zufriedenstellender Vergleich zu stande gebracht werden. Hierzu entschloß er sich denn auch.

„Ich verschiebe dieses Verhör," kündigte er an, „bis zu den Iden des März.* Die Gefangenen werden gegen Bürgschaft freigegeben. Die Angeklagte Rhoda soll Bion, ihrem Herrn, übergeben werden, nachdem derselbe genügend Sicherheit gestellt hat, daß er sie, sobald es verlangt wird, wieder vor Gericht bringt."

Hierauf vertagte sich das Gericht.

10. Ein Massenverhör.

Die Berater des Statthalters gaben sich alle Mühe, den ungünstigen Eindruck noch zu verstärken, den das offene Geständnis des greisen Predigers auf ihn gemacht hatte. Der philosophisch beanlagte Tacitus drang ganz besonders stark auf ihn ein, daß er diesen „verabscheuungswürdigen Aberglauben", wie er sich ausdrückte, mit Stumpf und Stiel ausrotten solle. Gleich anderen heidnischen Staatsmännern jener Zeit sah er wohl ein, daß das Christentum über kurz oder lang die heidnische Religion im ganzen römischen Reiche verdrängen werde, es sei denn daß die völlige Ausrottung mit Ernst und Erfolg ins Werk gesetzt werde — und letzteres hielt man heidnischerseits für möglich, weil man den göttlichen Ursprung der christlichen Religion nicht erkannte. Tacitus eiferte daher dafür, daß man gegen die Christen mit der äußersten Strenge verfahren sollte, und Plinius, der sich stets auf den festeren Charakter seines Freundes stützte, beschloß, seinem Rate zu folgen.

Nicäa und Umgegend erlebte nun gewissermaßen eine Schreckensherrschaft. Eine regelrechte Inquisition wurde in Thätigkeit gesetzt, um her-

* Der 15te des Monats.

auszuspionieren, wer zu den Christen gehöre. Die Angeber, die, wie wir wissen, bereits vordem an der Arbeit waren, bewiesen größeren Fleiß denn je. Lange Listen wurden aufgesetzt, welche die Namen aller derjenigen Personen enthielten, die wegen ihres Bekenntnisses zum Christentum verklagt werden sollten. Persönlicher Haß und Groll spielten bei der Angabe eine große Rolle. Ein eifersüchtiger Liebhaber setzte den Namen eines Nebenbuhlers auf die Angebeliste, ein böser Schuldner hielt dies für eine gute Gelegenheit, einen mahnenden Gläubiger los zu werden, ein Streitsüchtiger zeigte seinen Nachbarn an, von dem er sich beleidigt glaubte. Da auch solche Verzeichnisse entgegengenommen wurden, denen jegliche Unterschrift fehlte oder über deren Einsender keinerlei Erkundigungen eingezogen wurden, so war fast niemand sicher, daß nicht auch er angezeigt würde.

Als die neu anberaumte Gerichtssitzung in Sachen der Christen eröffnet werden sollte, war eine so große Anzahl von Gefangenen vorhanden, daß Plinius sich genötigt sah, die Verhandlungen in die öffentliche Stadthalle zu verlegen, da kein Saal in seinem Palaste genügend Raum bot, um alle aufzunehmen. Diesmal wurden keine Zuhörer zugelassen, und die Zugänge ließ er mit einer starken Soldatenwache besetzen, damit keinem der Eintritt ermöglicht werde. Die Vorkehrungen, die für dies Massenverhör getroffen waren, unterschieden sich nicht wesentlich von den vormaligen, außer daß ein Offizier von dem in der Stadt stationierten Militär, der auf eine Büste des Kaisers achtzugeben hatte, auf einer Plattform vor den Bänken saß, die der Statthalter und seine Beisitzer einnahmen, und daß ein kleiner beweglicher Altar vorne aufgestellt war, auf dem ein Kohlenbecken mit glühenden Kohlen stand.

Anicetus und alle diejenigen Glieder seiner Gemeinde, die kürzlich mit ihm vor Gericht gestanden, wurden zuerst aufgerufen. Ihr Verhör würde, so dachte man, nur geringe Zeit in Anspruch nehmen, da sie ja sämtlich bekannt hatten, daß sie Christen seien. Es brauchte nur noch die Frage gestellt zu werden, ob sie bei diesem Bekenntnis beharren oder es widerrufen wollten.

Es herrscht vielfach die Vorstellung, als seien die Christen der ersten nachapostolischen Zeit, in der die äußere Zugehörigkeit zu einer christlichen Gemeinde nichts weniger als Modesache sein konnte, da ja die christliche Religion von Staats wegen bekämpft wurde, ihrem HErrn und Meister angesichts der größten Gefahren und unter dem Druck der furchtbarsten Marterqualen stets treu und standhaft geblieben. Hierin täuscht man sich jedoch. Des Fleisches Blödigkeit und Verzagtheit trat damals ebensowohl zu Tage wie in unserer Zeit. Es gab immer eine größere oder kleinere Anzahl von solchen, die zur Zeit der Anfechtung abfielen, sei es, daß sie die seligmachenden Wahrheiten des teuren Gotteswortes noch nicht gründlich er-

faßt hatten, sei es, daß sie, wie Petrus, auf ihre eigne Kraft vertrauten. Zuweilen ließ Gott der HErr es nach seinem weisen, aber unerforschlichen Rate zu, daß selbst aus seinen Auserwählten der eine oder andere eine Zeitlang am Glauben Schiffbruch litt und abfiel. Entstand in jener Zeit doch auch die viele Gemeinden beunruhigende Frage, wie man mit denen verfahren solle, die öffentlich vom Glauben abgefallen waren. Man möchte die Treulosigkeit dieser Unglücklichen wohl am liebsten mit Schweigen übergehen, aber es würde dann eben kein getreues Bild jener ernsten Tage wiedergegeben.

Der erste unter den Gefangenen, der aufgerufen wurde, um die wichtige Frage zu beantworten, ob er bereit sei, seinem Glauben zu entsagen oder nicht, war der Prediger. Gottes Gnade war an ihm nicht vergeblich gewesen: er wankte und schwankte keinen Augenblick.

Der Statthalter redete ihn mit den Worten an: „Als Du kürzlich unter meinem Vorsitz vor Gericht verhört wurdest, hast Du erklärt, Du seiest ein Christ. Verharrst Du noch bei diesem Bekenntnis?"

„Ja, hochwürdiger Herr," antwortete der Greis mit fester Stimme.

„Bist Du bereit, dem Bildnis unseres Landesherrn Kaiser Trajan Weihrauch zu streuen?"

„Dazu bin ich nicht bereit."

„Auch dann nicht, wenn ich Dir dies zur Pflicht mache, durch deren Erfüllung Du zeigen sollst, daß Du ein treuer römischer Bürger bist?"

„Wohl bin ich ein treuer Unterthan — niemand kann mir das Gegenteil beweisen —, aber das kann ich nicht thun."

„Du weigerst Dich also, dem Gebote des Kaisers selbst zu gehorchen? So höre denn."

Der Statthalter zog eine Pergamentrolle hervor, küßte sie und las daraus folgende Worte: „Ich mache es meinen Stellvertretern und Statthaltern von Provinzen im ganzen Reich zur Pflicht, daß sie je nach ihrem Ermessen von allen, die man als Anhänger des christlichen Aberglaubens anklagt, fordern, daß sie meinem Bildnis Weihrauch streuen. Damit sollen sie ihre Ehrfurcht bezeugen, zwar nicht mir, der ich nicht besser bin als andere Menschen, aber der Majestät des römischen Reiches."

Dann fuhr er fort: „Kraft der mir hiermit verliehenen Vollmacht befehle ich Dir, dem göttlichen Trajan Weihrauch zu streuen."

„Wenn ich zwischen zwei Herren wählen muß, dann zögere ich keinen Augenblick, dem HErrn Himmels und der Erde den Vorzug zu geben. Ich weigere mich, Weihrauch zu streuen."

„Aus Deinem eigenen Munde seiest Du gerichtet als ein Verräter!" rief der Statthalter erregt.

„Nichtsdestoweniger," erwiderte der Greis entschlossen, nach St. Pauli

Beispiel auf seinem guten Recht bestehend, „nichtsdestoweniger berufe ich mich auf den Kaiser."

„Es sei Dir gestattet," sagte Plinius, „obwohl ich es bezweifle, daß Dir solche Berufung viel nützen wird."

Der alte Ritter Antistius war der nächste Gefangene, der aufgerufen wurde. Die Beschaffenheit und Reihenfolge der Fragen und Antworten unterschied sich nicht wesentlich von der soeben geschilderten. Antistius bewies denselben fröhlichen und unerschütterlichen Bekennermut wie sein geistlicher Lehrer und Seelsorger. Von diesen beiden Greisen ging gleichsam der Zeugenmut auf die anderen Gefangenen über. Nicht einer aus denen, die mit ihrem Prediger hereingeführt worden waren, um zuerst verhört zu werden, zeigte sich schwach oder wurde gar untreu. Es waren dies die eifrigsten, hervorragendsten und gottseligsten Glieder der Gemeinde, und Gottes Geist gab ihnen Gnade, freudig von Christo zu zeugen.

Hierauf begann das Verhör mit der bei weitem größeren Anzahl derer, die dem Statthalter durch Angebelisten als Anhänger der christlichen Religion angezeigt worden waren. Unter dieser bunten Menge waren mehrere, die die Probe nicht so wohl, teils gar nicht bestanden. Einige unter diesen hatten sich schon seit längerer Zeit nicht mehr zur Gemeinde gehalten, andere waren von der Gemeinde wegen ihres unchristlichen Lebenswandels ausgeschlossen worden, noch anderen war es mit ihrem Bekenntnis zum Evangelio nie ein Ernst gewesen — Neugierde oder sonst etwas hatte sie erst herbeigelockt, aber sobald Selbstverleugnung, ein heiliger Wandel nach der Richtschnur des göttlichen Gesetzes und ein offenkundiger himmlischer Sinn von ihnen gefordert wurde, hatte sich ihr Eifer bald abgekühlt und sie waren hinter sich gegangen. Diesen fiel es nicht schwer, dem gottwidrigen Befehle des Statthalters nachzukommen. Mit anscheinend ruhigem Gewissen und mit völlig sorglosen Gebärden streuten sie den Weihrauch auf das Kohlenbecken und wiederholten gleichgültig die vorgeschriebene Formel: „Ehre und Anbetung dem göttlichen Trajan und allen Göttern, die die Stadt Rom und das römische Reich beschützen." Man nahm fast denselben Grad von Gleichgültigkeit an ihnen wahr, als sie auch noch aufgefordert wurden, dem Namen des HErrn JEsu zu fluchen.

Doch die Zahl dieser leichtfertigen, gleichgültigen Abtrünnigen — wenn man sie noch so nennen soll, denn wahre Jünger Christi waren sie schon vorher nicht mehr — war eine sehr geringe. Die meisten unter denen, die leider nicht standhaft blieben, sträubten sich wenigstens erst, die götzendienerische Handlung, die mit dem Streuen des Weihrauchs verknüpft war, zu vollziehen, und noch mehr schauderten sie vor der Gotteslästerung zurück, die sie aussprechen sollten. Der junge Sklave aus Phrygien, der den verworfenen Verus bei der Gemeinde angeklagt hatte, war einer von denen,



„Ich weigere mich, Weihrauch zu streuen.“

die in dieser Stunde der Versuchung sich einer Verleugnung ihres Heilandes schuldig machten. Erst schien es, als würde er treulich standhalten. Als er aufgerufen wurde, trat er in aufrechter Haltung und scheinbar mutig vor und antwortete auf die an ihn gerichteten Fragen mit lauter, fester Stimme, obschon eine Totenblässe sein Gesicht bedeckte und man ihm wohl anmerkte, daß er am ganzen Leibe zitterte.

„Gehörst Du auch zu den Leuten, die sich Christen nennen?" fragte ihn der Statthalter.

„Ja, ich bin auch ein Christ," gab er zur Antwort.

„Hast Du Dir diese Antwort auch ernst und reiflich überlegt? Ich gebe Dir Zeit, noch weiter darüber nachzudenken."

Der junge Sklave schien sich zu sagen, daß es seiner Seele nur Gefahr bringen könne, wenn er von der angebotenen Bedenkzeit Gebrauch machen würde, und antwortete daher sogleich: „Ich habe meine Antwort wohl erwogen."

„Der Angeklagte hat sein Verbrechen eingestanden. Man entferne ihn und verfahre mit ihm, wie es Sklaven gegenüber Brauch ist," befahl der Statthalter.

Sowie er diese Worte hörte, stieg ein Bild der schrecklichsten Martern vor seinen Augen auf. Vor einigen Tagen hatte er einen Sklaven am Kreuzpfahl hangen und leiden sehen. Es war der unglückselige frühere Mundschenk Lycus, dessen Stelle er an dem Tage jenes denkwürdigen Festmahls, an dem Verus zugegen gewesen, eingenommen hatte. Sein Herr Sosicles war dahinter gekommen, daß dieser Lycus ihn schon oft bestohlen hatte, und da das Gestohlene unwiederbringlich verloren war, war er über den Dieb in so heftigen Zorn geraten, daß er ihn ohne Gnade und Erbarmen ans Kreuz schlagen ließ. Vom frühesten Morgen bis spät in die Nacht hinein hatte derselbe in großer Qual am Marterpfahl gehangen, bis Sosicles seinem Leiden schließlich ein Ende machen ließ — nicht aus Mitleid mit dem Leidenden, sondern weil es ihm selbst zu lange dauerte. Der junge Phrygier hatte dies alles mit angesehen. Sein Herr hatte ihn gezwungen, den größten Teil des Tages hindurch zugegen zu sein, und zu ihm gesagt: „Hier kannst Du sehen, wohin es auch mit Dir kommen mag, wenn Du an Deinem thörichten Wahne festhältst. Wie Du mir selbst gesagt, hat Dein Meister — dieser Christus, den Du großer Thor anbetest — ebenfalls ein solches Ende gehabt. Dein Schicksal wird auch kein anderes sein, es sei denn, daß Du sehr auf Deiner Hut bist. Bedenke beizeiten, wie Dir das gefallen würde."

Sosicles hatte dies aus einer gewissen Achtung vor dem jungen Mann gesagt — eine Achtung, die zwar einer sehr eigennützigen Quelle entsprang, deren Echtheit aber nicht angezweifelt werden konnte. Er wußte, daß der

junge Phrygier fleißig und ehrlich war und sich nüchtern hielt, und es wäre daher sehr zu beklagen, dachte er, wenn er einen so guten Sklaven um eines nichtigen Wahnes willen, dem dieser sich ergeben, verlieren sollte, und daß er ihn verlieren würde, wenn man die gedrohte Bewegung gegen die Christen wirklich in Scene setzte, das war ihm außer allem Zweifel.

Und nun schien es, als ob der weltlich kluge Rat, den er seinem Sklaven gegeben, der erhofften Wirkung nicht verfehlen sollte. Der Schrecken, der den Armen bei dem bloßen Gedanken an das überkam, was er vor einigen Tagen gesehen, die grausigen Bilder jenes Tages, die sein Gedächtnis ihm mit merkwürdiger Treue in allen ihren Einzelheiten in dem kurzen Augenblick wieder vorspiegelte — es überwältigte ihn und benahm ihm jeglichen Mut. „Halt an, o Herr,“ rief er, „ich habe es mir wieder überlegt; ich will dem Gebote Deiner Durchlaucht gehorchen und den Weihrauch opfern.“

Er nahm eine Prise Weihrauch von dem Teller, den der anwesende Offizier in der Hand hielt, streute ihn auf das Kohlenbecken und murmelte dabei die vorgeschriebene Formula vor sich hin.

„Du hast Dich klüglicherweise gerade noch zur rechten Zeit eines Bessern besonnen,“ sagte der Statthalter, „Du magst abtreten. Sieh Dich vor, daß Du die alte Thorheit nicht wieder begehst. Nächstes Mal kommst Du nicht so leichten Kaufes davon.“

„Mein Herr, ist es mir gestattet, etwas zu sagen?“ fiel hier Verus ein, den es ärgerte und verdroß, daß die erhoffte Gelegenheit, sich an dem Phrygier zu rächen, ihm entgehen sollte.

„Rede weiter,“ sagte Plinius, der einen Widerwillen gegen den Mann empfand, seine Bitte jedoch nicht abschlagen konnte.

„Mein gnädiger Herr wird gemerkt haben, daß viele unter denen, die sich nicht weigern, Weihrauch zu streuen, dennoch nicht willens sind, dem Namen ihres Meisters, wie sie ihn nennen, zu fluchen. Ich möchte darum ersuchen, daß in dem gegenwärtigen Fall auch die schwerere Probe abgelegt werde.“

„Es geschehe denn,“ sagte der Statthalter.

Einer der Gerichtsschreiber las eine Formel vor, die der schon treulos Gewordene nachsprechen sollte. Er begann folgendermaßen:

„Da ich der Gottlosigkeit und der Vernachlässigung des Dienstes der alten Götter angeklagt worden bin, da ferner ausgesagt worden ist, daß ich ein Anhänger eines seltsamen Aberglaubens sei, so verfluche ich hiermit —“

So weit hatte der Unglückselige das Vorgesagte, wenn auch mit großer Herzensunruhe, nachgesprochen. Als aber der Schreiber nun den allerheiligsten Namen seines Erlösers aussprach, da hielt er mit dem Nachsprechen plötzlich inne. Er erbleichte und erzitterte, heftige Angst erfaßte ihn, und als ob er im Augenblick noch nicht wüßte, was nun sein nächster

Schritt sein sollte, schaute er sich im Gerichtssaale um. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Ernster Vorwurf lag auf den Gesichtern aller, die ihr Bekenntnis bereits ohne Wanken abgelegt und ihren Heiland nicht verleugnet hatten. Rhodas Gesicht trug den allerernstesten Ausdruck. Es war bleich und abgezehrt, denn obschon die Folter in nicht besonders heftigem Maße angewandt worden war, hatte diese ihren zarten, empfindsamen Körper doch sehr bedenklich angegriffen. Um so deutlicher sah man das Feuer heiliger Entrüstung in ihren Augen glänzen. Der junge Phrygier schreckte vor diesem strafenden Blick, der seine innerste Seele durchbohrte, bebend zurück, aber da traf ihn der sanfte, mitleidsvolle und bittende Blick ihrer Zwillingsschwester Cleone. Rhoda gehörte zu jenen außerordentlichen Glaubenshelden unter den Märtyrern, von denen uns die Kirchengeschichte berichtet, daß sie geradezu in freudiges Entzücken ausbrachen, wenn sie gewürdigt wurden, um Christi willen Verfolgung und Marter zu erdulden. Cleone dagegen war eine jener Naturen, die vor jedem Schmerz unwillkürlich zurückbeben, die ihn aber, wenn er ihnen von Gott zugeschickt wird, doch mutig und standhaft ertragen. Sie konnte sich daher — was bei Rhoda nicht der Fall war — lebhaft in des jungen Sklaven Lage versetzen und die furchtbare Angst mitempfinden, die ihn zum Verleugnen getrieben hatte. Wenngleich sie noch nie einen Übelthäter am Kreuze hatte leiden sehen, so konnte sie sich doch lebhaft vorstellen, wie überaus schmerzvoll ein solcher Tod sein müsse; sie hatte daher eher Mitleid mit ihm, als daß sie ihn verabscheut hätte. Dieser mitleidsvolle Blick wurde durch Gottes gnädige Fügung des jungen Mannes Rettung.

„Ah!“ dachte er bei sich selbst, „so hat der HErr Petrum angeschaut, als dieser ihn verleugnet hatte. Auch ich habe ihn verleugnet; aber da Petrus Raum zur Buße gefunden hat, wird der HErr auch mich wieder zu Gnaden annehmen, wenn ich bußfertig umkehre.“

Ernst und entschlossen wandte er sich an den Statthalter. „Nein,“ sagte er, „ich will dem nicht fluchen, der mich so oft gesegnet hat. Ich habe schwer gesündigt, daß ich jenem Götzenbild Weihrauch gestreut habe“ — er zeigte bei diesen Worten nach dem aufgestellten Brustbild des Kaisers — „aber ich will dieser Sünde der Verleugnung nicht noch diejenige der Gotteslästerung hinzufügen.“

„Aha!“ flüsterte Tacitus zum Statthalter hinüber; „ich habe immer gehört, daß der echte Christ hierzu nie zu bringen ist.“

„Man lasse dem Gesetze seinen Lauf bei dem Angeklagten,“ befahl der Statthalter.

„Ja, ja, mein Freund,“ sagte Verus zu sich selbst mit grinsender Schadenfreude im Gesicht, „Du wirst den schönen Zeitvertreib eines freien Mannes nicht wieder stören.“

„Ein Fluch auf das Haupt des hartnäckigen Bösewichts!“ stieß Sosicles, sein Herr, halblaut hervor. „Da sind wieder fünfundzwanzig Minen* so gut wie weggeworfen, es wäre denn, daß die Regierung mir den Verlust ersetzte. Was geht es sie überhaupt an, was er glaubt? Er gehört mir!“

Des jungen Phrygiers reumütige Umkehr übte auf alle die übrigen, die nun noch verhört wurden, einen heilsamen Einfluß aus. Es kam kein Fall von Verleugnung mehr vor.

Das Resultat der Verhandlungen war die Verurteilung einer so großen Anzahl von Christen, daß der Statthalter völlig ratlos war, in welcher Weise er die Urteile an so vielen vollstrecken könne und solle. Was mit denen geschehen solle, die das römische Bürgerrecht erworben hatten, das würde der Kaiser selbst in einem Schreiben an ihn bestimmen; aber mit der großen Mehrzahl — Freien sowohl wie Sklaven — mußte er selbst handeln. Sie alle hinrichten, hieße fast nichts Geringeres als ein Blutbad anrichten. Eine solche Strenge möchte ihres erhofften Zwecks verfehlen: es könnte infolgedessen ein Umschwung in der öffentlichen Meinung zu Gunsten der Christen stattfinden. Dem vorsichtigen und human gesinnten Plinius lag alles daran, sich einer so großen Gefahr nicht auszusetzen. Er beschloß daher, an den Kaiser zu schreiben und ihn zu fragen, welchen Weg er einschlagen solle. Die Verurteilten sollten unterdes dem Gefängnis übergeben werden. Das gemeine Stadtgefängnis konnte jedoch bei weitem nicht alle fassen, so daß man sich genötigt sah, viele der Gefangenen in Privathäusern unterzubringen, deren Besitzer für deren sichere Bewahrung verantwortlich gehalten werden sollten. Unter denen, für die ein solches Privatgewahrsam ausgesucht wurde, befanden sich Rhoda und Cleone. Sie wurden dem Lucilius in Verwahrung gegeben, der, wie der Leser sich erinnern wird, einer jener geheimen Verschwörer war, die diese Verfolgung der Christen ins Werk gesetzt hatten. Er war ein harter geldgieriger Mann, stand aber bei seinen Mitbürgern in leidlich gutem Rufe. Von seiner Frau wußte der Statthalter, der darauf bedacht war, zwei so sorgfältig erzogenen Gefangenen, wie Rhoda und Cleone es waren, ein nicht zu lästiges Gewahrsam zuzuweisen, daß sie eine äußerst liebenswürdige Person sei, die ihnen die Tage ihrer Gefangenschaft so viel als möglich erleichtern würde.

11. Das Haus des Lucilius.

In dem Hause, in welches die zwei Schwestern als Gefangene überführt worden waren, sah es zur Zeit trübseliger aus als je zuvor. Das einzige Kind des Lucilius lag schwer krank danieder an einem Fieber, das seit kurzem in der Stadt Nicäa epidemisch aufgetreten war. Es war ein hoffnungsvoller Knabe von sechzehn Jahren, dessen feine, edle Tempera-

* Ungefähr 300 Dollars.

mentsanlage einen merkwürdigen Kontrast bot gegen den gemeinen, unedlen Charakter seines Vaters. Von diesem erfuhr er nicht viel Liebe, so daß er sich zu Hause oft nichts weniger als glücklich fühlte. Selbst die natürliche Liebe hatte der Geiz aus Lucilius' Herzen fast gänzlich verdrängt. Um so mehr zog es den zartbesaiteten, liebehungrigen Knaben zur sanften, liebenswürdigen Mutter hin, die den Liebling ihres Herzens vor der Härte und der ungerechten Behandlung des Vaters, soviel sie nur vermochte, in Schutz nahm. Ihres Mannes Geiz ging so weit, daß er nicht nur sie nicht mit dem Nötigen an Kleidern und Lebensmitteln versorgen wollte, sondern daß er auch seinem einzigen Kinde nicht gönnte, was dieses zur Erhaltung und Kräftigung seines Leibes bedurfte, und daß er seinen Sklaven nicht selten verdorbene, gesundheitsschädliche Speise vorsetzen ließ. Darüber gab es denn zwischen beiden Eheleuten viel böse, heftige Auftritte. Und er wurde von Tag zu Tag filziger und konnte es immer weniger leiden, daß seine Frau auch nur die leisesten Proteste gegen die unverantwortliche Vernachlässigung seiner Hausvaterpflichten erhob; er geriet in immer größeren unbändigen Zorn und vergriff sich sogar thätlich an seiner Hausehre. Früher, als ihn der Geiz noch nicht in dem Maße wie jetzt besessen hatte, war sein Kind noch sein Ein und sein Alles gewesen, aber die Liebe zum Mammon hatte allmählich eine harte, rauhe Kruste über sein Herz gedeckt. Nur hier und da kam es nun noch vor, daß er sich dem Knaben freundlich erzeigte oder gar die Riemen seines Beutels löste, um ihm etwas zu kaufen, womit er ihm eine Freude machen konnte — aber das kostete ihn allemal eine große Überwindung. Und was er kaufte, kennzeichnete ihn nur zu deutlich als den, der er war, als einen echten Geizhals. Anstatt ihm zu geben, was er brauchte: besseres und kräftigeres Essen, beschenkte er ihn wohl mit einem kostbaren Juwel. Er mochte in seinem Herzen so denken: Nahrungsmittel werden verzehrt und sind dann unwiederbringlich dahin, ein Edelstein aber behält seinen Wert und ist umsetzbar in — Bar!

Es läßt sich leicht denken, daß ein Knabe, der so jahraus, jahrein an dem Nötigsten Mangel gelitten hatte, von nicht allzu kräftigem Körperbau war, ja daß das zur Zeit grassierende Fieber, nachdem er demselben zum Opfer gefallen, mit besonderer Heftigkeit bei ihm wütete und sein junges Leben ernstlich bedrohte. Die fürsorgliche Mutter hatte gleich die ersten Symptome des tückischen Fiebers bemerkt und ihren Mann gebeten, einen Arzt zu konsultieren. Natürlich hatte er sich dessen geweigert. Es war ihm bereits zur zweiten Natur geworden, alles, was eine Geldauslage bedingte, als gar nicht vorhanden zu betrachten, und so sah er denn auch gleichsam gar nicht, daß die Vorboten einer ernsten Krankheit bei seinem Kinde im Anzuge waren, wiewohl sonst jedermann es nur zu deutlich merkte. Nach zwei bis drei Tagen hörte aber die erwünschte Selbsttäuschung

auf. Er hatte die hochgeröteten Wangen, das viele Husten, den Mangel an Appetit nicht beachten wollen — obwohl er die Wahrheit ahnen mußte; aber als der Knabe nicht mehr von seinem Lager aufstehen konnte, als er in seinem Fieberwahn so laut raste, daß es im ganzen Hause zu hören war: da endlich verschloß er sich der Thatsache nicht mehr, daß sein Sohn sehr krank war. Nun sollte auf einmal in überstürzender Hast einer der Haussklaven nach dem Arzt geschickt werden.

Dioskorides — so hieß der Gerufene — war ein Grieche, der seinen Stammbaum angeblich bis auf Äskulap, der als Gott der Heilkunde verehrt wurde, zurückzuführen vermochte. Seit nahezu fünfzig Jahren hatte er die größte Praxis in der Stadt gehabt; er besaß eine überaus reiche und schätzenswerte Erfahrung, war äußerst geschickt und um anzuwendende Mittel nie verlegen. Er hatte daher außerordentlichen Erfolg, den das abergläubische Volk allerdings der Anwendung von geheimen Mitteln und Methoden zuschrieb. Er hatte einen sehr einnehmenden, wohlwollenden Ausdruck im Gesicht, aber man las demselben auch sofort die Festigkeit ab, die dem Charakter dieses greisen Arztes eigen war. Seinen Patienten gegenüber war er die Zärtlichkeit und Liebe selbst und unablässig darauf bedacht, sie durch irgend etwas zu erfreuen und sie bei guter Laune zu erhalten. Ein moderner Jünger der Heilkunst würde lachen über die außerordentliche Sorgfalt, mit der er sich auf seine Krankenbesuche vorbereitete. Sein langes weißes Haar trug er stets aufs accurateste gekämmt und fein parfümiert, und bei seinen Kleidern sah er auf peinlichste Reinlichkeit. „Wir müssen einen möglichst günstigen Eindruck auf die Kranken machen," pflegte er zu sagen. „Was immer diesem Zwecke dient, darf nicht versäumt werden."

Aber obwohl er zarten Gemüts war, so konnte er doch, wenn es sein mußte, auch fest und entschieden auftreten. Stellte sich einer nur krank, so wußte er ihn kurz abzufertigen. Ließ ihn eine feine Dame rufen, deren wahres Leiden Trägheit hieß, so sagte er ihr die Wahrheit unverblümt ins Gesicht. „Du arbeitest zu wenig und ißt und trinkst zu viel," sagte er in seiner trockenen, knappen Weise zu solchen, die sich nur einbildeten krank zu sein. Erhielt er dann als Antwort die Bemerkung, er brauche ihnen nicht wieder ins Haus zu kommen, so verabschiedete er sich mit einem gutmütigen Lächeln. Nicht nur hatte er eine so ausgedehnte und einträgliche Praxis, daß der Verlust des einen oder andern Patienten ihm ziemlich gleichgültig war, er wußte auch nur zu wohl, daß er bei ausgebrochener ernster Krankheit doch wieder gerufen würde.

Lucilius, dessen Charakter und Gewohnheiten dem alten Arzt wohlbekannt waren, mußte sich's auch gefallen lassen, einige unliebsame Wahrheiten von ihm zu hören.

„Du hättest mich schon vor drei Tagen rufen lassen sollen,“ sagte er.

„Ich dachte nicht, daß es nötig wäre,“ brachte der Vater etwas stotternd hervor. Sein Gewissen beunruhigte ihn doch sehr, er verhehlte es sich auch nicht, daß er mit dieser Ausrede bei dem alten Dioskorides übel ankam.

„Unsinn, Unsinn!“ rief dieser in ärgerlichem Tone aus. „Du kannst sehen und kannst auch hören! Du mußt es gehört haben, wie der Junge gehustet hat, und Du konntest auch nicht anders, als es sehen, wie seine Gestalt dahinfiel! Mache mir doch nicht weis, Du hättest es nicht für nötig gehalten, mich rufen zu lassen. Gesteh es nur, Du hast Augen und Ohren mutwillig verschlossen, weil Du die Ausgaben scheutest. Nun, fürchte ich, ist es bereits zu spät!“

„Ach, sag' das doch nicht,“ flehte der unglückselige Mensch, dessen sonst so hartes, gefühlloses Herz durch die drohende Gefahr, in der das Leben seines einzigen Kindes schwebte, gerührt worden war, „nein, nein, sag' das doch nicht. Ich bin bereit, alles zu opfern, rette ihn und ich gebe Dir, was Du an Gebühren fordern magst.“

„Alles Geld der Welt kann die drei Tage, die bereits verloren sind, nicht wieder herbeischaffen,“ versetzte der Arzt; „aber ich will für den Knaben alles thun, was in meinen Kräften steht. Seine einzige Rettung besteht darin, daß er die bestmögliche Pflege erhält. Seine Mutter ist dazu nicht stark genug, sie grämt und härmt sich auch zu sehr um den Jungen ab. Von bezahlten Krankenwärterinnen halte ich auch nicht viel,“ sagte er mehr zu sich selbst; „sie thun nicht mehr als gerade das, wozu sie sich schriftlich verpflichtet haben, verlangen so und so viele Stunden Schlaf u. s. w. — sind eigentlich mehr auf sich bedacht als auf das Wohl des Patienten. Natürlich giebt es Ausnahmen, aber mir fällt augenblicklich keine ein, die zu haben wäre. Aber wenn Du eine von den zwei Jungfrauen, Rhoda oder Cleone, bekommen könntest — oder auch beide, denn für eine wird die Arbeit zu schwer sein —, das wäre prächtig; sie würden die Pflege des Kranken aus Liebe übernehmen und auch nicht zu ängstlich sein. Aber wie ich höre, sind sie auch in dies thörichte Wesen der Christen verwickelt, so daß man sich ihre Dienste wohl nicht sichern kann.“

„Zum Glück, mein Herr,“ unterbrach hier Lucilius, „soll ich die beiden Jungfrauen in Gewahrsam nehmen, bis des Kaisers Brief eintrifft.“

„Nun, freue Dich, daß Du so gutes Glück hast,“ rief der greise Arzt in großer Freude aus; „wenn irgend etwas den Kranken retten kann, dann wird es ihre Krankenpflege sein. Ich habe schon früher Gelegenheit gehabt, dieselbe zu beobachten, und muß sagen, sie ist wirklich ganz ausgezeichnet. Wann werden sie kommen?“

„Es ist mir gemeldet worden, daß sie mir heute mittag übergeben werden sollen," antwortete Lucilius.

„So werde ich noch Zeit genug haben, erst zwei oder drei andere Patienten zu besuchen," meinte der Arzt. „Dann kehre ich hierher zurück und gebe ihnen die nötigen Anweisungen — und merk' Dir wohl, falls ich Dich nicht wiedersehen sollte, daß sie ja alles bekommen, was sie nur fordern mögen."

Dies war sonach der Stand der Dinge, den die beiden Gefangenen bei ihrer Ankunft in Lucilius' Hause vorfanden. Sie gaben sich der ihnen aufgetragenen Pflicht, mit dessen Ausübung sie wohl vertraut waren, mit wundervollem Eifer und großer Treue hin, obwohl Rhoda eher selbst der



„Du hättest mich schon vor drei Tagen rufen lassen sollen."

Pflege bedurft hätte, als daß sie andere pflegte. Die Mutter brachte allerdings kein geringes Opfer, indem sie die Hauptpflege ihres geliebten Knaben den Händen anderer überließ; aber sie fügte sich doch ohne Widerstreben den ärztlichen Verfügungen und schätzte sich glücklich, daß sie immer noch kleine Handreichungen thun durfte.

Als jedoch auch die beste Krankenpflege dem siechen Körper nicht im geringsten mehr aufzuhelfen schien, als der Knabe von Tag zu Tage schwächer wurde und die Fieberdelirien durch immer seltener eintretende lichte Augenblicke abgelöst wurden, da ging mit dem Verhalten der Mutter eine seltsame Änderung vor, die um so seltsamer erschien, wenn man dieselbe mit dem veränderten Benehmen ihres Eheherrn verglich. Etwas hatte das

bisher gefühllose Herz des Geizhalses umgestimmt. Enttäuschter Ehrgeiz hatte unter anderem dazu beigetragen. Sein ganzes Streben hatte dahin gestanden, sich und seiner Familie durch Anhäufung großen Reichtums eine geachtete Stellung zu erwerben; denn Reichtum hatte damals ebenso großen Einfluß auf die Stellung, die einer unter seinen Mitbürgern einnahm, wie heute auch. Geld regierte die Welt auch damals. Aber wenn nun dieser Sohn, für den er unablässig gesammelt, gescharrt und gespart, wann und wo er nur konnte, dem zulieb er andere schändlich betrogen und ins Elend gestürzt hatte — um das angestrebte Ziel zu erreichen, durfte er in dem Gebrauch der Mittel nicht wählerisch sein! — wie, wenn dieser Sohn sterben sollte? Nein, er mußte wirklich etwas dran wenden, um seine Genesung womöglich herbeizuführen! Ohne Murren öffnete er jetzt seine Geldtasche, um alles, was der kranke Knabe irgendwie benötigte, herbeischaffen zu lassen. Er wartete oft längere Zeit geduldig vor der Thür des Krankenzimmers, bis eine der beiden Wärterinnen ihm mitteilen konnte, wie es ihrem Patienten erging.

Rhoda und Cleone hatten geglaubt, nun sein hartes Herz etwas erweicht worden sei, würde er auch seiner Frau etwas näher gebracht werden; aber zu ihrem nicht geringen Erstaunen bemerkten sie, daß diese trotz ihres sanften Temperaments ihn je länger, je mehr mied und weder durch sein Mitleid mit ihr getröstet noch durch seinen deutlich erkennbaren Schmerz irgendwie gerührt wurde. Rhoda mußte sogar ohne ihren Willen Zeugin eines peinlichen Auftrittes sein, bei dem die zunehmende Entfremdung ihren Höhepunkt zu erreichen schien. Durch die immer größer werdende Gefahr, die das Leben seines Kindes bedrohte, an den Rand der Verzweiflung gebracht — Dioskorides hatte selbst alle Hoffnung aufgegeben —, nahm der unglückselige Mann seine letzte, wenn auch freilich eitle Zuflucht zum Götzenopfer. Er teilte seiner Frau den gefaßten Vorsatz in Rhodas Gegenwart mit. Der Arzt befand sich gerade bei dem Kranken, und Cleone ließ sich die Vorschriften geben, die bis zu seiner Wiederkehr zu befolgen seien. Lucilius, seine Frau und Rhoda waren im Nebenzimmer.

„Sollen wir zum besten unseres Sohnes ein Opfer bringen?“ fragte er.

Diese Frage versetzte die so sanft geartete Frau in förmliche Wut. Rhoda geriet über diesen Zornesausbruch in ebenso großes Staunen, wie wenn sich vor ihren Augen ein Lamm plötzlich in einen wilden Tiger verwandelt hätte.

„Du willst den Göttern ein Opfer darbringen!“ rief sie. „Meinst Du, daß sie auf Dich hören werden? Wie darfst Du ihre Altäre mit Deinen Mörderhänden beflecken? Dies Unglück ist ihr Strafgericht über Dich. Ich wußte, daß es über kurz oder lang kommen müßte, aber ich hoffte stets, es würde noch ausbleiben, bis ich das leidige Band, das mich

mit Dir verbindet, gelöst haben würde. Aber es soll mir nicht vergönnt sein zu entrinnen, da auch ich mitschuldig bin. Nun hat der schwere Schlag sowohl mich als Dich getroffen!“

Wie gebannt schaute Rhoda dem Lucilius ins Gesicht, während seine Frau ihn mit diesem Regen von Vorwürfen überschüttete. Erst drückte sich in seinen Zügen heftiges Erstaunen aus, denn aber schien ein schrecklicher Blick, der Furcht bekundete, über dasselbe zu gleiten. Ein Mal über das andere öffnete er seine Lippen, als ob er etwas erwidern wollte, aber keinen Laut brachte er hervor.

„Sei still — sei still!“ murmelte er endlich, wandte sich um und wankte aus dem Zimmer.

12. Das Bekenntnis eines Märtyrers.

Der junge Lucilius schwebte noch zwischen Leben und Tod, als die längst erwartete Antwort des Kaisers in Nicäa eintraf. Es war ein Schriftstück, wie es jeder, der Trajans Charakter kannte, von ihm erwartet hatte. Ein Herrscher von vorwiegend militärischer Gesinnung und selber mit Leib und Seele Soldat, forderte er von allen seinen Unterthanen unbedingten Gehorsam. Nach dieser Seite hin war er unbeugsam.

Der Staat, führte er in seinem Schreiben an Plinius aus, gestatte nur bestimmte Religionsformen, alle anderen seien verboten. Jeder, der verbotenen Gebräuchen anhange und von denselben nicht abstehe, nachdem er dazu aufgefordert worden, rüttele an der festgesetzten Ordnung der Dinge und müsse bestraft werden. Im Herzen möge er glauben, was er wolle — damit habe der Staat sich nicht zu befassen —, aber äußerlich müsse er sich nach gewissen Regeln und Verordnungen richten. Weigerung das zu thun, sei ein rebellischer Akt; die Sache, um die es sich handle, möchte an sich immerhin eine Kleinigkeit sein, aber das Prinzip, das hier in Betracht komme, sei einer der Grundsteine jeglicher Ordnung.

Die praktische Anwendung in dem vorliegenden Fall sei ganz einfach. Alle, die bekannt hätten, daß sie Christen seien, und bei diesem Bekenntnis verharrten, sollten gestraft werden. Der Verstoß gegen das Gesetz sei jedoch der Art, daß den Angeklagten jedes nur erreichbare Schlupfloch offen gelassen werden solle, durch welches sie sich der gerichtlichen Bestrafung entziehen könnten, sofern nur das Prinzip aufrecht erhalten werde. Es sei dies ja keine Gesellschaft von Verbrechern, von denen zu wünschen sei, daß der starke Arm des Gesetzes sich ihrer bemächtige und ihnen die Gelegenheit zur Flucht abschneide. Im Gegenteil solle man ihnen möglichst viele Wege offen lassen, damit sie ihre Freiheit wiedererlangen könnten. Die einfache Ableugnung einer Person, daß sie zur Gesellschaft der Christen gehöre, solle ohne weiteres angenommen werden. Man solle den Betreffenden nicht

weiter ausfragen, seit wann er dem Christentum entsagt habe; wenn er erkläre: „Ich habe aufgehört ein Christ zu sein," so solle man sich damit zufrieden geben.

Die wichtigste Vorschrift jedoch, die des Kaisers Reskript enthielt, bezog sich auf die anonymen Klageschriften. Alle Verhandlungen, die darüber geführt worden seien, sollten für null und nichtig erklärt werden. Solche Fälle untersuche das römische Gesetz nicht; wer auf diese hin vorgeladen worden sei, solle so behandelt werden, als ob sein Name gar nicht genannt worden wäre.

Die unmittelbare Folge dieser Verordnung war, daß eine Anzahl Gefangener freigelassen wurde. Von den zwei römischen Bürgern, die sich auf den Kaiser berufen hatten und daher nach Rom gesandt worden waren, war der eine — der Prediger Anicetus — in die Provinz zurückgeschickt worden. Der Kaiser hatte ihn verhört und das Todesurteil über ihn gesprochen. Der Statthalter sollte das Urteil an ihm sofort vollziehen, damit das Schauspiel seiner Bestrafung auf seine Anhänger als heilsames Schreckmittel wirke. Der alte Ritter Antistius war durch Gottes gütige Fügung außerhalb des Bereichs seiner Richter. An dem Tage, an welchem er vor dem kaiserlichen Tribunal hätte erscheinen sollen, hatte man ihn morgens tot in seinem Bette gefunden.

Die erste Pflicht des Statthalters nach Wiedereröffnung der Verhandlungen betraf die Vornahme des Gefangenen, den der Kaiser ihm zurückgeschickt hatte. Der greise Prediger wurde vor das Tribunal gestellt. Der Statthalter redete ihn folgendermaßen an:

„Anicetus oder, wie ich Dich eigentlich nennen sollte, Lucius Cornelius — obwohl Du nicht wert bist, diesen ehrenwerten römischen Namen zu führen —, der Kaiser hat Deine Appellation gehört und das Urteil bestätigt, das hier über Dich gefällt worden war, er hat Dich wieder meiner Gerichtsbarkeit überwiesen, sintemal er es für gut befindet, daß Du Deine Missethat an dem Ort büßest, wo Du sie begangen hast. Ich würde mich keiner Ungerechtigkeit schuldig machen, wenn ich Dich ohne weiteres dem Henker übergeben würde. Doch bin ich überzeugt, daß unser gnädiger Herr und Kaiser Trajan Augustus, der stets zur Milde geneigt ist, es billigen wird, wenn ich Dir noch einmal Gelegenheit zur Umkehr gebe. Bist Du nun, im letzten Augenblick, willens und bereit, diesem abscheulichen Aberglauben zu entsagen, dem Du im Widerspruch gegen die Gesetze des römischen Senats und Volkes bisher ergeben warst?"

„Für die mir angebotene Milde sage ich sowohl Kaiser Trajan Augustus wie auch Dir selbst, hochverehrter Plinius, meinen herzlichsten Dank," erwiderte Anicetus. „Wollte ich dieselbe jedoch unter den Bedingungen annehmen, die Du daran knüpfst, so würde ich eben das wegwerfen, was ich

mein ganzes Leben lang für meinen höchsten Schatz gehalten habe. Was Du abscheulichen Aberglauben nennst, habe ich als glaubwürdige und teuerwerte Wahrheit erkannt. Den Gesetzen des römischen Senats und Volkes habe ich stets mit großer Gewissenhaftigkeit Gehorsam geleistet und meine Unterthanenpflichten gegen den Kaiser habe ich stets treu erfüllt. Aber es giebt Gebote, die mir noch höher stehen, und einen HErrn, dem ich noch mehr gehorchen muß als selbst dem Kaiser zu Rom. Doch das hast Du alles schon früher gehört, es ist daher nicht nötig, daß ich es jetzt wiederhole. Ich will Deine Zeit nicht weiter in Anspruch nehmen, im Gegenteil Dich bitten, nicht länger zu säumen, mir das zu geben, was mir köstlicher ist als alles andere — den schönen Martyrertod, damit ich bald zu Ihm komme, der mich geliebet und sich selbst für mich dargegeben hat, und die Krone der Ehre und Herrlichkeit aus seinen Händen empfange."

Hierauf wurde der Henker ins Gerichtszimmer beschieden. Als er vor dem Tribunal Stellung genommen hatte, verkündete der Statthalter das Todesurteil mit folgenden Worten:

„Vermöge der Gewalt über Leben und Tod, die mir in Sachen des Bürgers Lucius Cornelius (gewöhnlich Anicetus genannt) von unserm Kaiser und Herrn Trajan Augustus durch besondere Verordnung übertragen worden ist, übergebe ich Dir hiermit die Person des genannten Lucius Cornelius. Führe ihn zu dem dritten Meilenstein, der auf der Straße nach Nikomedien liegt, und enthaupte ihn dort mit Deinem Henkerbeil. In Anbetracht seines tadellosen Lebenswandels gewähre ich ihm als besondere Vergünstigung, daß ihm weder die Augen verbunden noch die Hände gefesselt werden sollen. Dieses Urteil soll sofort vollstreckt werden, und über seine Vollstreckung fordere ich die nötigen Beweise von Dir, noch ehe die Sonne untergeht."

Die Gerichtssitzung wurde nun bis zum folgenden Tage vertagt. Dann sollten auch die übrigen Gefangenen ihren Urteilsspruch empfangen. Dem soeben Verurteilten wurde eine Frist von zwei Stunden gestattet, die er in Gemeinschaft mit seinen Mitgefangenen verbringen durfte.

Nahe Angehörige hatte er nicht mehr. Sein Weib war vor etwa zwei Jahren zu ihrer Ruhe eingegangen — denn in jenen Tagen hielt man noch an der biblischen Mahnung fest, daß ein Bischof, d. i. Prediger sein solle „eines Weibes Mann". Seine Ehe war kinderlos geblieben, und seine Geschwister waren ihm sämtlich vorangegangen. Er konnte also die kurze Zeit, die ihm noch vergönnt war, dazu benutzen, seine Glaubensbrüder zu trösten und zu stärken.

Gegen den jungen phrygischen Sklaven Cleon, der erst tief gefallen, dann aber durch Gottes Gnade sich von seinem Falle wieder aufgerichtet hatte, verhielt er sich besonders freundlich und nahm sich seiner liebevoll an.

Scham und Reue hatten den unglücklichen Jüngling ganz niedergebeugt. Tag für Tag hatte er seit jener bösen Stunde ein Mal über das andere ausgerufen: „Ich habe meinen Heiland verleugnet! Ich habe meinen Heiland verleugnet!" und so oft seine Mitgefangenen sich auch bemüht hatten, ihm aus Gottes Wort Trost zuzusprechen, so schien bisher doch noch nichts Eindruck gemacht zu haben auf seine bekümmerte Seele.

Anicetus war stets einer von denen gewesen, die mit den sogenannten Lapsi, d. i. Gefallenen, äußerst streng verfahren waren. Aber in dem letzten Falle, der ihm in diesem Leben als Seelsorger vorkam, handelte er in echt evangelischer Weise. Er hielt dem Untröstlichen, den das Gesetz schon genugsam zerknirscht und gedemütigt hatte, das Wort von der Gnade Gottes vor, die, wo die Sünde mächtig geworden, noch viel mächtiger ist und keinen gnadehungrigen Sünder hinausstößt.

„Mein Sohn," sagte er, als er nun von dem Zerschlagenen Abschied nehmen mußte, „mein Sohn, höre mich an als den, dem Gott der HErr selbst die Sorge über Deine teuer erlöste Seele anvertraut und dem er die große Gnade erwiesen hat, sein Wort vor Freund und Feind zu bezeugen. Du hast schwer gesündigt, das ist wahr, aber der Gott, der den Tod keines Sünders will, hat Dir vergeben, ebenso gewiß und wahrhaftig, wie Er Petro vergeben hat. Das Blut JEsu Christi macht Dich rein von allen Sünden. Wie aber Gott Dir vergeben hat, so vergeben auch wir, Deine Brüder und Schwestern in Christo, Dir von ganzem Herzen."

Er legte dann noch seine zitternde Greisenhand auf des Jünglings Haupt und erteilte ihm im Namen der dort versammelten Gemeinde die heilige Absolution, die dieser kniend empfing. Als er sich wieder aufgerichtet hatte, gab er ihm den Friedenskuß zum Zeichen, daß er nun wieder in die Gemeinde aufgenommen sei.

Da wir keine Gelegenheit mehr haben werden, den jungen Sklaven im folgenden wieder zu erwähnen, so sei hier gleich kurz mitgeteilt, daß er am Tage darauf die grausamen Kreuzesmartern mit bewundernswertem Mute und in stiller Geduld erlitt. Doch brauchte er nicht so lange zu leiden wie mehrere andere, da der Statthalter, gerührt durch den Mut, den er bewiesen, dem bei ihm Wache stehenden Centurio befahl, seinen Tod durch einen Speerstoß zu beschleunigen.

Kehren wir zu dem greisen Anicetus zurück. Er hatte dem jungen Phrygier kaum den Friedenskuß gegeben, als ihm angezeigt wurde, daß der Henker draußen seiner warte.

„Ich bin bereit," sagte er zu dem Offizier, der ihm die Meldung brachte. Sich dann zu seinen Mitgefangenen wendend, breitete er seine Hände über sie aus und sagte mit bewegter Stimme, während die Augen der Mitgefangenen sich mit Thränen füllten: „Der Segen Gottes des

Vaters, Gottes des Sohnes und Gottes des Heiligen Geistes sei und bleibe mit euch allen. Bittet für mich und für euch selbst, damit wir treu und standhaft bleiben bis ans Ende. Dann werden wir einander im schönen Paradiese wiedersehen."

Es war ein ernster, trauriger Zug, der sich durch die Straßen der Richtstätte zu bewegte. Voran marschierte eine halbe Centurie römischer Soldaten. Sie waren nur mit Schwertern bewaffnet und trugen außer ihrem Kriegerhelm keine Rüstung. Dann kam der Henker mit dem Richtbeil, dessen Schärfe er dem verurteilten Greis zugekehrt hielt. Zur Rechten und Linken des letzteren ging je ein Soldat in voller Rüstung nebenher. Der Rest der Centurie bildete die Nachhut. Eine ungeheure Menschenmenge jeden Alters und Geschlechtes folgte nach. Keiner war den Armen der Stadt besser bekannt und jedenfalls war niemand mehr beliebt als Anicetus. Er hatte nach besten Kräften nach der apostolischen Vorschrift gehandelt: „Lasset uns Gutes thun an jedermann"; ja, er hatte sich mit solchem Liebeseifer auch der Armen unter den heidnischen Bewohnern der Stadt angenommen, über die sich kein Mensch erbarmte, daß Glieder der Gemeinde ihm hie und da vorgeworfen hatten, er habe bei der Ausübung seiner Liebeswerke den Zusatz zu jener Ermahnung nicht gebührend beachtet: „Allermeist aber an des Glaubens Genossen". Man durfte es daher nicht vorwiegend als Neugierde bezeichnen, was den großen Volkshaufen bewog, seiner Hinrichtung beizuwohnen. Der Kleidung nach zu urteilen, bestand derselbe aus den niederen Schichten der Stadtbevölkerung, dem Pöbel; aber er folgte mit einer Ruhe und in solch musterhafter Ordnung, als gälte es, der Leiche des ersten Bürgers Nicäas das Geleite zu geben.

An der für die Hinrichtung bestimmten Stelle war ein freies Feld, dessen Fläche einen Acker bedecken mochte. Der Meilenstein war an einer Wegkreuzung aufgerichtet worden, und nahe dabei, an der Grenze des Stadtbezirks, stand eine Statue des Götzen Terminus, des sogenannten Grenzgottes, ein roh behauener Granitsockel, der mit einer wenig kunstvoll geformten Büste gekrönt war. In früherer Zeit war dies Götzenbild allgemein ein Gegenstand der Verehrung gewesen und wurde täglich mit frischen Guirlanden von Blumen oder Immergrün, je nach der Jahreszeit, geschmückt. Zwei bis drei hingen immer noch dran, doch waren sie trocken und verwelkt, während Bruchteile von anderen, deren Grün längst verblichen war, unten am Fuße des Sockels lagen. Der Sockel selbst neigte sich schon seit langem etwas nach einer Seite hin. Es war dies ein Bild des allenthalben in Verfall geratenden Götzendienstes. Ebendas mochte den Statthalter bewogen haben, gerade einen solchen Platz als Hinrichtungsort zu wählen.

Der Richtblock wurde in der Nähe des Sockels aufgestellt, und die

Soldaten schlossen rings um denselben einen festen Cordon, um die sich herzudrängende Menge in gebührender Entfernung zu halten. Da das Terrain jedoch nach allen Seiten anstieg, so war doch keinem die Aussicht abgeschnitten. Der befehlhabende Centurio hatte dem Verurteilten untersagt, eine Anrede an die umstehende Menge zu halten, der greise Märtyrer machte daher auch keinen Versuch zu reden. Er begnügte sich damit, seine Hände wie segnend auszustrecken, ohne auch nur die Lippen zu rühren. Viele, die das sahen, neigten ehrerbietig das Haupt, ja einige fielen sogar auf die Knie, trotzdem es gefährlich war, selbst durch Gebärden kund zu geben, daß man dem Glauben eines Märtyrers im Herzen beistimme. Alle aber beobachteten eine Stille, die durch die ängstliche Spannung, welche die Gemüter ergriff, geradezu unheimlich wirkte. Nach einer Pause, die der innerlich tief erregten Menge eine Stunde zu sein deuchte, hob der Henker das Richtbeil zu einem kräftigen und wohlgezielten Schlage aus. Des Märtyrers Haupt fiel auf die Erde, das Blut ergoß sich in Strömen aus den Adern und rötete den Sockel des Götzenbildnisses.

Aber in demselben Augenblicke ereignete sich etwas, das die Herzen der anwesenden Heiden mit abergläubischer Furcht erfüllte, bei allen Umstehenden aber ohne Ausnahme eine Bestürzung hervorrief. Kaum hatte der Henker sein Beil wieder zur Erde sinken lassen, als eine kurze Erderschütterung erfolgte, wie sie dortzulande nichts Seltenes waren, und die Bildsäule des sogenannten Grenzgottes, die, wie bereits bemerkt, schon seit langem sich stark zur Seite geneigt hatte, nun vollends umsank. Das halbunterdrückte Stöhnen und Seufzen, das sich der Zuschauermenge entrang, als der greise Anicetus den tödlichen Schlag empfing, verstummte plötzlich ganz, das Gefühl der Trauer und des Mitleids gab einer unwillkürlichen Schreckensempfindung Raum, als die Erde unter ihren Füßen zu weichen schien, und die Heiden sahen mit Entsetzen, wie ihr Götze schwankte und zur Erde fiel.

Die Folge war, daß die Hinrichtung des vornehmsten Gliedes der nicäischen Christengemeinde eine ganz andere als die beabsichtigte Wirkung hatte. Hatte man gehofft, dadurch, daß man dieselbe in unmittelbarer Nähe eines Götzenbildes vollziehen ließ, unter der Bevölkerung neues Interesse für den alten Götzendienst zu erwecken, so war nun diese Hoffnung zu Schanden geworden. Ein zu Boden fallender Götze spornte begreiflicherweise niemand zur gewünschten Begeisterung an — war es doch ein deutliches Bild der Ohnmacht jener Werke von Menschenhänden, die man für Götter hielt! Im Gegenteil trug dieser Umstand, der ja nicht von ungefähr eingetreten war, dazu bei, mehreren die Augen aufzuthun über die Thorheit und Nichtigkeit des Götzendienstes. Auch in diesem Falle bewahrheitete es sich wieder, daß das Blut der Märtyrer der Same der Kirche ist.



„Er begnügte sich damit, seine Hände wie segnend au



szustrecken, ohne auch nur die Lippen zu rühren.“

Der Erdstoß und der darauf erfolgte Sturz der Bildsäule des Götzen Terminus hatte jedoch zur großen Freude der Christengemeinde auch noch etwas anderes zur Folge. Die Leichname der Märtyrer wurden in der Regel von der betreffenden obrigkeitlichen Behörde fortgeschafft und wie Leichname von Verbrechern behandelt. In der Bestürzung aber, die auf jenes Doppelereignis folgte, ließ man den entseelten Körper des treuen Zeugen Christi liegen, so daß es einigen Gliedern der Gemeinde ermöglicht wurde, ihn christlich zu bestatten.

13. Eine Entdeckung.

„Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich klein" — die Wahrheit dieses Sprichworts sollte Lucilius an sich erfahren. Schon machte er sich Vorwürfe über Vorwürfe darüber, daß er sich mit in die Verschwörung eingelassen hatte, die in Therons Weinschenke angezettelt worden war. Bis dahin waren seine Geldkoffer von dem Ertrag der eingezogenen Güter der in der Gefangenschaft schmachtenden Christen noch nicht um einen Heller bereichert worden. Antistius war, wie bereits erwähnt, in Rom gestorben, und es war noch sehr zweifelhaft, wer den Nutzen von seinem nicht unbeträchtlichen Vermögen ziehen würde. Würde es dort zur Verteilung kommen, wo seine Berufung in höchster Instanz entschieden worden war, nämlich in der Hauptstadt des Reichs, oder hier in Nicäa, dem Orte seiner ersten Verurteilung? Mochten die Ansprüche der Provinzialbehörden vor dem Gesetze auch den Vorzug haben, so verhehlte sich Lucilius doch nicht, daß dieselben keine Beachtung finden würden, falls sie mit den Forderungen der kaiserlichen Schatzkammer zusammenträfen. Der Prediger Anicetus aber hatte so reichlich Almosen ausgeteilt, daß er bei seinem Tode nichts zurückließ. Von den Reichen, die man angeklagt hatte, waren die meisten zu Verleugnern an ihrem Heiland geworden, da sie ihr irdisches Gut und das leibliche Leben mehr liebten als die Schätze des Himmels. Kurz, die Hoffnung reichen Gewinns hatte sich bisher noch keineswegs erfüllt.

Überdies gestalteten sich die Aussichten in seinem Heim immer trüber. Das geringe Maß von edleren Regungen, das bei seinem völligen Versunkensein im Geiz in seinem Herzen noch Raum gefunden hatte, übertrug er auf seinen Sohn, und dieser schwebte zwischen Leben und Tod. Erst pries er es als einen glücklichen Zufall, daß die zwei Zwillingsschwestern in sein Haus geführt worden waren. Ihre treue, geschickte Pflege erhielt den Knaben am Leben. Seit kurzem hatte Rhoda sich jedoch genötigt gesehen, um ihrer zunehmenden Körperschwäche willen sich von der Krankenpflege gänzlich zurückzuziehen und dieselbe Cleones liebenden Händen allein zu überlassen.

Cleone wurde dem jungen Kranken schier unentbehrlich. Nur aus ihrer

Hand nahm er Speise oder Trank an. Als seine Fieberphantasien den höchsten Grad erreichten, vermochte nur das sanfte Streichen ihrer Hand ihn zu besänftigen und zu beruhigen. Wie aber, wenn die Schergen sie bald wegholen würden, um sie vor Gericht zu stellen? Dann wäre es besser gewesen, sie wäre nie hergekommen.

Der bloße Gedanke hieran versetzte den alten Arzt in grenzenlose Wut. Jeder seiner zahlreichen Fälle interessierte ihn sehr, in diesem aber ging er sozusagen ganz auf. Nie hatte er im Kampfe gegen eine Krankheit so großes Geschick bewiesen und nie hatte er in solchem Kampfe einen bessern Verbündeten gehabt, nämlich eine so ausgezeichnete Krankenwärterin. Er wollte schier außer sich werden, wenn er an die Möglichkeit dachte, diese Gehilfin seiner Kunst zu verlieren, denn dann mußte er auch den Knaben verloren geben. Er verwünschte jeden ohne Unterschied, der an der Sache beteiligt war: vor allem die unruhigen Köpfe, die die Bewegung gegen die Christen heraufbeschworen hatten, aber auch diese selbst, weil sie so hartnäckig an ihrem „abgeschmackten Aberglauben" festhielten.

Aber die Sache war nun einmal nicht zu ändern. Des Kaisers Befehl, daß mit allen, die sich zur christlichen Religion bekannten, streng nach dem Gesetz verfahren werden sollte, mußte schnellstens in Ausführung gebracht werden. Zu diesen standhaften Bekennern gehörten die zwei Schwestern. Lucilius wurde amtlich benachrichtigt, daß er dieselben an die Behörden wieder auszuliefern habe, und es blieb ihm daher nichts anderes übrig, als der Aufforderung zur festgesetzten Stunde Folge zu leisten. Unter der größeren Anzahl von Gefangenen, die am Tage nach der Hinrichtung ihres greisen Predigers prozessiert wurden, waren auch Rhoda und Cleone mit eingeschlossen. Lucilius stellte sich auch unter der großen Volksmenge ein, die sich in den Gerichtssaal drängte, mit Gefühlen der Verzweiflung den Ausgang des Verhörs erwartend.

Nichts konnte die Schwestern retten. Lucilius kannte sie zu gut, als daß er auch nur die leiseste Hoffnung gehabt hätte, daß sie ihrem Glauben absagen würden, um ihr Leben zu retten. Als die Schwestern noch in seinem Hause waren, hatte er es einmal gewagt, eine dahinzielende Andeutung zu machen, aber der bloße Blick, den Cleone ihm zuwarf, hatte ihm die Überzeugung beigebracht, daß alles weitere Reden seinerseits unnötig sei. Es stand ihm daher von vornherein fest, daß heute ihre Verurteilung erfolgen werde.

So kalt und gefühllos er sonst auch war, so konnte ihm ein solches Resultat doch nicht gleichgültig sein. Sie waren mehrere Wochen in seinem Hause gewesen, und ihr liebevolles Wesen, ihre selbstverleugnende Dienstfertigkeit, ihr freundliches gewinnendes Benehmen, wie dasselbe sich im Familienverkehr kundgegeben, hatte sein Herz auf nie zuvor geahnte Weise

gerührt und warme Empfindungen angeregt. Als er daher darüber nachdachte, daß diese uneigennützigen Pflegerinnen seines kranken Knaben den schmachvollen und schmerzlichen Tod als Verbrecher verurteilter Sklaven sterben sollten, konnte er sich eines Schauderns nicht erwehren.

Er dachte dabei aber auch an seinen kranken Sohn. Selbst wenn derselbe ohne die Pflege seiner Wärterinnen genesen sollte, was würde es für eine Einwirkung auf seinen schwachen Körper und Geist haben, wenn er, wie das nicht ausbleiben konnte, erfuhr, daß man sie zu einem qualvollen Tode hingeführt habe? Der unglückliche Mann stöhnte laut, als er sich mit immer steigender Angst vorstellte, was die Zukunft ihm bringen müsse.

Plötzlich wurde er jedoch aus seinem stumpfsinnigen Brüten durch lautes Rufen aufgeschreckt. Es war der Ausrufer, der Rhoda und Cleone vor die Schranken forderte. Rhoda wurde als ancilla, d. i. als eine Sklavin beschrieben und außerdem eine Diakonissin genannt, die einer unerlaubten Gesellschaft angehöre, welche sich nach einem gewissen Christus nenne. Auch Cleone wurde als eine dem Sklavenstande angehörige Person bezeichnet.

Als der Gerichtsschreiber mit der Verlesung der Anklage zu Ende war, redete der Statthalter die Gefangenen auf folgende Weise an:

„Die Milde unsers allergnädigsten Herrn und Regenten Trajan Augustus hat verordnet, daß selbst den hartnäckigsten Übertretern Gelegenheit geboten werden solle, von dem betretenen Wege umzukehren, wenn sie sich nur, und sei es im letzten Augenblick, ihrer rechtmäßigen Obrigkeit unbedingt unterwerfen und ihren schädlichen Aberglauben, dem sie bisher hartnäckig ergeben waren, entsagen. Ich richte daher an Dich, Rhoda, hiermit die letzte Aufforderung, dieses zu thun, und frage Dich: Bist Du willens, dem Bildnis des göttlichen Trajan Weihrauch zu streuen und diesen Christus zu verfluchen, den Du abergläubischer- und rebellischerweise als Gott verehrt hast?“

Rhoda war während der Verhandlungen sitzen geblieben. Ihre große Schwäche gestattete es nicht, daß sie stand, wie die übrigen Gefangenen. Nun aber erhob sie sich und trat vor den Statthalter hin. Furcht hatte sie nie gekannt, und wie sie so frei und unerschrocken dastand, hätte man meinen können, ihre frühere Körperkraft sei völlig zurückgekehrt.

„Ich bin dem Kaiser herzlich dankbar für die angebotene Milde,“ sagte sie mit einer Stimme, der auch nicht das geringste Zittern anzumerken war; „doch ist es mir nicht möglich, die Bedingungen anzunehmen, die er an das Anerbieten knüpft. Ich bete stets zu Gott, daß er ihn, als den mir von ihm selbst gesetzten Herrscher, segnen wolle, und vor allem, daß er ihn erleuchten möge, damit er zur Erkenntnis der seligmachenden Wahrheit komme. Alle Ehre, die einem Menschen gebührt, will ich ihm mit größter Bereit-

willigkeit erweisen, was darüber hinausgeht, muß ich verweigern, denn es steht geschrieben: ‚Du sollst anbeten Gott, Deinen HErrn, und ihm allein dienen.' Daß ich aber meinen Gott und Heiland lästern sollte, ist etwas so Erschreckliches, daß ich nicht daran denken, geschweige darüber reden mag."

„Und was ist Deine Antwort, Cleone?" fuhr der Statthalter fort, indem er sich an die andere Schwester wandte.

„Ich stimme ganz mit meiner Schwester überein. Ich werde weder einem Menschen göttliche Ehre erzeigen noch meinen Gott lästern."

„Rhoda und Cleone," erklärte darauf der Statthalter, „sind hiermit zum Tode verurteilt, und zwar zu einem Tode, wie er altem Brauche gemäß an solchen Verurteilten vollstreckt wird, die dem Sklavenstande angehören."

In demselben Augenblick aber, in dem dies Urteil gesprochen wurde, nahm man hinten im Gerichtssaal eine Aufregung wahr. Der junge Grieche Clitus, dessen Bekanntschaft wir bereits in der Eigenschaft eines Bewerbers um Cleones Hand gemacht haben, bahnte sich mit großer Mühe einen Weg durch die dicht aneinander gedrängte Menschenmenge, die die Thür, welche in den Hauptteil der Gerichtskammer führte, gleichsam belagerte. Seinen Kleidern konnte man es deutlich anmerken, daß er soeben von einer Reise zurückgekehrt war.

„Mein Herr," redete er ohne weiteres den Statthalter an, „ist es mir erlaubt, in einer sehr dringenden Sache das Wort zu ergreifen, einer Sache, die die Handhabung von Recht und Gerechtigkeit anbetrifft und besonders den Fall der zwei weiblichen Gefangenen Rhoda und Cleone?"

Rhoda, die bereits auf ihren Sitz zurückgesunken war, schien diese Unterbrechung der Gerichtsverhandlungen gar nicht zu bemerken. Cleone aber sah den Redenden voll gespannter Erwartung an. Seit jenem Nachmittag, an welchem sie in ihres Vaters Weinberg mit ihm geredet hatte, hatte sie den jungen Griechen nicht wieder gesehen, nicht einmal etwas von ihm gehört. Sie hatte sich allmählich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß es so am besten sei. Er hatte ihr damals wohl schon seine Liebe gestanden, aber seitdem hatte sich so vieles verändert. Er hatte das römische Bürgerrecht erlangt und sie war erwiesenermaßen eine — Sklavin. Auf jeden Fall war nun zwischen ihm und ihr eine unübersteigbare Scheidewand aufgerichtet. Wie konnte sie überdies unter den gegenwärtigen Umständen, als eine zum Tode Verurteilte, sich mit Liebesgedanken beschäftigen? Nein, es war gut, daß er es nicht einmal versucht hatte, irgendwelchen Verkehr mit ihr zu unterhalten. Klugheit nicht minder wie Pflicht geboten ihm, sich ganz fern zu halten. Das waren ihre Gedanken gewesen, wenigstens hatte sie sich bemüht, sich an diese Gedanken zu gewöhnen. Trotz alledem schlug ihr Herz vor freudiger Erregung darüber, daß er sie doch nicht ver-

gessen hatte, und auch ihr Gesicht, dessen Blick deutlich angezeigt hatte, welch innere Kämpfe sie durchgemacht hatte, um sich zu einem glaubensfreudigen Bekenntnis und zur Erduldung schwerer Martern zu rüsten, nahm sofort einen milderen und zärteren Ausdruck an, als der wohlbekannte Klang seiner Stimme an ihr begierig lauschendes Ohr schlug.

„Rede nur," sagte der Statthalter, „wenn Deine Angelegenheit von solcher Wichtigkeit ist, daß wir sie anhören sollten."

Der junge Grieche fuhr fort: „Wie mein Herr, der Statthalter, weiß, hat das Gericht vor kurzem dies Urteil abgegeben, daß die zwei Jungfrauen, Rhoda und Cleone, die bis dahin stets unangefochten für Töchter Bions und dessen Gemahlin Rhoda gehalten worden waren, dem Sklavenstande angehörig seien, weil durch Zeugenaussagen bewiesen wurde, daß es nicht ihre eigenen, sondern von Unbekannten ausgesetzte Kinder waren, die sie nur adoptiert hatten.

Ich möchte nun, hochwürdiger Herr, Deine Aufmerksamkeit auf ein kaiserliches Reskript richten, das Du im Dezember vorigen Jahres in diesem Gericht selbst angeführt hast. Es betraf Kinder, die von ihren Eltern ausgesetzt worden waren, und entschied die Frage darüber, welchem Stande solche Kinder zuzuzählen seien, ob sie als Sklaven anzusehen seien oder als Freie. Dies Reskript besagte im wesentlichen folgendes: — ich bitte, mich korrigieren zu wollen, wenn meine Darstellung eine unrichtige sein sollte, obschon ich die betreffenden Worte damals nachschrieb, da sie mir von großer Wichtigkeit zu sein schienen: ‚Wenn es nachgewiesen wird, daß Kinder, die ausgesetzt wurden, Kinder freier Eltern waren, so soll der Umstand, daß letztere sie aussetzten, ihren freien Stand nicht beeinträchtigt haben.' Hochwürdiger Herr, ebendies bin ich in der Lage betreffs der beiden Gefangenen Rhoda und Cleone nachweisen zu können. Erst möchte ich daher mit Deiner gütigen Erlaubnis den Zeugen vorführen, auf dessen Aussage ich mich hauptsächlich stütze, obschon zur Bekräftigung der Thatsachen leichtlich auch noch andere Beweise erbracht werden können."

„Teile dem Gericht Namen und Stand Deines Zeugen mit," sagte der Statthalter. „Es kann dem Laufe der Gerechtigkeit jedoch nur förderlich sein, wenn Du erst angiebst, welche Wege Du in gegenwärtigem Falle eingeschlagen hast und wodurch Du veranlaßt wurdest zu glauben, daß unser Urteilsspruch einer Berichtigung bedürfe."

„Mein Herr," begann der junge Rechtsgelehrte, „es wird ohne Zweifel Dir und andern, die bei dem erstmaligen Verhör der Christen zugegen waren, aufgefallen sein, ähnlich wie es mir auffiel, daß Mädchen von solch edler Erscheinung und so feinem Gebaren von Sklaveneltern abstammen sollten."

„Was Du da sagst, hat wohl etwas für sich," urteilte der Statthalter, „aber solche Fälle kommen vor, und aus den Zeugenaussagen schien hervorzugehen, daß sie nicht Kinder freier Eltern seien."

„Ferner hatte ich früher bereits zu beobachten Gelegenheit gehabt, daß dieser Adel sich nicht nur in ihrer äußeren Erscheinung kundgebe, sondern daß er seinen Sitz auch in ihrem Herzen und Gemüt habe; denn ich habe die Ehre gehabt in dem Hause Bions, des vermeintlichen Vaters der Mädchen, verkehren zu dürfen, und weiß, daß niemand größerer Achtung und Liebe würdig sein kann als sie."

Cleone schlug ihre Augen nieder, als sie dieses Lob von den Lippen ihres Bewerbers vernahm.

„Doch ich will mich nicht länger mit der Angabe bloßer Vermutungen aufhalten, sondern zu unumstößlichen Thatsachen übergehen. Die Zeugenaussagen stellten so viel fest, daß mit der Geburt und Aussetzung dieser Kinder ein Geheimnis verknüpft und daß die einzige Person, die um dies Geheimnis gewußt habe, eine bereits verstorbene Sklavenwärterin gewesen sei. Es wurde ferner dargethan, daß diese Person selbst auf ihrem Sterbebette sich geweigert habe, das, was sie heimlich wußte, andern zu offenbaren. Die einzige Hoffnung, die mir blieb, das Gewünschte zu erfahren, schien mir darin zu liegen, daß ich, wo möglich, eine andere Person ausfindig machte, der dies Geheimnis bekannt war, oder bei der man eine solche Bekanntschaft zum wenigsten vermutete. Ich fragte bei vielen Leuten nach, ob sie mir eine solche Person nennen könnten, aber längere Zeit konnte ich nichts in Erfahrung bringen. Der Mann jener Wärterin war schon seit vielen Jahren tot, und Kinder hatte sie auch nicht hinterlassen. Endlich hörte ich von einer Altersgenossin jener Wärterin, die heute noch am Leben ist, daß sie einen Bruder habe, ein Hirte von Beruf, der plötzlich aus dieser Umgegend verschwunden sei. Einige glaubten, er müsse im Fluß ertrunken sein, andere jedoch bezweifelten das, da man seinen Leichnam nie gefunden habe. Es schien daher, als sei es fruchtlos, noch weitere Nachforschungen anzustellen. Ich wenigstens war mit meiner Weisheit zu Ende.

Doch, mein Herr, höre, was nun folgt. Deine Hochwürden sandte mich in Geschäften, die mit dieser Sache in gar keiner Verbindung stehen, nach einem gewissen Dorf, das an der Grenze von Phrygien liegt. Ich hatte meine Angelegenheit über Erwarten schnell besorgt, und da ich meine Rückreise nicht eher antreten konnte, bis mein Reittier einen vollen Tag gerastet hatte, hatte ich etwas Zeit übrig. Ich verbrachte meine Mußestunden damit, daß ich einen Spaziergang auf das umliegende Hochland machte, von wo aus man einen reizenden Überblick über das Dorf gewinnt. Während ich so umherstreifte, traf ich mit einem alten Schäfer zusammen, der sich in ein interessantes Gespräch mit mir einließ und über Gegenstände

redete, deren Bekanntschaft ich bei einem solchen Manne nicht vermutet hätte. Aus einer Bemerkung, die er fallen ließ, merkte ich, daß ihm diese Stadt nicht unbekannt sei. Als ich jedoch eine Frage stellte, die sich auf dieselbe bezog, wollte er nicht mit der Sprache heraus. Ich drang in ihn, meine Frage doch zu beantworten. Es war mir, als müsse das der Mann sein, den ich suchte. Er gab denn auch zu, daß er diese Stadt sehr gut kenne, und teilte mir mit, was ihn bewogen habe, dieselbe zu verlassen. Da jedoch das, was er mir hierüber erzählte, unmittelbar auf den vorliegenden Fall Bezug hat, so möchte ich die Bitte aussprechen, mein Herr wolle den Bericht aus des Mannes eigenem Munde anhören."

Der Zeuge, den ein Gerichtsbeamter draußen in Verwahrung hatte, wurde nun hereingerufen. Die unzähligen Faltenlinien, die sein Gesicht nach allen Richtungen hin durchkreuzten, zeigten jedem auf den ersten Blick, daß er bereits in einem sehr hohen Alter stand, doch hatte er sich eine seltene Kraft und Frische bewahrt. In seinen blauen Augen leuchtete fast noch jugendliches Feuer, und durchdringend war ihr Blick. Haupt und Barthaar war stark ergraut, hier und da aber schien noch dessen frühere Farbe, ein ins Rötliche spielende Braun, matt hervor. Die Jahre hatten seine hohe, stattliche Gestalt noch wenig gebeugt, und seine breiten Schultern und bloßen sehnigen Arme deuteten an, daß er in nicht wenigen Kraftleistungen es wohl noch mit manchem jungen Mann aufzunehmen vermochte.

Es war offenbar, daß der Schauplatz, auf den er sich plötzlich gestellt sah, ihm ganz und gar ungewohnt war und daß er sich keineswegs behaglich fühlte. Vor lauter Verlegenheit nahm er seine rote phrygische Kappe bald in die eine, bald in die andere Hand, und dabei schweiften seine Blicke in dem überfüllten Gerichtssaale unruhig hin und her.

„Nenne uns Deinen Namen," sagte der Statthalter.

„Mein Herr," erwiderte der Greis in griechischer Sprache, „erlaube mir erst, Deinen Schutz anzuflehen." Wer den feinen Ton seiner Stimme und die korrekte Aussprache mit seiner äußeren Erscheinung verglich, dem mußte es sofort auffallen, daß hier ein merkwürdiger Gegensatz obwaltete. Seine Kleidung hätte nicht baurischer sein können, aber man konnte es ihm wohl anmerken, daß er früher in der Stadt gewohnt haben mußte.

„Du kannst ohne Furcht reden," sagte der Statthalter.

„Ich werde aber etwas sagen müssen, was als Anklage gegen mich gebraucht werden könnte. Es betrifft Dinge, die sich schon vor vielen Jahren zugetragen haben, aber wenn der Mann noch lebt, gegen den ich mich vergangen habe, — ich weiß, er hat und wird mir nicht vergeben."

„Wenn Du die Wahrheit redest, soll Dir niemand etwas anthun dürfen; das verspreche ich Dir bei der Majestät des Kaisers."

Nachdem der Greis sich erst noch etwas scheu im Gerichtssaale umge-

blickt und sich verlegen geräuspert hatte, begann er seinen Bericht. „Vor mehr als zwanzig Jahren," sagte er, „war ich Haushalter bei einem gewissen Kaufmann hier in Nicäa."

„Wie hieß der Mann?" fragte der Statthalter dazwischen.

„Mit Deiner gütigen Genehmigung, mein Herr, möchte ich die Nennung seines Namens bis zum Schluß meines Berichts aufsparen. Ich war ein Sklave, hatte aber einen guten Unterricht genossen, und mein Herr hatte mir einen großen Teil seiner Geschäfte anvertraut. Ich hatte seine Rechnungen zu führen, und seine geschäftlichen Angelegenheiten waren mir ziemlich bekannt. Er war zu der Zeit, von der ich rede, etwa vierzig Jahre alt. Fünf Jahre zuvor hatte er die einzige Tochter des Kaufmanns Lycophron von Nikomedien zur Ehe genommen. Lycophron wurde allgemein für reich gehalten, mein Herr, ein sehr geldgieriger Mann, lebte daher der Hoffnung, daß er einst viel von ihm erben würde.

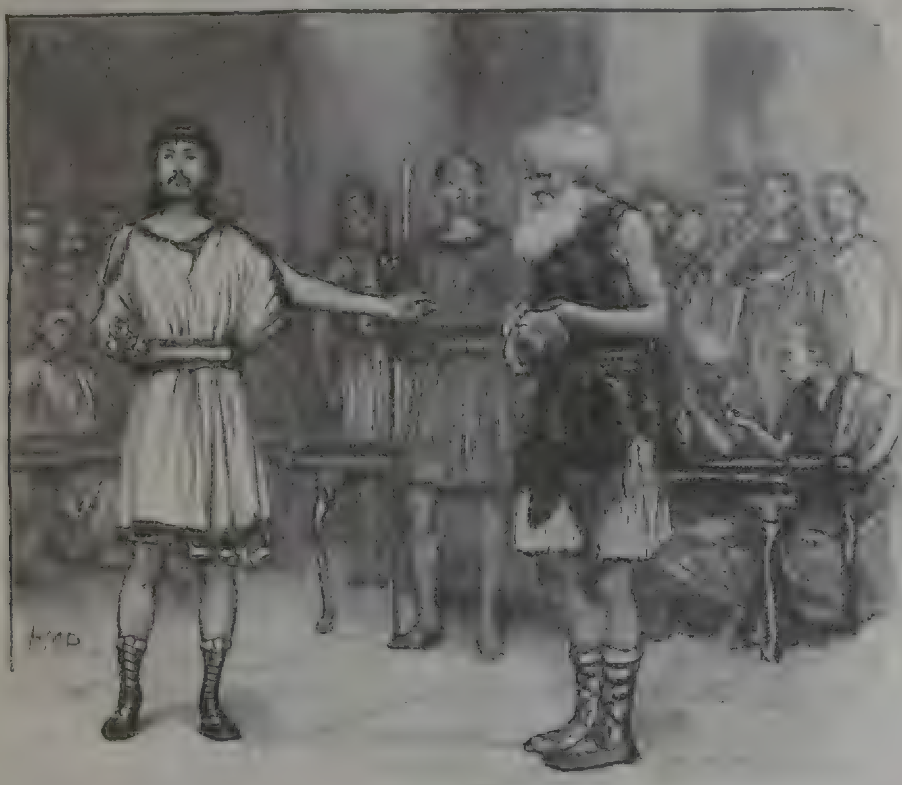
Am Tage ihrer Vermählung hatte Lycophron seiner Tochter nur ein kleines Heiratsgut mitgegeben. Das konnte mein Herr ihm nicht vergessen, doch hoffte er, der vermeintliche große Reichtum seines Schwiegervaters würde ihm testamentarisch vermacht werden. Ich habe die beiden davon reden hören — in meiner Gegenwart wurde ganz offen darüber gesprochen. ‚Gieb Dich nur zufrieden,' pflegte der alte Mann zu sagen, ‚um so mehr bekommst Du, wenn Du das Siegel der Testamentstafeln lösest,* und bis dahin wirst Du mit dem Schatz auch desto besser umzugehen verstehen und ihn um so besser festzuhalten wissen.' Dies sagte der alte Mann nur im Scherz, denn es konnte kaum einen Menschen geben, der mehr am Gelde hing und der weniger geneigt gewesen wäre, es nutzlos zu vergeuden, als eben mein Herr.

Gerade nun in jenen Tagen, von denen hier die Rede ist, kam die Nachricht, daß Lycophron gestorben sei. Mein Herr machte sich sofort auf den Weg nach Nikomedien, obwohl er seiner Gemahlin wegen, die nicht wohl war, höchst ungern das Haus verließ. Nach drei Tagen kehrte er in sehr übler Stimmung zurück. Sobald er meiner ansichtig wurde, ließ er seinem Zorn freien Lauf. Er kochte förmlich vor Wut über seinen verstorbenen Schwiegervater. ‚Höre nur, Geta,' sprühte er, ‚der alte Schuft hat mich schändlich betrogen! Nicht eine Drachme hat der Mensch hinterlassen! Auf seinem Hause lastete eine schwere Hypothek — sogar das Bett, auf dem er lag, war verpfändet. Als ich sein Testament eröffnete — denn er hatte wirklich die Unverschämtheit, ein Testament zu hinterlassen, trotzdem er nichts mehr wegzugeben hatte —, da fand ich folgendes: „Das einzige, was ich an wertvollen Gütern besessen, habe ich bereits

* Testamente wurden damaliger Zeit gewöhnlich auf hölzerne Tafeln geschrieben.

weggegeben, nämlich meine Tochter Eubule. Mein Schwiegersohn, der nun schon seit fünf Jahren weiß, was für einen Schatz er an ihr hat, wird nicht enttäuscht sein, wenn er erfährt, daß ich ihm sonst nichts geben kann.“ Das ist der genaue Wortlaut. Der Schurke! Ein Bettelkind hat er mir Betrogenen aufzuhängen gewußt. Ja, ja, ein kostbarer Schatz!‘

Während er noch auf diese Weise seinem zornerregten Herzen Luft machte, kam die Wärterin, die meine Herrin pflegte, mit einem Kinde auf jedem Arm glückstrahlend ins Zimmer herein. Weil sie selbst in so freudi-



„Vor lauter Verlegenheit nahm er seine rote phrygische Kappe bald in die eine, bald in die andere Hand.“

ger Stimmung war, merkte sie es nicht, daß mein Herr in so übler Laune sich befand. ‚Zwei allerliebste Töchterchen hat meine Herrin ihrem Gemahl geboren,‘ rief sie aus und lachte dabei übers ganze Gesicht. ‚Fort mit den nichtsnutzigen Kreaturen!‘ brummte er, aber zum Glück verstand die Wärterin nicht, was er sagte, da in demselben Augenblick eins der Kleinen anfing heftig zu schreien. Als sie das Kind wieder zur Ruhe gebracht hatte, war er unterdessen doch zur Vernunft gekommen. Er gab jedem der Kleinen einen Kuß und sprach auch ganz freundlich mit seiner Gemahlin, als er kurz nachher zu ihr in die Kammer ging.

Einige Tage darauf wurde meine Herrin sehr krank. Ein heftiges Fieber stellte sich bei ihr ein, verbunden mit bedenklichen Fieberphantasien. Die Kinder mußten von ihr genommen und einer Amme übergeben werden. Mir schien es, als habe mein Herr sich über die erfahrene Enttäuschung bereits ziemlich hinausgesetzt und sich mit seiner Lage ausgesöhnt, als er unglücklicherweise einen neuen Verlust erlitt: sein Schwager, ein Bruder seiner Gemahlin, hatte Bankerott gemacht. Er hatte einige von den Regierungszöllen der Provinz gepachtet, und mein Herr hatte Bürgschaft für ihn geleistet. Während er den Brief las, der ihm die betreffende Mitteilung machte, hörte ich ihn leise vor sich hin murmeln: ‚Diese Familie wird mich noch völlig ruinieren.‘

In der folgenden Nacht weckte er mich plötzlich aus meinem Schlafe auf. Ich mochte etwa eine Stunde geruht haben. Wild und finster war sein Blick; es war, als hätten Gram und Ärger über die Verluste seinen Geist schon halb zerrüttet. Er trug eine Wiege, beide Säuglinge lagen darin, der Kopf des einen zu den Füßen des andern, und beide waren in festem Schlaf. ‚Geta,‘ sagte er aufgeregt, ‚ich kann diese Kinder unmöglich ernähren; ich kann sie durchaus nicht behalten. Wenn es noch Knaben wären — aber wie soll ein Bettler wie ich zwei Mädchen großziehen? Du mußt sie oben auf dem Hügel aussetzen.‘ — ‚Ach nein, mein Herr,‘ bat ich, ‚nicht diese hübschen kleinen Kinder!‘ — ‚Es ist wenigstens besser, als daß man sie erdrosselt,‘ antwortete er mir.

Ich hatte jedoch nicht lange Zeit, mich zu besinnen, zumal er mir gerade danach aussah, als könnte er den Würmchen wohl ein Leides anthun. Ich faßte daher einen raschen Entschluß. ‚Gut denn, mein Herr,‘ sagte ich, ‚es soll geschehen.‘ — ‚Ihre Mutter,‘ setzte er mit verständnisvollem Blick hinzu, ‚weiß nichts davon, wird vielleicht auch nie etwas erfahren. Nimm sie und setze sie sofort aus.‘ Ich stand schnell auf und ging mit den Kindern hinaus. Es war eine sehr stürmische Nacht, und der Regen goß in Strömen herab. Ich schauderte zusammen bei dem Gedanken, daß ich die allerliebsten Kleinen grausam Wind und Wetter preisgeben und sie dem Tode weihen sollte. Da kam mir auf einmal ein glücklicher Gedanke. Ich hatte eine Schwester in der Stadt wohnen, eine Wärterin, vielleicht könnte die sich der Kinder annehmen oder sie irgendwo unterzubringen suchen. Ich brachte ihr die kleinen Mädchen hin und erzählte ihr die ganze Sache.

‚Du kommst gerade recht,‘ sagte sie; ‚ich weiß ein gutes Heim für die armen Waislein — denn das sind sie ja jetzt. Ich kenne ein Ehepaar, so rechtschaffene und liebe Leute, wie man sie selten findet, denen haben die Götter keine Kinder beschert.‘ — ‚Das freut mich aber ungemein,‘ erwiderte ich; ‚aber Du mußt mir hoch und teuer versprechen, daß Du es nie einem Menschen sagst, woher sie kommen.‘ Dies Versprechen gab sie auch bereit-

willigt, und ich ließ sie bei ihr. Aber ich wagte nun nicht, zu meinem Herrn zurückzukehren. Ich lief fort, ließ jedoch meinen Hut und meine Schuhe am Flußufer zurück, damit die Leute glauben sollten, ich sei ertrunken. Ich wanderte rastlos weiter, bis ich in einem Dorfe Phrygiens ankam, wo ich mich vor Entdeckung sicher glaubte, und wurde dort ein Schafhirte, da ich in diesem Beruf von meiner Jugend her etwas Erfahrung hatte. Dort fand mich dieser junge Advokat."

„Nun nenne uns aber auch den Namen Deines Herrn, dem Du entlaufen bist," sagte der Statthalter.

In atemlosem Schweigen horchte die ganze Versammlung gespannt auf des Alten Antwort.

„Mein Herr hieß Lucilius."

14. Ein Brief vom Kaiser Trajan.

„Ist dieser Lucilius hier zugegen?" fragte der Statthalter einen der Gerichtsbeamten.

„Ich habe ihn diesen Morgen gesehen, mein Herr," sagte der Angeredete.

„Ausrufer, rufe den Namen des Lucilius auf."

Es geschah, aber keine Antwort erfolgte darauf. Der elende Lucilius hatte dem Bericht seines früheren Sklaven mit wachsender Besorgnis gelauscht, bis ihn endlich Angst und Schrecken ergriff. Zuerst hatte er den alten Mann nicht wiedererkannt, da die zwanzig Jahre, seitdem er geflüchtet, ihn äußerlich sehr verändert hatten. Der alte Schäfer mit seiner von Wind und Sonne stark gebräunten Haut an Gesicht und Händen, seinem grauen, struppigen Vollbart, den borstenartig hervorstehenden, ungekämmten Kopfhaaren, die ihm noch geblieben, nebst der kahlen Stirn und der zottigen Kleidung aus rohen Tierfellen sah dem sauber und gut gekleideten und stets glatt rasierten Haussklaven von ehedem nicht im entferntesten mehr ähnlich. Sowie er aber seinen Mund aufthat, hatte Lucilius eine ängstliche Unruhe beschlichen, da der Klang dieser Stimme ihm auffiel; und als jener anfing, seine Geschichte zu erzählen, da brauchte er nicht lange mehr zu raten, wer der Zeuge des Advokaten Clitus sei.

Lucilius war nicht so herzlos, daß er es nicht öfters bitter bereut hätte, die zwei hübschen Zwillingskinder dem, wie er nicht anders wußte, sichern Tode preisgegeben zu haben. Das Verbrechen wurde zwar von den Heiden jener Zeit so allgemein begangen, daß es bei weitem nicht so großes Entsetzen hervorrief, wenn man von einem solchen Fall hörte, wie dies bei uns zu geschehen pflegt. Ja es war zu einer Gewohnheit geworden, die jeder Vater als sein unveräußerliches Recht betrachtete. Das Schicksal eines neugeborenen Kindes war nach allgemeiner Ansicht nicht eher entschieden,

bis der Vater seinem Wunsche, daß es großgezogen werden sollte, dadurch Ausdruck gegeben hatte, daß er es auf seine Arme nahm.

Nichtsdestoweniger hatte die That jener Nacht ihm viele unruhige Stunden bereitet; sein Gewissen verklagte ihn. Bald nach dem Begehen der ruchlosen That kamen Tage irdischen Glückes für ihn, so daß die erlittenen Verluste, die ihn in solche unbandige Wut versetzt hatten, ihm wieder ersetzt wurden und sein Vermögen sich zusehends mehrte. Er hätte folglich die beiden Kinder ohne Sorgen ernähren können! Dazu kam der Gram seiner Gemahlin, der ihm doch etwas zu Herzen ging, wenngleich der Geiz auch die natürliche Liebe zu seiner Ehegenossin größtenteils erstickt hatte. Soweit der Hausfriede in Betracht kam, so hatte das fortwährende Trauern seiner Gemahlin um ihre verlorenen Lieblinge — obschon sie, wie wir sehen werden, den wahren Sachverhalt nicht kannte — dem Heim das genommen, was einem dasselbe lieb und wert zu machen pflegt. Einige Jahre blieb sein Heim auch kinderlos. Als ihm dann nach Verfluß eines längeren Zeitraumes ein Sohn geboren wurde und die Mutter ihren Kummer teilweise vergaß über der liebevollen Sorge und Pflege, die sie in fast verschwenderischer Weise auf den Knaben wandte, da beschlich eine neue Furcht sein unruhiges Herz. Wie, wenn ihm dieses Kind genommen werden sollte aus gerechter Strafe dafür, daß er gegen seine Erstgeborenen eine so unnatürliche Grausamkeit bewiesen hatte? So oft dem Kinde nur das geringste gefehlt hatte, war er stets in furchtbare Angst geraten und er wachte über den Sprößling, der einst seine ehrgeizigen Pläne ausführen sollte, mit einer Besorgnis, die mit ihren Wunderlichkeiten den Bekannten des Geizhalses oft ein leises Lächeln abnötigte.

Als der Knabe heranwuchs, trat diese ängstliche Furcht um sein Leben mehr in den Hintergrund. Seit kurzem hatte ihn jedoch neue Furcht erfaßt, und zwar, wie wir gesehen, nicht ohne Grund. Was jener alte Schäfer erzählte, mußte diese Furcht nur steigern, ja es kam ein neuer Schrecken hinzu. Der Gedanke, daß er dazu beigetragen hatte, daß seine Zwillingstöchter nun der Marter und einem schmählichen Tode überliefert werden sollten, war doch geradezu entsetzlich. Und wenn nun sein Knabe alles erfahren würde! Der elende Mann blieb so lange im Gerichtssaal, bis er genug gehört hatte, um jeglichen Zweifel, den er im Anfang noch gehegt haben mochte, zu beseitigen, dann eilte er nach Hause in der halb sicheren Erwartung, eine Totenklage zu vernehmen, sobald er sich seinem Hause näherte.

Bei seinem Eintritt erkannte er jedoch, daß in dem Zustande des siechen Knaben keine merkliche Veränderung eingetreten war. Seit Cleone ihn hatte verlassen müssen, war er einigemal aufgewacht, war jedoch nie so völlig zum Bewußtsein gelangt, daß er deren Abwesenheit bemerkt hätte. Die

Nahrung, die seine Mutter ihm dann gereicht, hatte er ganz mechanisch zu sich genommen und war dann fast augenblicklich wieder eingeschlafen. Der Arzt hatte soeben seinen Morgenbesuch abgemacht und beim Weggehen geäußert, er habe mehr Hoffnung als zuvor. Gegenwärtig schiene wenigstens Besserung eintreten zu wollen.

Aber wie sollte er es über sich gewinnen, seiner Gemahlin alles zu gestehen, was nun im Gerichtssaal ans Tageslicht kam!

Mit kaum hörbarem Schritt trat Lucilius ins Krankenzimmer ein. Seine Gemahlin merkte sein Kommen nicht eher, bis er sich ihr gegenüber ans Bett gestellt hatte. Wie sah ihr Gemahl aber aus! Wie bleich das Gesicht, wie blutleer die Lippen, welch ein Ausdruck unnennbaren Elends und Schreckens in seinen Augen! Sie erschrak heftig, konnte aber auch nicht anders, als sofort herzliches Mitleid mit ihm empfinden. Leise ging sie auf ihn zu und legte ihre Hand liebkosend auf seinen Arm.

„Was fehlt Dir, mein teurer Mann?" sagte sie. „Unser Liebling scheint das Schwerste überstanden zu haben. Der gute Dioscorides hat sich über sein heutiges Befinden sehr zufrieden ausgesprochen."

Lucilius gab ihr keine Antwort, sondern fiel vor dem Bett auf die Knie und vergrub sein Gesicht in die Decke des Krankenbettes. Sein ganzer Körper erschütterte vor heftiger Erregung, die sich durch langgezogenes, jedoch fast lautloses Stöhnen Luft zu machen suchte. „Rufe Manto herein!" brachte er endlich mit großer Mühe hervor, „und laß sie eine Weile bei dem Knaben wachen. Ich muß Dir etwas Wichtiges mitteilen."

Als Manto — eine alte und zuverlässige Sklavin — sich eingestellt hatte, wurde Lucilius, der scheinbar bereits fast hilflos geworden war, von seiner besorgten Gemahlin in das Nebengemach geführt.

Hier erzählte er ihr unter stetem Schluchzen und Weinen alles, was er über ihre totgeglaubten Zwillingskinder wußte. Es war ein schweres Geständnis.

Er war kaum zum Ende seines Geständnisses gekommen, als ein Gerichtsbeamter erschien und ihm befahl, vor dem Statthalter sich zu stellen.

Der Unglückliche erhob sich von seinem Sitz, um der Vorladung Folge zu leisten. Aber die Aufregung der letzten Stunde hatte seine Kräfte so erschöpft, daß er ohnmächtig zu Boden sank. Zwar kehrte sein Bewußtsein in wenigen Augenblicken teilweise zurück, aber an seine Erscheinung vor Gericht war offenbar nicht zu denken — es hatte ihn ein leichter Schlaganfall getroffen.

„Laß mich an seiner Statt mit Dir gehen," sagte die Frau zu dem Gerichtsbeamten. „Ich kann wenigstens sagen, was ich weiß, und später mag der Statthalter ihn selbst verhören. In diesem Zustande kann mein armer Mann das Haus nicht verlassen."

Sie gab der alten Manto noch schnell einige Anweisungen, was sie während ihrer Abwesenheit für den Kranken zu thun habe, und eilte dann in Begleitung des Gerichtsdieners zum Gerichtssaale.

Was sie berichten konnte, war zwar nicht viel, aber ihre Aussage stimmte mit dem Zeugnis des alten Hirten überein.

„Am vierzehnten Mai vor einundzwanzig Jahren schenkte ich zwei kleinen Mädchen das Leben. Es waren gesunde, lebenskräftige Kinder. Soweit ich mich entsinnen kann, säugte ich sie vierzehn Tage lang. Dann erkrankte ich an einem bösen Fieber, so daß sie von mir genommen werden mußten. Es ist mir noch erinnerlich, daß ich sie zwei bis drei Tage nach Ausbruch des Fiebers täglich einige Male zu sehen bekam; dann aber schwand mir das Bewußtsein. Als dieses zurückkehrte, waren die Kinder nicht mehr da. Das war in den letzten Tagen des Juni. Mein Gemahl sagte mir, meine geliebten Zwillinge seien gestorben."

„Zweifeltest Du damals irgendwie daran, daß er die Wahrheit gesagt habe?" warf der Statthalter fragend ein.

„Nein, nicht im geringsten. Warum sollte ich das auch? Ja als wir am Schluß des Jahres unsere Ausgaben miteinander ausrechneten, sah ich unter anderen auch eine quittierte Rechnung für Begräbniskosten meiner Lieblinge."

„Erinnerst Du Dich des Sklaven Geta?"

„Ja, ich erinnere mich seiner sehr wohl. Mein Gemahl sagte mir, er sei im Fluß ertrunken; einige seiner Kleidungsstücke seien am Ufer gefunden worden."

„Ist Dir seit jener Zeit nie irgend ein Verdacht gekommen?"

„In den letzten Wochen, vorher nie. Aber seit unser Sohn krank ist, ist er so aufgeregt und unruhig gewesen, als ob ihn fortwährend etwas quäle. Er sprach sehr oft im Schlaf, und zwar waren es immer dieselben Worte, die er wiederholte, so daß es mir unmöglich gewesen wäre, nicht darauf zu hören. ‚Warum habe ich sie getötet? Warum habe ich sie umgebracht?' — ‚Geta, Geta, bringe sie mir zurück!' und: ‚Kinderlos, kinderlos!' so rief er ein Mal über das andere aus. Ich versuchte mehrmals, den richtigen Sinn dieser rätselhaften Worte zusammenzustellen, bis sich immer mehr der Verdacht in mir regte, mit meinen Kindern sei gewiß ein verbrecherisches Spiel getrieben worden. Dann fiel mir auch wieder etwas ein, was Getas Schwester mir einmal gesagt hatte."

„Wüßtest Du sonst noch etwas zu sagen, was hierher gehört?"

„Nur das noch, mein Herr, daß mein Gemahl mir gerade, ehe der Gerichtsdiener kam, alles gestanden hat."

„Warum ist er der Vorladung nicht gefolgt?"

„Er ist vom Schlag gerührt worden."

Bei diesen Worten brach die arme Frau, die ihr Zeugnis mit außerordentlicher Festigkeit und Selbstbeherrschung gegeben hatte, vollständig zusammen.

Nur kurz überlegte der Statthalter, was für eine Entscheidung er treffen solle, dann sagte er:

„Der Rechtsbeweis in diesem Fall darf nicht eher als vollständig und entscheidend betrachtet werden, bis Lucilius selbst ein eidlich bekräftigtes Geständnis vor Gericht abgelegt hat. Der Hauptsache nach ist der wahre Sachverhalt jedoch bereits festgestellt worden. Ich trage daher nicht das geringste Bedenken, die Schwestern Rhoda und Cleone für Freie zu erklären."

Hierauf bat Clitus wieder ums Wort und sagte:

„Ich möchte nun das unterthänige Gesuch an den hochwürdigen Statthalter richten, das Gerichtsverfahren, soweit es diesen Fall betrifft, für null und nichtig zu erklären."

„Auf welchen Grund hin?" fragte der Statthalter.

„Auf den Grund hin, daß es im wesentlichen ein ungesetzliches Verfahren war, daß der freien Jungfrau Rhoda ihre Zeugenaussage auf rechtswidrige Weise ausgepreßt wurde."

„Du stellst daher die Forderung, daß sie freigegeben werde?"

„Ja ich verlange es, mein Herr."

„Wie steht es aber in Betreff ihrer Schwester Cleone?"

Diese Frage setzte den jungen Rechtsverteidiger in Verlegenheit. Cleone hatte kein wirkliches Unrecht gelitten, er gestand sich daher, daß er in ihrem Falle nur einen schwachen Stützpunkt hatte. Er beschloß jedoch, sich denselben möglichst zu nutze zu machen.

„Man hat sie so behandelt," sagte er, „als ob sie dem Sklavenstande angehörte. Die Anklage gegen sie wurde so formuliert: ‚Ebenfalls das Sklavenmädchen Cleone.' Ich beanstande dies als durchaus formwidrig und behaupte, daß sie deshalb kassiert werden sollte."

Der Statthalter stimmte dem jungen Advokaten offenbar zu. Er vertagte die Gerichtsverhandlungen, um sich mit seinen Beisitzern zu beraten. Er fand diese jedoch keineswegs geneigt, die Forderung zu gewähren. Es wurde lange hin und her disputiert. Schließlich aber drang der Statthalter mit seiner Meinung durch. Nachdem er seinen Richterstuhl wieder eingenommen hatte, begann er seinen Urteilsspruch:

„Nach sorgfältiger Erwägung aller Umstände, die sich auf den vorliegenden Fall beziehen, und im Bewußtsein dessen, daß ein gerechter Richter darauf bedacht sein soll, irgend einen Irrtum, den er trotz der besten Vorsätze begangen, wieder gutzumachen, ordne ich an, daß die freien Jung-

Der Jakobsbrunnen.

Brennend flammt die Sonnenglut über Sichems goldnen Matten,
Müde ruht ein Wandersmann in der Terebinthen Schatten,
Einsam in der Mittagsstille sitzt er an des Brunnens Ranft,
Ueber die besonnten Fluren schweift sein Auge hehr und sanft.

Nicht ein Hauch bewegt die Saat, nicht ein Lüftlein rührt die Aeste,
Jedes Blümlein senkt sein Haupt, jedes Vöglein schweigt im Neste,
Wie verzaubert glimmt die Erde rings im heißen Mittagslicht,
Alles ruht und alles schlummert, nur des Heilands Liebe nicht.

Und den Krug zu füllen, kommt von der Stadt her eine Dirne,
Und er blickt und spricht sie an, und sie senkt die kecke Stirne:
„HErr, wer kann vor Dir bestehen, Du bist wahrlich ein Prophet,
Dessen Blick die Nieren prüfet, dessen Wort zu Herzen geht!“

Und er führt sie in ihr Herz, daß vor Scham die Wangen brennen,
Und er weist sie himmelan, lehret sie den Vater kennen:
„Nicht in Zions Cedernhallen, nicht vom Berge Garizim,
Nur im Geist und in der Wahrheit dient sein Volk der Zukunft ihm.“

Und die Jünger kommen nach, bringen Speise ihm zu essen,
Doch in seines Vaters Dienst hat er Speis' und Trank vergessen,
Selber tränket er die Seelen, aber nicht aus ird'schem Krug,
Wer von seinem Wasser trinket, der hat ewiglich genug.

Ei so kommt und schöpft bei ihm, kommt und füllt umsonst die Krüge,
Dort ist Labsal für den Durst, Seligkeit und volle G'nüge;
Trifft dich nicht sein helles Auge in der Seele tiefstem Grund?
Löst nicht seine holde Rede jedes Siegel dir vom Mund?

Brennend flammt die Mittagsglut über Sichems goldnen Matten,
Manche Seele sehnet sich aus der Hitze in den Schatten;
Dürstend schaut die ew'ge Liebe dort hinaus in alle Welt,
Auf, ihr Schnitter, bringt die Garben, weiß zur Ernte ist das Feld.

K. Gerok.





JEsus und die Samariterin am Jakobsbrunnen.

frauen Rhoda und Cleone, über die ungerechterweise das Urteil gefällt worden ist, daß sie dem Sklavenstande angehören —“

Er konnte den Satz nicht vollenden, da ein Bote in den Gerichtssaal eintrat, der ein kaiserliches Reskript in der Hand hatte, und geradeswegs auf ihn zu kam, um es ihm zu überreichen.

Der Statthalter erhob sich, um den Boten zu empfangen, nahm ihm das Reskript ab und machte eine respektvolle Verbeugung vor dem Schriftstück, ehe er daranging, das Siegel zu erbrechen und den Zwirn, mit dem es umwunden war, zu durchschneiden. Während er den Inhalt erst selbst eilig durchflog, waren die Blicke der gespannten Menge wie gebannt auf ihn gerichtet.

Das Schreiben des Kaisers hatte folgenden Wortlaut: „Trajan Augustus sendet seinem teuergeliebten Cäcilius Plinius, Proprätor von Bithynien, Gruß zuvor. — Es ist mein Wille und Befehl, daß alle diejenigen, welche dessen überführt worden sind, daß sie den verabscheuungswürdigen Aberglauben hegen, der den Namen eines Christus angenommen hat, gleichviel ob Männer oder Frauen, Sklaven oder Freie, sofort nach Ephesus geschickt werden, damit der Prokonsul von Asien weiter über sie verfüge.“

Was das zu bedeuten hatte, wußte jeder nur zu wohl, denn das große Schauspiel mit wilden Tieren und Gladiatoren, das in kurzem zu Ephesus abgehalten werden sollte, war das allgemeine Tagesgespräch in der ganzen Provinz.

15. Das Amphitheater.

Ganz Ephesus stand auf dem Gipfel der Erwartung wegen des großartigen Schauspiels, das in seinem mächtigen Amphitheater stattfinden sollte. Eine Pracht, wie sie bei den Veranstaltungen für das diesmalige Volksfest entfaltet wurde, war seit Menschengedenken nicht mehr in der Stadt gesehen worden.

Mehrere Umstände hatten dazu beigetragen, daß Vorbereitungen so glänzender Art getroffen werden konnten.

Den ersten Anstoß zu dem bevorstehenden Schauspiel hatte ein reicher Kaufmann von Ephesus gegeben. Als er auf einer Handelsreise nach Massilien nahe daran gewesen war, Schiffbruch zu leiden und elend umzukommen, hatte er der Schutzgöttin seiner Stadt Diana gelobt, zweihunderttausend Drachmen ihr zu Ehren zu opfern, weil sie ihn, wie er wähnte, aus einer großen Gefahr des Ertrinkens errettet habe. Wie konnte er aber diese Summe besser verwenden, als wenn er für seine Mitbürger eine öffentliche Volksbelustigung veranstaltete!

Der Statthalter Kleinasiens hatte zu demselben Zwecke eine ebenso

große Summe gegeben. Wohl machte er der Stadt damit ein fürstliches Geschenk, aber es mochte kaum der zehnte Teil von dem sein, was seit Beginn seiner Amtszeit durch Ausraubung der Provinzbewohner in seine Tasche geflossen war. Der Statthalter zu Ephesus wußte wohl, warum er das that. Er machte sich Freunde mit dem ungerechten Mammon. Hunderttausende würden sein Lob in allen Tonarten singen, würden seine Freigebigkeit zum Himmel erheben und dadurch die verhältnismäßig wenigen Stimmen derer übertönen, die Klagen gegen ihn erhoben, weil er sich zahllose Erpressungen und das Annehmen von Bestechungsgeldern hatte zu Schulden kommen lassen.

Ephesus' Bürger wollten aber auch nicht zurückstehen, als es gelten sollte, ihre Stadt mit der Abhaltung eines großen Festes zu beehren. Sie thaten aus dem öffentlichen Schatz noch mehr als doppelt so viel hinzu, als der Statthalter und jener Kaufmann geschenkt hatten.

Endlich liefen auch von auswärts reiche Beiträge zur Verherrlichung des abzuhaltenden Schauspiels ein. Der Kaiser sandte ein namhaftes Geldgeschenk aus seiner Privatbörse und stellte den Leitern der Schaustellung eine ausgewählte Truppe von vierzig Gladiatoren, die aus seinem eigenen Haushalt besoldet wurden, zur Verfügung. Seine Freigebigkeit fand, wie das in ähnlichen Fällen gewöhnlich geschieht, viele Nachahmer. Unter den besonders nennenswerten Zusendungen befand sich eine größere Anzahl wilder Tiere. Hierbei hatten sich alle Gegenden Kleinasiens beteiligt. Es kamen Panther von Kappadocien, Bären von Cilicien und Elche von Pontus. Der König der Parther hatte zwei Prachtexemplare von Löwen und einen Tiger geschickt, außerdem lieh er den Ephesern eine Truppe abgerichteter Elefanten, die er selbst mit ungeheuren Unkosten von einem der Fürsten an der Grenze Ostindiens gemietet hatte. Ein anderer indischer Fürst hatte einige seltene Affen von jenseits des Ganges geschickt. Sogar Giraffen und Strauße aus Afrika fehlten nicht. Kurz, das Schauspiel schien eins der prachtigsten werden zu wollen, das je veranstaltet worden war.

Die Stadt war gedrängt voll von Besuchern. Von nah und fern waren sie hergeströmt, um dem großen Volksfeste beizuwohnen. Auch einige Kunstkenner waren da, die mit den glänzenden Schauspielen, die die Hauptstadt öfters zu geben pflegte, wohl bekannt waren. Und nun verbreitete sich auch noch das Gerücht — obwohl einer dem andern es noch als „Geheimnis" erzählte —, daß den gewöhnlichen Belustigungen noch eine Schaustellung eigentümlich aufregender Art hinzugefügt werden solle: eine Anzahl von Leuten, die des „Verbrechens" überführt worden seien, daß sie an dem „verhaßten Aberglauben" der Christen festhielten, sollten mit den wilden Tieren fechten.

Was diesen Punkt betraf, war man zwar sehr geteilter Meinung. Die ehrwürdige Gestalt des Apostels Johannes, der hier längere Zeit gewirkt hatte, war bei vielen Bewohnern der Stadt noch nicht in Vergessenheit geraten. Großenteils verabscheute man die Grausamkeiten, die an den Christen verübt wurden. Einige sprachen sich dahin aus, sie wären doch neugierig, ob die Schüler des hohen Apostels ebenso wunderbar errettet würden, wie man sich dies allgemein von diesem selbst erzähle. Andere wiederum versprachen sich gerade von diesem Teile des reichhaltigen Programms einen großen, wenn nicht sogar den allerhöchsten Genuß. Die blind fanatischen Verehrer des Götzendienstes, deren es immer noch einige gab — die große Mehrzahl kümmerte sich, wie wir bereits gesehen haben, um gar nichts mehr —, hatten einen unsinnigen Haß gegen alles, was die Religion ihrer Vorfahren zu beseitigen drohte. Außer diesen gab es aber auch nicht wenige, die deswegen gegen die „neue Lehre" eiferten und geiferten, weil sie durch dieselbe ihr Handwerk und den aus demselben fließenden Gewinst gefährdet sahen, eben wie es vor etwa fünfzig Jahren bei dem Goldschmied Demetrius und den Beiarbeitern seines Handwerks der Fall gewesen war.* Die Goldschmiede, die kunstvolle Modelle des Tempels der Göttin Diana verfertigten, oder auch Figuren der Göttin selbst; die weniger kunstgeübten Handwerker, die genaue Nachbildungen des Meteorsteins herstellten, der von dem Volk für ein Bildnis Jupiters gehalten wurde, das von seinem himmlischen Wohnsitz auf die Erde gefallen sei, und der daher seit undenklichen Zeiten ein Gegenstand der Verehrung gewesen war; die Bäcker, die eine besondere Art von Kuchen buken, auf denen sich ein Abdruck dieses Bildnisses befand; die Besitzer von Weinschenken und Herbergen, die die Besucher des Tempels, welche bei ihnen einkehrten, gehörig zu rupfen pflegten — sie alle hielten die Christen für ihre persönlichen Feinde. Von der Einwohnerschaft im allgemeinen aber, die zwar kein besonderes Interesse an der Sache hatte und wenig oder gar nichts Bestimmtes darüber wußte, wurden sie dennoch mit verdächtigen Augen angesehen, als ob sie den guten Ruf und das hohe Ansehen der großen Stadt Ephesus — wie und wodurch? darüber vermochten sie sich freilich keine Rechenschaft zu geben — zu beeinträchtigen drohten.

Das Amphitheater war ein ungeheuer großes, umfangreiches Gebäude, das, wenn es dicht besetzt war — und das wird bei dieser Gelegenheit der Fall gewesen sein —, völlig dreitausend Zuschauer gefaßt haben muß. In der Mitte befand sich die sogenannte Arena, ein kreisrunder Raum, auf dem die verschiedenen Schaustellungen gegeben wurden. Sie hatte etwa zweihundert Yards im Durchmesser. Die Bodenfläche — wie das griechische

* Apostelgeschichte 19, 24. ff.

Wort andeutete — war mit einer Lage Sand bedeckt. Rings um diese Arena erhoben sich in terrassenförmigen Stufen die Sitze der Zuschauer. Sie bestanden aus mehreren keilförmigen Abteilungen, die oben breit waren, nach unten zu aber spitz zuliefen, so daß der unterste Raum jeder Abteilung von geringer Breite war. Die oberen Sitzreihen hielten je etwa zweihundert Sitzplätze, die unteren ungefähr fünfundzwanzig. Ein starkes Geländer oder Schranke trennte die unterste Reihe von der Arena. Zwischen je zwei Abteilungen lief ein Gang durch, mittels dessen man zu den verschiedenen Reihen gelangen konnte.

Die Schranke, die vor der vordersten Sitzreihe aufgerichtet war, umspannte nicht den ganzen Kreis. Auf der Nordseite war zu ebener Erde eine längere Reihe von verschließbaren Räumen eingefügt, deren jeder mit einer starken Thür versehen war, die sich nach der Arena zu öffnete. Aus einigen dieser Räume traten die Gladiatoren auf den Kampfplatz, in anderen wurden die wilden Tiere gehalten, die zur Schau ausgestellt werden sollten, noch andere dienten den Renngespannen als Aufenthalt, ehe das Wettrennen seinen Anfang nahm.* Über diesen Behältnissen befand sich der Sitzplatz für den Statthalter. Sein Gefolge und seine Freunde nahmen ihre Sitze in der Nähe des seinigen ein, und den Vornehmen der Stadt wurden Sitze in größerer oder geringerer Entfernung davon eingeräumt, je nach des Betreffenden Rang und Würde. Dies war der aristokratische Teil des Amphitheaters, im übrigen wurden die unteren Sitzreihen von den Wohlhabenderen und Angeseheneren, die oberen von der niedrigen Bevölkerungsklasse und den Sklaven eingenommen. Ein ungeheures Zeltdach schützte die Zuschauermenge vor den sengenden Sonnenstrahlen und vor einem gelegentlichen Regenschauer. Der Teil, welcher über den Sitzen des Statthalters und der aristokratischen Gesellschaft aufgespannt war, war in der Regel von purpurroter Farbe. Wenn nun das Sonnenlicht durch dies rotfarbene Zeltgewebe drang, so war der Effekt ein geradezu wundervoller, bezaubernder.

Die ersten Besucher des Schauspiels stellten sich bereits bei Tagesanbruch ein, stand doch zu erwarten, daß später ein großes Gedränge und ein hastiges Rennen nach den wünschenswertesten Plätzen stattfinden werde. In immer größeren Scharen kamen die Schaulustigen an, Männer und Weiber, Jünglinge und Jungfrauen, Kinder und Greise, eilend, drängend, stürmend, einander schiebend und um die Sitzplätze sich streitend. Um

---

* Jedes Gespann hatte eine Loge für sich. Alle Thüren wurden zu gleicher Zeit geöffnet, worauf jeder Rosselenker mit seinem Gespann in möglichst großer Eile auf den Rennplatz zu kommen suchte. Die Ausgangspunkte wurden daher allgemein carceres, Gefängnisse genannt, da jeder Teilnehmer an der Wettfahrt gleichsam in einem Gefängnis verwahrt wurde bis zu dem Augenblick, da dieselbe beginnen sollte.

zehn Uhr kündigte ein lauter Trompetentusch die Ankunft des Statthalters von Ephesus an. Eine kleine Leibwache in der für solche Gelegenheiten gebräuchlichen Halbrüstung schritt vor ihm her. Sein Kollege aus der Provinz Bithynien, Plinius, dem er eine besondere Einladung hatte zugehen lassen, ging ihm zur Seite. Auf diese hohen Beamten folgte zunächst der Kaufmann, der zur Bestreitung der Unkosten des Schauspiels einen so reichen Beitrag gegeben hatte. Hinter ihm kam ein langer Zug von den Vornehmen der Stadt, dann die sogenannten Obersten Asiens, Würdenträger, die von ihrer eigenen Wichtigkeit nicht wenig eingenommen waren, die Priester der Diana, der Stadtschreiber, die Mitglieder des städtischen Senats und die Beamten fast sämtlicher bedeutenden Städte des westlichen Kleinasien. Die ganze Versammlung erhob sich von ihren Sitzen, um die Eingetretenen zu begrüßen und besonders diejenigen mit lebhaftem Enthusiasmus zu bewillkommnen, die zur Bestreitung der enormen Ausgaben dieses großartigen Volksfestes in so freigebiger Weise beigetragen hatten. Als alle ihre Sitze wieder eingenommen hatten, gab der Statthalter das Signal zum Beginn der Vorstellungen.

Zuerst wurden dem schaulustigen Publikum die ausländischen Tiere gezeigt. Vor allem bewunderte man die Strauße, da es das erste Mal war, daß diese Riesenvögel nach Ephesus gebracht worden waren. Noch stürmischer aber ward der Beifall, als die dressierten Tiere der Wildnis ihre Kunststücke aufführten. Ein Jagdleopard fing einen Hirsch ein und brachte ihn unversehrt zurück. Noch größeres Staunen erregte es, daß ein Wolf, der einen Hasen verfolgte und einholte, die eingefangene Beute seinem Abrichter unbeschädigt zu den Füßen legte. Als man jedoch die abgerichteten Elefanten gesehen hatte, hieß es einstimmig, daß diesen die Palme gebühre. Eins dieser Tiere zeichnete mit seinem Rüssel den mit griechischen Buchstaben in den Sand eingegrabenen Namen des römischen Kaisers in den gezogenen Furchen nach. Zwei andere ahmten einen Gladiatorenzweikampf ganz vortrefflich nach. Das Staunenerregendste leisteten aber zwei Elefanten, die auf Tanzseilen gehend eine Sänfte trugen, in der einer ihrer Kameraden, der einen kranken Mann vorstellen sollte, ausgestreckt lag.

Zu Mittag wurde eine Pause gemacht, um jedem Gelegenheit zu geben, das mitgebrachte Essen zu verzehren. Es ging dabei lustig und lärmend zu. Der Statthalter ließ sich so weit herab, daß er sein Mittagsmahl öffentlich vor dem Volk einnahm, und bereitete dadurch diesem keine geringe Freude. Konnte doch jeder, der heute das Schauspiel besuchte, später dessen sich rühmen, daß er einmal in der hohen Gesellschaft des obersten Beamten der Provinz gespeist habe!

Am Nachmittage wurden Aufführungen gegeben, die eine bewundernswerte Leibesgewandtheit zur Schau stellten. Turner und Athleten hoben

außerordentlich schwere Gewichte in die Höhe oder machten erstaunlich weite Sprünge oder bauten mit ihren Leibern künstliche Pyramiden oder andere kuriose Gebilde auf. Dann kam Fechten mit Rapieren, Spiegelfechten mit Holzschwertern, Luft- und Fernsprung, Wettlaufen zu Fuß und Scheibenwerfen an die Reihe. Es war feststehende Regel, daß am ersten Tage kein Blut fließen durfte, eine Regel, die der griechischen Bevölkerung keineswegs unlieb war. Dem griechischen Gefühle waren Vorstellungen, in denen Menschen mutwillig einem grausamen Tode preisgegeben wurden, als ob sie Wild des Waldes wären, ganz und gar zuwider. Der rohe, brutale Geschmack der Römer hatte zwar auch hier schon manche angesteckt, aber diejenigen aus den höheren Gesellschaftsklassen, die auf ihre rein griechische Abstammung stolz waren, hielten sich, so sittenverderbt sie sonst auch sein mochten, dennoch vom Amphitheater fern, wenn die Aufführung solcher menschenschlachtenden Schauspiele stattfand.

Mag dem jedoch sein, wie ihm wolle, am Morgen des zweiten Tages nahm man keine merkliche Abnahme des Besuchs wahr. Das Interesse an den Spielen war offenbar sogar ein weit regeres geworden. Hundert Gladiatorenpaare kämpften im Laufe des Tages miteinander. Diese Zahl war zwar unbedeutend im Vergleich mit dem, was in den kaiserlichen Schauspielen Roms schon geleistet worden war, aber für eine Provinzstadt war das bereits eine großartige Leistung, auf die man nicht wenig stolz sein zu können meinte. Während der ersten Tagesstunden nahmen nur einzelne Kämpfe für einen der Zweikämpfer einen tödlichen Ausgang. Die Gladiatoren legten es im allgemeinen darauf an, den Gegner durch eine beigebrachte Wunde nur kampfunfähig zu machen, nicht aber, ihn zu töten; jeder rechnete nämlich darauf, daß die einem andern gegenüber geübte Großmut bei einer andern Gelegenheit auch ihm wieder erwiesen werde. Die Zuschauer waren heute auch ungewöhnlich gut gelaunt. Das Wetter war nicht so drückend heiß, und das Zelttuch war so vortrefflich gespannt worden, daß alle vor den Sonnenstrahlen wohl geschützt waren und doch auch ein kühlender Luftzug durch die Sitzreihen strich. Der Statthalter hatte auch mit den Schenkwirten ein Übereinkommen getroffen, daß sie ihren Wein im Amphitheater billiger verkaufen sollten, nämlich zu einer halben Drachme* das Quart.

Es verlief demnach alles zur Zufriedenheit. Den Verwundeten wurde — was nicht immer der Fall war — gestattet, die Arena lebend zu verlassen, mit alleiniger Ausnahme eines thracischen Gladiators, der an einer Stelle, wo Blut geflossen war, so unglücklich ausglitt, daß er sich selbst auf seines Gegners Schwert spießte und so sein Leben einbüßte. Aber früh am Nach-

* Etwa 10 Cents.

mittage kam ein Unfall vor, der die Menge in eine gereizte Stimmung versetzte. Einer der beliebtesten Zweikämpfe war derjenige, der zwischen dem Netzfechter und dem sogenannten „Fischkampfer“ ausgefochten wurde. Ersterer war mit einem Netz, das er dem Gegner über den Kopf warf, und mit einem Dreizack oder dreizinkigen Gabel bewaffnet; letzterer hatte die Waffenrüstung eines gemeinen Soldaten, trug aber auf dem Kopfe einen Helm, an dessen Spitze ein Fisch zu sehen war — daher die Bezeichnung „Fischkämpfer“.

Nun hatten die Epheser einen besonderen Günstling unter den Netzfechtern. Er hieß Zeno und war aus Ephesus gebürtig. Seit mehreren Jahren war er in allen Zweikämpfen Sieger geblieben und war wegen seiner verwegenen Gewandtheit bekannt, mittels welcher es ihm gelang, seine Gegner unvermutet zu Boden zu strecken. Dies Mal hatte er aber zu viel gewagt. Er hatte bereits drei Opponenten verwundet und das Publikum jedes Mal zu brausendem Gelächter hingerissen durch die komische Art und Weise, wie er den Gegner täuschte und narrte: er kam so nahe an den Gegner heran, daß er fast im Bereich seines Schwertes war, dann aber wich er wieder behende aus, führte mit seinem Netz einen geschickten Wurf nach dem Gegner aus und schleppte diesen, der sich vergebens bemühte, aus den Schlingen loszukommen, von einer Seite der Arena zur andern, auf eine Gelegenheit wartend, ihn durch Beibringung einer Wunde kampfunfähig zu machen. Dreimal war ihm das Spiel geglückt, und reicher Beifall war ihm zu teil geworden.

Aber der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Zenos vierter Gegner war auch sein letzter. Dieser, ein schwerer und scheinbar schwerfälliger Mensch, war gewiß bald in seinen Händen! Aufgeblasen über seine bisherigen Erfolge und den ihm gegenüberstehenden „Fischkämpfer“ nur nach seiner äußerlichen Erscheinung beurteilend, beging er den fatalen Fehler, daß er diesen unterschätzte und verachtete. Er hatte soeben sein Netz ausgeworfen, sein Ziel aber verfehlt. Das kam freilich oft vor — man hatte es sogar für einen groben Schnitzer erklärt, wenn der Zweikampf gleich bei der ersten Begegnung der Kämpfenden beendet worden wäre. Das bereitete den Zuschauern gerade das größte Vergnügen, wenn das unglückliche Opfer des Kampfes ganz allmählich so geschwächt wurde, daß es hilflos auf dem Sande lag. Als Zeno sah, daß er einen Fehlwurf gemacht hatte, gab er Fersengeld. Nun wurde es erst recht interessant. Wenn nämlich der schwerbewaffnete Soldat sich vergeblich anstrengte, den leichtfüßigen Netzfechter einzuholen, wenn er ein Mal über das andere Luftstreiche machte nach dem Entfliehenden, zuweilen jedoch nur eine Handbreit zu kurz ausholte — ein sehr geschickter Netzfechter wußte den nächsten Augenblick, nachdem der Gegner einen fruchtlosen Streich geführt hatte, vorteilhaft zu be-

nutzen, indem er sein Netz erfolgreich über den Kopf des Verfolgers warf—: das war ein Kapitalvergnügen für die Zuschauer. Der „Fischkämpfer" war aber in diesem Falle unvermuteterweise ein ungewöhnlich kräftiger Athlet. Mit einem Sprung, wie man ihn von einem schwerbepanzerten Manne nicht erwartet hätte, warf er sich auf seinen fliehenden Gegner, ergriff ihn mit der linken Hand am Gurt und stieß ihm sein Schwert mit der Rechten mit solcher Gewalt in den Rücken, daß die Spitze vorne unter den Rippen wieder herausfuhr. Der Netzfechter sank zur Erde und hauchte fast augenblicklich sein Leben aus.

Ein dumpfes Gemurmel der Unzufriedenheit machte sich in allen Reihen bemerkbar. Der Stoß war aber nach allen Regeln des Kampfes geführt worden, und wenn der Erschlagene nicht der allgemeine Günstling des Volks gewesen wäre, hätte dieses auch — o der tiefen Verrohung! — lauten Beifall geklatscht; tadeln konnte es ihn auch jetzt nicht. Alle waren jedoch aufs höchste gereizt. Als daher ein anderes Gladiatorenpaar in der Arena erschien, wurde es mit dem Rufe: „Weg, weg!" empfangen. Auf einmal schrie einer: „Die Christen, die Christen!", eine andere Stimme fiel ein mit: „Die Löwen! die Löwen!" und im nächsten Moment verband man schon beide Rufe miteinander, so daß es nun hieß: „Die Christen zu den Löwen!" Dieser Ruf wurde von der vieltausendköpfigen Menge einstimmig aufgenommen und zu einem wahren ohrenbetäubenden Schlachtgeheul erhoben. Ja, die verhaßten Christen — an deren Qualen wollte man sich weiden!

Als endlich der erste Wutausbruch — denn nichts Geringeres war das schallende Geschrei — sich ein wenig gelegt hatte, erhob sich der Statthalter und winkte den Zuschauern mit der Hand, womit er anzeigte, daß er zu ihnen zu reden wünsche.

„Männer von Ephesus!" rief er mit höchster Anstrengung seiner Stimme, „Euer Wunsch soll erfüllt werden. Aber ich bitte Euch, bis morgen Euch zu gedulden. Der heutige Tag ist bereits zu weit dahin."

Dann ließ er sofort das Signal zur Einstellung der Vorstellungen geben, worauf sich die Menge schweigend zerstreute, da sie überzeugt war, daß es kein leeres Versprechen war, das ihnen hiermit gegeben wurde.

16. „Ein Schauspiel der Welt."

Sechzehn gefangene Christen waren von Nicäa nach Ephesus transportiert worden, um in der Arena mit den wilden Tieren zu kämpfen und von diesen zerfleischt zu werden. Man sperrte sie in Zellen ein, die unter dem Zuschauerraum eingerichtet waren, in nächster Nähe der Käfige, in denen die wilden Tiere sich befanden. Die Zelle, in welcher die beiden Zwillingsschwestern schmachteten — aus besonderer Vergünstigung durften sie bei-

sammenbleiben —, war nur durch eine Bretterwand von der Löwenstallung getrennt. Geradezu unbeschreiblich war die Hitze und die Finsternis, die dort herrschte, und die erstickende Stankluft, die die Armen mehrere Tage lang einatmen mußten. Und um das Schreckliche ihrer Lage noch zu verschlimmern, so mußten sie Tag und Nacht hören, wie ihre grimmigen Nachbarn ruhelos auf und ab schritten und hin und wieder ein tiefes Knurren oder ein dumpfes Gebrüll von sich gaben.

Rhoda litt zwar nicht mehr viel, sie war glücklicherweise fast über alle leiblichen Empfindungen hinaus. Die Reise nach Ephesus hatte die wenigen Kräfte, die ihr noch übrig geblieben waren, erschöpft, und seit ihrer Ankunft daselbst hatte sie stets in nahezu völlig bewußtlosem Zustande gelegen. All der Lärm des Amphitheaters hatte sie nicht aus ihrer Betäubung aufgeschreckt, und selbst das vieltausendstimmige Wutgeschrei: „Die Christen zu den Löwen!" hatte sie, wie es schien, nicht gehört. Cleone wachte bei ihr mit aufopfernder, zärtlichster Liebe und Sorgfalt. Im übrigen konnte sie zwar nicht viel für sie thun, aber das Herz des Tierwarters war so von Mitleid gegen die Zwillingsschwestern ergriffen worden, daß er ihnen, so oft er nur konnte, eine kleine Erquickung darreichte, vor allem sie öfters mit frischem Wasser versorgte, das er aus einem in der Nähe befindlichen tiefen Brunnen schöpfte.

In der Frühe des dritten Tages der Schauspiele, als eben die ersten Strahlen des matt schimmernden Morgenrots durch eine Öffnung der Außenwand — die einzige, welche etwas Luft und Licht hereinließ — in die Zelle drangen, schien Rhoda zum erstenmal aus ihrer Betäubung völlig zu erwachen. Cleone war, nachdem sie die ganze Nacht wachend verbracht, vor einer kleinen Weile eingeschlafen, wachte jedoch sofort auf, als ihre geliebte Schwester sich auf ihrem harten Lager bewegte, und war im nächsten Augenblick bereits an ihrer Seite. Über das abgezehrte Gesicht der kranken Rhoda glitt ein liebliches Lächeln.

„Ich gehe heute heim," sagte sie zu der treuen Pflegerin.

„Ja, liebste Schwester," antwortete Cleone, die wohl wußte, was sie meinte.

„Du wirst aber noch hier bleiben," fuhr sie fort.

„Nein, teuerste Rhoda, wir gehen zusammen in das himmlische Heim," sagte Cleone in etwas vorwurfsvollem Tone.

„Der HErr hat es nicht also gewollt. Du mußt hier noch etwas für Ihn thun, aber mir erlaubt Er abzuscheiden und bei Ihm zu sein. Es ist auch viel besser," setzte sie nach einer Pause hinzu.

Einige Minuten lag sie nun ganz in Gedanken verloren da. Dann schlang sie ihre Arme um den Hals der besorgt blickenden Schwester, küßte

sie zärtlich und sagte: „Du wirst Clitus heiraten, nicht, geliebteste Schwester?“

Cleone war über diese Frage so erstaunt, daß sie nicht wußte, was sie schnell erwidern sollte; sie meinte, die kranke Schwester rede irre.

„Es war nicht recht von mir,“ fuhr Rhoda fort, „daß ich sein Liebeswerben um Dich zu vereiteln suchte. Eheweiber haben auch ihren Beruf vom HErrn. Ich erkenne jetzt, daß ich in diesem Stücke in einer irrigen Meinung befangen war. Du wirst dem HErrn nicht weniger treu dienen, wenn Du auch das Eheglück genießest.“

„Aber, liebste Schwester,“ sagte Cleone verlegen und bestürzt, „Du vergißt ganz —“

„Nein, ich habe es nicht vergessen, wo wir sind, und was man über uns beschlossen hat,“ unterbrach Rhoda mit einem fast überirdischen Lächeln. „Aber ich habe einen Traum gehabt, in dem mir der HErr gewiß hat deuten wollen, was mein Geschick und was das Deinige sein wird. Höre, was ich in meinem Traum sah. Mir träumte, daß Du und ich auf einem schmalen Pfade wandelten, und während wir so gingen, ward ich zweier Männer in hell glänzenden Kleidern gewahr, die miteinander redeten. Ich merkte bald, daß es zwei der seligen Apostel seien: einer derselben, ein Mann im mittleren Mannesalter, mit einem etwas ernsten, finstern Blick war St. Petrus; der andere, eine Jünglingsgestalt mit überaus hübschem und freundlichem Gesicht, war der Apostel Johannes. Ich hörte, wie Petrus, auf uns beide zeigend, fragte: ‚Bruder, wie wird es diesen zweien heute ergehen? Werden sie mir oder Dir folgen?‘ worauf Johannes antwortete: ‚Eine wird den Martyrertod erleiden wie Du, der anderen wird ein langes Leben beschieden sein wie mir. So viel hat der HErr mir angezeigt.‘ Damit ich aber nicht im Ungewissen darüber bliebe, wer von uns beiden den Martyrertod erleiden, und wer am Leben bleiben solle, sandte mir der HErr noch einen zweiten Traum. Diesmal sah ich ein Häuflein kleiner Kinder um Dich herum, aber der Ort, an dem Du Dich befandest, war mir gänzlich unbekannt. Darum zweifle ich nicht daran, daß der HErr den Löwen nicht zulassen wird, daß sie Dir ein Leid zufügen können. Und nun, teuerste Cleone, möchte ich noch ein wenig schlafen, damit ich sofort bereit bin, wenn die Stunde schlägt, da wir in die Arena geführt werden sollen.“

Beide Schwestern lagen im sanftesten Schlummer, als das Weib des Gefängniswarters etwa eine Stunde nach Tagesanbruch in ihre Zelle trat. Sie brachte etwas zu essen mit, das sie, so gut sie es verstand, schmackhaft und appetitlich zugerichtet hatte, und einen Krug mit Wein. Die zum Tode verurteilten Verbrecher pflegten, kurz ehe sie den Todesgang in die Arena antraten, durch mehrere kräftige Züge eines berauschenden Getränkes ihre

Sinne zu betäuben. Die mitleidige Wärtersfrau glaubte folglich den beiden Schwestern einen erwünschten Dienst zu erweisen, indem sie ihnen ein großes Maß Wein hereinbrachte. Wie erstaunte sie daher, als diese sie freundlichst baten, ihnen, wie sonst auch, einen frischen Trunk Wassers aus dem Brunnen zu besorgen.

„Wie Ihr wollt," sagte die Frau, „aber ich will den Weinkrug doch hier lassen, falls Ihr noch andern Sinnes werden solltet, ehe Ihr gerufen werdet."

Schweigend nahmen die beiden ihr Frühstück ein. Rhoda hatte einen besseren Appetit als seit Wochen und aß daher kräftig, um ihren Leib für den schweren Gang in die Arena möglichst zu stärken. Die noch übrige Zeit brachte sie mit ihrer Schwester in brünstigem Gebete zu. Gegen neun Uhr klopfte die Frau des Tierwärters an die Thür ihrer Zelle. Auf ihrem Arm trug sie zwei weiße Kleider.

„Durch besondere Gunst des Statthalters ist es Euch erlaubt, Eure gewöhnliche Kleidung zu tragen," sagte sie. „Ich habe Euch diese hier gebracht, denn was Ihr anhabt, ist sehr beschmutzt."

„Der HErr lohne es Dir!" sagten beide Schwestern zugleich.

Die Wärtersfrau half ihnen beim Ankleiden und mit dem Glätten der Haare, die hier im düsteren Kerker bisher hatten vernachlässigt werden müssen und infolgedessen sehr verworren waren. Sie war kaum damit fertig geworden, als das Schrankenthor, das die Zelle von der Arena trennte, in die Höhe gezogen wurde. Einer der Diener des Amphitheaters winkte ihnen, vorzutreten. Ihre Mitgefangenen waren schon einige Augenblicke vor ihnen in die Arena geführt worden und standen nun vor dem Sitz des Statthalters.

Als die Schwestern, dem Winke gehorchend, quer über die Arena schritten, um sich ihren Mitgenossen an der Trübsal anzuschließen, hörte und sah man unter der großen Menschenmenge Zeichen tiefer Erregung, die nicht mißzudeuten waren. Rührender hätte auch nichts sein können als der Anblick dieser weißgekleideten Zwillinge, die Hand in Hand mit zur Erde gerichteten Blicken, aber mit ruhigen Schritten ihrem Tode entgegengingen. Ein Sonnenstrahl, der durch einen Riß im Zelttuch drang, warf sein goldenes Licht auf die langen Haarsträhnen, die ihnen bis auf die Schultern herabwallten. Anstatt der ärgerlichen Zurufe, mit denen man ihre Märtyrergenossen empfangen hatte, vernahm man jetzt ein Gemurmel, in dem Bewunderung mit Mitleid sich paarte. Nicht wenige riefen sogar: „Begnadigung! Begnadigung!" Hätte der Statthalter sich in diesem Augenblick zu ihren Gunsten ins Mittel gelegt, auch der blindergebenste Anhänger des heidnischen Götzendienstes, ja selbst der verhärtetste Besucher dieser greulichen Schauspiele hätte darüber nicht gemurrt. Aber die Menge hatte noch kein

Blut gekostet; sobald sie ihre Augen an dem Tode eines Märtyrers geweidet hatte, würden Unschuld und jugendliche Schönheit umsonst um Gnade flehen.

Nachdem die dem Tode Geweihten dem Publikum so zur Schau gestellt worden waren, wurden sie erst in eine starke Einfriedigung gebracht, um später einzeln oder paarweise aus derselben herausgeholt und der Wut der reißenden Bestien ausgesetzt zu werden.

Zu großes Schaudern würde die Leser ergreifen, wenn hier alle die marter- und grauenvollen Scenen, die einander in rascher Folge ablösten, ausführlich beschrieben werden sollten. Jedes arme Schlachtopfer wurde mit einer Waffe versehen, einem Schwert oder Wurfspieß, je nach der Bekämpfungsart, die dem Tiere gegenüber, mit dem der Betreffende sich messen sollte, gebräuchlich war. Man gab sich dadurch den Schein, als erwarte man, daß der Arme mit dem Tiere *fechten* sollte, und als sei gute Aussicht für ihn vorhanden, als Sieger aus dem ungleichen Zweikampfe hervorzugehen, eben weil er eine Waffe in der Hand habe. Es war dies jedoch nichts als der reinste Hohn, da selbst der geübteste Wildjäger dieselbe kaum je erfolgreich hätte gebrauchen können. Die meisten ließen die Waffe gleich zur Erde fallen, einige würden es auch für unrecht gehalten haben, von derselben irgendwelchen Gebrauch zu machen. Eine Ausnahme hiervon machte der Centurio Fabius, der Offizier, der die Abteilung befehligt hatte, welche auf Befehl des Statthalters an jenem Morgen die Gefangennahme der versammelten Christengemeinde durch seinen Lieutenant vollzog. Fabius hatte wegen der Rolle, die er dort gespielt, bald große Gewissensbisse empfunden. Der hohe Glaubensmut der Gefangenen, zu deren Einkerkerung er sich, obschon höchst ungerne, als Werkzeug hatte brauchen lassen, hatte ihm ins Herz geschnitten. Er entschloß sich, das so lange aufgeschobene öffentliche Bekenntnis seines Glaubens an Christum nun ohne Zögern abzulegen. Während des ersten und zweiten Verhörs der angeklagten Christen hatte er sich in einer benachbarten Stadt heimlich taufen lassen und war dann mit seinem Christenbekenntnis offen hervorgetreten. Er stand jetzt einem ungewöhnlich großen Panther aus Kappadocien gegenüber, den man einige Tage lang hatte hungern lassen, damit er desto grimmiger über sein Opfer herfalle.

Sobald dem früheren Soldaten seine Waffe eingehändigt worden, erwachte die alte Kampfeslust in ihm, so daß er den Entschluß faßte, mit derselben einen möglichst kräftigen Schlag zu führen, trotzdem er keine Hoffnung, ja nicht einmal den Wunsch hegte, sein Leben zu erhalten. In der Mitte der Arena war ein Pfahl in die Erde gerammt; ringsum hob sich das Terrain ein wenig. Fabius stellte sich mit dem kurzen Schwert in der Hand neben dem Pfahle auf und faßte den katzenähnlich heranschleichenden Pan-

ther, der in seiner Wutgier seinen langen Schwanz heftig nach vorn und zurück schwenkte, fest und scharf ins Auge. Die Zuschauer begrüßten seine mutige Entschlossenheit, den Kampf mit dem Panther aufzunehmen, mit stürmischen Beifallsrufen, denn die, wie sie meinten, feige Ergebung der anderen Gefangenen in ihr Schicksal hatte sie sehr verdrossen, so daß sie sich mit Verachtung von ihnen abgewandt hatten. Als der Panther sich dem Soldaten bis auf Sprungweite genähert hatte, hielt er ein wenig inne und schlug seine feurig blitzenden Augen vor dessen entschlossenem Blick verblüfft zur Erde, wartete aber eine günstige Gelegenheit zum Angriff ab. Diese kam sehr bald. Ein leichter Windstoß wehte eine Ecke des Zeltdachs etwas zur Seite und setzte Fabius den ihm direkt in die Augen scheinenden Sonnenstrahlen aus. Einen kurzen Augenblick war er geblendet, und diesen Augenblick benutzte die grimmige Schleichkatze, um mit lautem Gebrüll den wohlüberlegten Sprung auszuführen. In demselben Moment fiel Fabius auf sein linkes Knie und hielt dem wild auf ihn zustürzenden Tiere das mit beiden Händen fest ergriffene Schwert entgegen, wie wenn es ein Spieß wäre. Hätte er eine Waffe in Händen gehabt, die stark genug gewesen wäre, einen kräftigen Stoß auszuhalten, er wäre wahrscheinlich unbeschädigt aus dem Kampfe hervorgegangen, aber die Schwertklinge war so schwach, daß sie sich bog, sobald sie mit den kräftigen Brustknochen des Panthers in Berührung kam. Der kampfgewohnte Soldat nahm den zeitweiligen Vorteil, den er durch die Verwundung seines grimmigen Gegners errungen hatte, wahr und sprang schnell und gewandt hinter den Pfahl. Aber er gewahrte bald, daß der Panther nicht schwer verwundet war und daß er seine Kräfte zu einem erneuten Sprunge sammelte. Sein Schwert lag auf der Erde, untauglich zu weiterem Gebrauch. Wie konnte er aber ohne Schwert den Zweikampf fortsetzen! Da erspäht er etwas auf einem der Sitze in der Umgebung des Statthalters, das ihn mit neuem Mut erfüllt. Mit Anstrengung aller Kräfte rennt er nach dieser Richtung hin. Sofort erhebt die Menge ein mißbilligendes Geheul, denn sie glaubt, er versuche zu entfliehen, und hält diesen Fluchtversuch für ebenso feige wie völlig nutzlos. Als der atemlos Rennende sich jedoch den Schranken nähert, wird der Zweck seines Rennens jedem offenbar. Auf einmal schwirrt, von einem der Zuschauer geworfen, ein langes Jagdmesser durch die Luft. Ein alter Kamerad des Centurio hatte plötzlich den Einfall bekommen, daß er auf diese Weise dem Kämpfenden am Ende noch einen wertvollen Dienst erweisen konne. Fabius fing die wirbelnde Waffe mit einem geschickten Griff seiner Hand am Heft auf und wandte sich dann blitzschnell um, um sich seinem wütenden Angreifer zu stellen, der bereits zum letzten Sprunge ausholte. Ein heftiger Kampf entspann sich zwischen Mann und Tier. Mehr als einmal wälzten sich beide ringend im Sand. Aber die Klinge des

Jagdmessers war von besserem Stahl als das trügerische Schwert. Immer und immer wieder stieß er dieselbe dem lebenszähen Tiere in die Seite. Schier atemlos und aus Dutzenden von tiefen Schrammen blutend, die die Klauen der Riesenkatze ihm gerissen, stand er nach einigen Minuten als Sieger über den verendeten Gegner auf dem rotgefärbten Kampfplatz. Eine tödliche Wunde hatte er nicht erhalten. Die ganze Menge der Zuschauer erhob ein gellendes Beifallsgeschrei, und dazwischen vernahm man viele Rufe von: „Begnadigung! Begnadigung!"

Der Statthalter winkte dem Centurio, sich ihm zu nähern. „Gut gemacht, Kamerad!" rief er ihm sichtlich erfreut zu. „Einen so tapferen Soldaten darf der Kaiser nicht verlieren. Schweig jetzt nur!" setzte er schnell hinzu, als er merkte, daß Fabius etwas sagen wollte, denn wenn dieser vor allem Volk seinen Glauben bekennen würde, so würde er ihn nicht retten können, wie er doch so gerne wollte. „Schweig nur, zum Fragestellen hast Du jetzt keine Zeit. Ein Wundarzt soll nach Deinen Wunden sehen, und morgen werde ich weiter mit Dir reden." Dann gab er schnell das Zeichen, daß man ihn aus der Arena führen solle.

Nun kamen die beiden Schwestern an die Reihe. Nachdem sie in die Mitte der Arena gestellt worden waren, setzten sie sich nebeneinander auf den Sand und warteten ruhig und gefaßt, mit gefalteten Händen und zum Himmel erhobenen Blicken der nächsten Augenblicke. Aber eben wurde auch schon eines der Käfigthore geöffnet. Ein mächtiger Löwe sprang mit Mark und Bein erschütterndem Gebrüll auf den Kampfplatz. Die große Menschenmenge gewahrend, schien er darauf bedacht zu sein, sich aus derselben sein Opfer zu holen. Mit unheimlich blitzenden Augen schaute er gierig zu den Sitzreihen hinauf und hielt sich, gemessen weiter schreitend, nahe an die Schranken, merkte jedoch zu seinem großen Ärger, daß dieselben zu hoch und zu solide gebaut waren, als daß er dieselben irgendwo hätte durchbrechen oder einen Sprung über dieselben hätte wagen können. Die Zuschauer in der untersten Sitzreihe zitterten vor Angst, obwohl sie wohl geschützt waren. Die zwei still dasitzenden weißen Gestalten in der Mitte der Arena schien der Löwe noch nicht bemerkt zu haben.

Die Zuschauer hatten jede Bewegung des Löwen mit so gespannter Aufmerksamkeit verfolgt, daß es ihrer Beachtung ganz entgangen war, wie seit kurzem dunkle, regenschwere Gewitterwolken heraufgezogen waren und den Tag allmählich in halbe Nacht verwandelt hatten. Das Gewitter schien gerade über ihnen zu schweben und sich mit heftigem Sturm und Regen über sie entladen zu wollen. Da — ein helles Blitzen, ein flammender, zuckender Strahl gerade vor ihren Augen, ein schmetternder Donnerschlag und ein lauter Schrei des Entsetzens! Der große vergoldete Adler, der über dem Sitze des Prokonsuls errichtet war, war vom Blitz getroffen worden

und mit einem lauten Krach zur Erde gestürzt, hatte aber im Fallen zwei Leibdiener des Statthalters getroffen und sie augenblicklich getötet.

Unter der Zuschauermenge entstand eine große Erregung, Furcht und Schrecken bemächtigte sich auch des sonst kühnsten Mannes. Dazu kam der Aberglaube — ja es war wohl mehr, es war das sie verklagende Gewissen, das sie zu dem angstvollen Rufe hinriß: „Die Götter zürnen uns! Man hebe das Schauspiel auf! Laßt uns nach Hause gehen!“ Der Statthalter erhob sich von seinem Sitze; aber während er im Aufstehen begriffen war, schien sich die Finsternis zerteilen zu wollen. Sogleich richteten sich aller Blicke wieder auf die Arena. Zwei in weiße Kleider gehüllte Gestalten lagen auf dem Boden niedergestreckt, und der Löwe stand regungslos neben ihnen.

Nach einigen Minuten erschien auf Geheiß des Prokonsuls der Löwenwärter. Da sein Auftrag ein höchst gefahrvol-



„Der Löwe stand regungslos neben ihnen.“

ler war, hatte er einige Diener mitgebracht. Fast die einzige Möglichkeit, sich zu retten, lag darin, wenn es ihm gelang, die Aufmerksamkeit des grimmigen Tieres auf einen fremden Gegenstand zu lenken. Wunderbarerweise kostete ihn das nur geringe Mühe. Der Löwe schien seinen Hunger und seine Wut ganz vergessen zu haben und schritt, sobald er bei seinem Namen gerufen wurde, folgsam wie ein Hund seinem Behältnis zu.

Die Schwestern lagen noch in derselben Stellung wie vorhin auf dem Sand. Keine regte sich. Der Löwe hatte sie nicht angerührt; keine Spur von Blut war an ihren weißen Gewändern zu entdecken. Aber auch der Blitz schien sie nicht getroffen zu haben — wie wenn sie vor Ermattung in einen tiefen Schlaf gesunken wären, so natürlich lagen die beiden da. Die Diener, die gekommen waren, um sie wegzutragen, erkannten bald den wahren Thatbestand. Rhodas Seele war entflohen. Ihr merkwürdiges Wiederaufleben in der Frühe des Morgens war das letzte Aufleuchten einer sich rasch verzehrenden Flamme gewesen. Mit der einen Hand hielt sie den Nacken ihrer Schwester umschlungen, während die andere im Erbeben wieder zur Erde gesunken war: so war sie, ohne Pein und ohne Todeskampf, wie im süßen Schlummer aus dem Leiden dieser Zeit in die ewige Herrlichkeit versetzt worden, um die Krone der Ehren aus ihres Heilandes Händen zu empfangen. Cleone hatte es gefühlt, daß das Herz ihrer Schwester immer schwächer schlug und endlich stille stand, und hatte Gott gedankt, daß die treue Dulderin ausgelitten hatte. Dann aber war ihr Bewußtsein geschwunden. Die Zuschauermenge glaubte daher nicht anders, als daß zwei Leichname hinausgetragen wurden.

17. Ein glückliches Entkommen.

Clitus hatte den letzten Vorgängen im Amphitheater auch zugesehen, doch nicht vom Zuschauerraum aus, denn das hätte er für eine Sünde gehalten — war er doch bereits, wie früher erwähnt, ein Katechumen. Aber er hatte einen Tierwärter überredet, ihm zu gestatten, hinter dem Gitterthor eines Käfigs zu stehen, während die beiden Zwillingsschwestern sich in der Arena befanden. Er hatte sich mit einem Jagdmesser bewaffnet und war entschlossen, den Schwestern zu Hilfe zu eilen, sobald der ihm am passendsten scheinende Augenblick gekommen sein würde. Später erkannte er, wie verkehrt dieses Vorhaben war, da er sich dadurch gegen Gottes Willen in Gefahr seines Lebens begab. In Gefahr? — ja es läßt sich nicht schwer voraussehen, daß er ohne allen Zweifel zermalmt worden wäre, ehe er dem schrecklichen Tiere auch nur die erste Wunde hätte beibringen können. Aber nur wenig gegründet, wie er damals war, und durch seine Liebe zu Cleone an ruhiger Überlegung gehindert, hatte er sich schnell für diesen eitlen Rettungsplan entschlossen.

Von dem Augenblicke an, da Rhoda und Cleone in die Arena getreten waren, hatte er seine Augen nicht von ihnen abgewandt. Als er beim heftigen Ausbruch des Gewitters sah, wie der Löwe sich denselben näherte, kam er wirklich aus seinem Versteck hervor und hatte die Hälfte der Strecke, die ihn von diesen trennte, bereits zurückgelegt. Als er die beiden jedoch wie leblos zur Erde niedersinken sah, fiel ihm plötzlich ein, daß ein Löwe weder Menschen noch Tiere anrührt, die er für tot hält, und lief daher in größter Eile zum Käfig zurück. Glücklicherweise hatte keiner der Zuschauer weder sein Kommen noch sein Gehen bemerkt, jeder dachte in dem Schrecken, der ihn ergriffen, nur an den tobenden Sturm.

Von der Frau des Tierwärters hatte er nun gehört, daß Rhoda entschlafen sei, Cleone aber noch lebe. In großter Angst und Unruhe sann er darüber nach, was er thun solle. Der einzige, an den er sich halten und mit einer Bitte heranwagen konnte und durfte, war natürlich Plinius. Der Statthalter Bithyniens hatte ihn wie seinen Freund behandelt, und wenn seine Handlungsweise den Christen gegenüber auch nichts weniger als konsequent gewesen war, so hatte es doch den Anschein, als sei er eher zur Milde geneigt.

Aber wie sollte er sich die nötige Audienz verschaffen? Plinius war des Prokonsuls Gast und wohnte jetzt ohne Zweifel einem großen Festmahle bei, das letzterer allen anwesenden höheren Staatsbeamten zu Ehren veranstaltet hatte. Und doch, wenn etwas geschehen sollte, so mußte es bald geschehen, ja schon in den allernächsten Stunden.

Tief in Gedanken versunken, schritt er vor des Prokonsuls Palast auf und ab. Noch war er nicht mit sich im reinen, welchen Weg er einschlagen solle, als das Rätsel auf unerwartete Weise gelöst wurde. Eine Hand legte sich auf seine Schulter, und als er sich verwundert umschaute, um zu sehen, wer mit ihm zu reden wünsche, erkannte er in dem Herzugetretenen den Privatsekretär des Statthalters.

„Sei mir gegrüßt, vortrefflicher Clitus!" rief der junge Mann sichtlich erfreut aus. „Ich sollte Dich gerade in Deinem Logis aufsuchen. Der Statthalter wünscht Dich unverzüglich zu sprechen. Folge mir!"

Der Sekretär ging voran und führte Clitus in das Zimmer, das der Prokonsul seinem Kollegen aus Bithynien als Gastzimmer angewiesen hatte. Plinius hatte sich gerade auf ein gepolstertes Ruhebett zurückgelegt und war eifrig beim Lesen einer Bücherrolle, denn er pflegte jeden Augenblick seiner Mußezeit dem Studium zu widmen. Sobald er aber die Gestalt des jungen Clitus erblickte, legte er die Rolle auf den nebenstehenden Schreibtisch und winkte diesen zu sich heran. Der Sekretär machte seine Verbeugung und zog sich zurück.

Clitus, der seinen Gönner schon seit geraumer Zeit nicht mehr gesehen

hatte, erschrak über dessen verändertes Aussehen. So sehr er auch mit seinen eignen Gedanken und Plänen beschäftigt war, so konnte er sich doch nicht enthalten, eine Bemerkung darüber fallen zu lassen. Plinius sah aus wie einer, der nicht mehr lange zu leben hatte. Als er aber anfing, seinem Bedauern und Mitleid Ausdruck zu geben, unterbrach ihn der Statthalter schnell, indem er sagte:

„Laß Dich das nicht so bekümmern. Ich habe über viel wichtigere Sachen mit Dir zu reden, Sachen, deren Besprechung keinen Aufschub erleidet. Doch wie hat mein Sekretär Dich so schnell gefunden? Ich hatte ihn eben erst ausgeschickt, daß er Dich zu mir bringen sollte."

„Ich hatte mich selbst auf den Weg hierher gemacht, hochwürdiger Herr, um Dich um Gewährung einer Audienz zu ersuchen. Ich sann gerade darüber nach, wie dies zu bewerkstelligen sei, da ich Dich an der Festtafel des Prokonsuls vermutete, als Dein Sekretär mich traf und mir die erwünschte Botschaft brachte."

„Ha, ha, vom Prokonsul habe ich mich bald losgerissen," sagte Plinius, „aber nicht eher, als bis er alle meine Bitten gewährt hatte. Schau' her, was ich habe."

Er zog drei Dokumente aus seinem Schreibsache hervor, die mit dem Siegel des Prokonsuls versehen waren. Zwei derselben reichte er Clitus hin. Es waren an den Gefängniswärter gerichtete Schreiben, die diesen ermächtigten, dem Überbringer die Gefangenen Cleone und Fabius auszuliefern.

„Es hat mir nicht viel Schwierigkeiten bereitet, diese Schriftstücke zu bekommen," sagte Plinius. „In betreff des Mädchens war mir der Weg allem Anschein nach bereits vorher geebnet worden. Der Prokonsul schien geneigt, ihr die Freiheit zu schenken, da sie heute auf so wunderbare Weise gerettet wurde. Wie mein Sekretär mir mitteilt, ist auch ihr Vater schon beim Prokonsul gewesen und hat ihn mit ‚schwerwiegenden' Gründen davon überzeugt, daß er sie begnadigen sollte. Ja, schon gestern erbot er sich, drei Millionen Sesterzen* als Lösegeld für sie und ihre Schwester zu zahlen. Er wurde natürlich abgewiesen. Wieviel er dem Prokonsul jetzt gegeben hat, weiß ich nicht, aber die Summe kann keine geringe gewesen sein. Doch das ist ja nicht so wichtig. Da hast Du die Order für ihre Freilassung. Was den Centurio anlangt, so wußte ich im voraus, daß der Prokonsul meine Fürbitte für ihn nicht abschlagen würde. Hier bedurfte es keiner besonderen Beweggründe — Du siehst, ich rede frei mit Dir. In seinem Falle brauchte kein Bestechungsgeld angeboten zu werden. Beide sind also

* Ungefähr $150,000.

frei. Aber nun entsteht die Frage: Wohin konnten sie sich begeben? Wüßtest Du etwa einen Vorschlag zu machen?"

„Ich dachte schon daran, das Hochland Ciliciens zu wählen," sagte der junge Grieche.

„Dann müßtest Du eine lange und beschwerliche Reise machen und hättest schließlich doch nur eine Zufluchtsstätte von zweifelhaftem Wert gefunden. Ich habe einen besseren Plan. Ich kenne einen Kaufmann aus Milet, der mit Massilien und Britannien Handel treibt. Ich habe Gelegenheit gehabt, ihm einen Dienst zu erweisen, und er möchte mir dafür einen Gegendienst thun. Von der Stunde an, da ich hier ankam, habe ich den Wunsch gehegt, etwas für die Gefangenen thun zu können, wenigstens für die zwei Schwestern, deren Fall mir mehr zu Herzen gegangen ist, als ich es Dir mit Worten beschreiben kann; ja wenn ich das nicht im Sinne gehabt hätte, wollte ich mit diesem abscheulichen Schauspiel nichts zu thun gehabt haben. Also, ich ließ meinen Freund, den Kaufmann, zu mir kommen. Sein Kauffahrer soll morgen früh unter Segel gehen. Bringe Cleone und den Centurio ohne Verzug an Bord; ehe der Tag graut, solltet Ihr womöglich schon da sein. Ich möchte Dir raten, ganz nach Britannien zu fahren und Dich dort niederzulassen. In jenem abgelegenen Winkel römischer Erde wird Dich niemand fragen, wer Du bist und woher Du kommst. — Aber ich habe hier noch eine andere Angelegenheit. Sieh Dir dies einmal an."

Mit diesen Worten reichte er ihm das dritte Dokument hin. Es enthielt den Befehl, dem Überbringer dieses Schriftstückes den Leichnam der Rhoda zu überlassen, die im Amphitheater der Stadt als Gefangene gehalten worden war.

„Hier entsteht nun eine Schwierigkeit, die Du aber hoffentlich überwinden wirst," fuhr Plinius fort. „So hart es Cleone ankommen mag, so muß sie doch die Bestattung der Leiche ihrer Schwester von anderen besorgen lassen. Falls sie sich noch länger in Ephesus aufhalten wollte, könnte sie alles verderben. Wenn Ihr nicht sofort entflieht, werden gewisse Personen in der Stadt dafür sorgen, daß Ihr überhaupt nicht mehr entkommt. Mein Rat wäre der, daß Du dies Dokument sofort einem der Häupter Eurer Gesellschaft hier in der Stadt übergiebst. Thu es, ehe Cleone etwas davon erfährt. Laß die Glieder Eurer Gesellschaft Rhodas Leichnam bestatten, und erst wenn dies geschehen ist, teile Cleone die Thatsache mit. Sie wird den Leichnam ihrer Schwester sehen wollen, ehe sie sich auf die Reise begiebt. Dann wirst Du damit herausrücken müssen. Die Kunde wird ihr zwar erst großen Schmerz bereiten, aber sie wird doch auch bald zu der Einsicht kommen, daß es so am besten war. Und nun mußt Du gehen, denn Du hast bis morgen früh noch genug zu besorgen und

darfst daher keine Zeit verlieren. Der Prokonsul hat Pferde für Euch bestellt und einen zuverlässigen Offizier, der Euch das Geleite geben wird bis zum Schiff. — Und nun zum Schluß noch einige Worte an Dich, mein geschätzter Clitus. Ich werde Dich nie wiedersehen, denn meine Tage, das weiß ich, sind gezählt. Es thut mir leid, einen so gelehrten jungen Mann nach einer Insel der Barbaren verbannen zu müssen; aber es bleibt nichts anderes übrig, und Du wirst wenigstens Deine Rechtskenntnisse auch in dieser Kolonie des römischen Reichs verwerten können. Sodann hast Du Deine Cleone. Damit Du aber nicht mit leerer Tasche dahin ziehst, habe ich mit meinem kaufmännischen Freunde ein Übereinkommen getroffen, wonach er Dir eine Summe einhändigen wird, damit Du etwas hast, um dort im fernen Britannien ein Hauswesen zu gründen. Du magst es, wenn Du willst, als ein Dir geliehenes Kapital betrachten und es später meinen Erben zurückbezahlen. Ich selbst werde nicht mehr leben, um es in Empfang nehmen zu können. Ich habe Deinen Namen auch in mein Testament hineinsetzen lassen; was ich Dir testamentarisch vermache, wirst Du doch hoffentlich nicht zurückweisen. Und nun lebe wohl! Empfehle mich Deiner geliebten Cleone und bitte sie, ein nicht zu hartes Urteil über den Statthalter zu fällen, trotzdem er ein Heide ist und ein Feind Eurer Religion."

„O hochwürdiger Herr!" fiel der junge Athener hier lebhaft ein, „es ist noch nicht zu spät! Irgend einer unserer Prediger wird Dir gerne Unterricht in der christlichen Religion erteilen, und da Du selbst sagst, daß Du nicht mehr lange zu leben hast —"

„Muß ich mich beeilen, willst Du sagen," unterbrach ihn Plinius mit einem leisen Lächeln. „Nein, mein teurer Freund, es ist zu spät, oder vielmehr, Euer Glaube ist nicht für mich bestimmt. Ich muß gestehen, daß er diejenigen, die demselben mit ganzer Seele ergeben sind, zu guten Menschen zu machen scheint. Das weiß ich gewiß, daß niemand für die Götter unserer Vorfahren so mutig und freudig sein Leben drangeben würde, wie ich selbst Sklaven und schwache Frauen für ihren Christus in den schmerzlichsten Tod habe gehen sehen. Und Ihr habt, wie mir gesagt worden ist, auch die Hoffnung auf ein Leben nach dem Tode. Ach, ein schöner, tröstlicher Gedanke! Ich wollte, ich hätte früher davon gehört. Aber jetzt kann ich mich diesem Glauben nicht mehr zuwenden. Gedenke meiner, denn ich habe gehört, daß Ihr auch Eure Feinde liebt und für sie betet. — Doch jetzt darf ich Dich keinen Augenblick mehr aufhalten, sonst wäre alle unsere Mühe umsonst. Also noch einmal: Lebe wohl!"

Er reichte Clitus die welke Hand zum Abschiede. Dieser beugte sich nieder, um sie zu küssen; aber statt dessen zog Plinius ihn an seine Brust und küßte ihn auf beide Wangen. „Der Gott, dem Du dienest," sagte er, „beschütze Dich und Deine Gefährten auf Eurer langen Reise über das tük-

kische Meer. Möge es Dir in Deiner neuen Heimat auf jener ferngelegenen Insel wohlergehen. Nun aber halte Dich auch keinen Augenblick mehr auf!“

Die anbrechende Nacht war für den jungen Griechen eine vielgeschäftige. Zuerst machte er sich auf den Weg nach der Wohnung des Hauptpredigers der ephesinischen Gemeinde. Mit größter Bereitwilligkeit übernahm dieser die christliche Bestattung der Leiche der treuen Zeugin Rhoda. Clitus schnitt eine Locke ihres Haares ab als teures Andenken für Cleone. Während ganz Ephesus bereits im tiefsten Schlafe lag, bestattete der Prediger mit einigen Gehilfen, auf die er sich verlassen konnte, daß sie das Grab nicht verraten würden, den Leichnam der selig Vollendeten in fremde Erde zur letzten Ruhe. Eine Stunde nach Mitternacht war das Liebeswerk vollbracht, und etwa um dieselbe Zeit war es, als Clitus bei dem Hause des Gefängniswärters ankam, um auf Grund der vorgezeigten Dokumente die Freilassung des Centurio Fabius und seiner Cleone zu fordern.

Wenige Minuten darauf wußte Cleone, daß sie ihre Schwester, die ihr so lieb gewesen wie das eigene Leben, auf Erden nicht wiedersehen sollte. Doch ließ sie ihrem Schmerz nicht zu freien Lauf, sondern tröstete sich damit, daß sie einst, so Gott Gnade gebe, im Himmel wieder mit ihr vereinigt werden solle. Sie sah auch ein, daß die Sicherheit ihrer Reisegefährten nebst der ihrigen eine so schnelle Bestattung dringend geboten hatte.

„Du hast wohl daran gethan, so zu handeln,“ sagte sie zu Clitus, nachdem sie den ersten Schmerzensausbruch bewältigt hatte; „ich weiß, ich kann Dir trauen.“

Sie reichte ihm ihre Hand und drückte sie dankbar, daß er für eine christliche Bestattung der unvergeßlichen Rhoda so liebevoll Sorge getragen hatte. „Der HErr lasse unser Ende einst sein wie das Ende dieser Gerechten,“ setzte sie hinzu, während neue Thränen ihre Augen füllten.

Die Sonne hatte sich eben über den östlichen Horizont erhoben und entsandte ihre ersten goldenen Strahlen auf die zu neuem Leben erwachte Erde, da lichtete das seetüchtige Schiff „Centaur“ seine Anker im Hafen von Milet und fuhr unter günstigem Winde westwärts über die leicht bewegten Wasser des Ägäischen Meeres. Plinius hatte sich von dem Kapitän das Versprechen geben lassen, daß er möglichst wenig Hafenstädte anlaufen und auf dem kürzesten Wege nach Britannien fahren wolle, um Clitus und seine Reisegefährten keiner unnötigen Gefahr auszusetzen.

Cleone lag mehrere Wochen lang nach ihrer Einschiffung schwer krank danieder, eine natürliche Folge dessen, was sie in der letzten bösen Zeit erduldet hatte. Doch ward ihr von seiten der Frau des Kapitäns, die die Reise mitmachte, eine äußerst sorgsame Pflege zu teil. Ein- oder zweimal während ihrer Krankheit war es ihr, als ob wohlbekannte Stimmen an ihr

Ohr schlügen, ohne daß sie sich jedoch Rechenschaft darüber hätte geben können, wem dieselben eigentlich gehörten. Wie sie dann nach und nach ihrer Genesung entgegenging, bemerkte sie einige Male Gestalten, die ihr ebenfalls bekannt vorkamen, die sie aber geflissentlich zu meiden schienen. Erst nachdem sie gelandet waren, wurde das Rätsel gelöst — Lucilius und seine Gemahlin hatten beschlossen, ihrer vor kurzem wiedergefundenen Tochter in das Land der Verbannung zu folgen, und waren ohne ihr Wissen ihre Reisegenossen gewesen.

„Vergieb Deinem Vater, der so schwer an Dir gesündigt hat," rief die Mutter weinend und schluchzend aus, als sie mit ihrem Gemahl bald nach Cleones Landung ans Ufer getreten war. „Du bist nun das einzig teure Gut, das ihm und auch mir geblieben ist."

Gebeugt vor Scham und Reue, für die er keine Worte zu finden vermochte, den Blick tief zur Erde gesenkt, so stand der alte Greis da vor seiner erstaunten Tochter. Aber kaum hatte die Mutter ausgeredet, da ging sie freudestrahlend auf ihren betrübten Vater zu und schlang ihre Arme um seinen Hals. Ihm sollte das erste Zeichen ihrer kindlichen Liebe gelten, einer Liebe, die alles schon längst verziehen hatte, was zu vergeben war. Dann aber eilte sie auch ihrer Mutter in die ausgebreiteten Arme und dankte Gott, daß er alles wohlgemacht hatte.

Lucilius hatte seinen Sohn bereits am Tage nach der Entsendung der Schwestern nach Ephesus durch den Tod verloren. Den größten Teil seines Vermögens hatte er dran gewandt, um des Prokonsuls Gunst zu erkaufen. Mit dem, was ihm noch geblieben, wollte er in dem Lande, das fortan seiner Tochter Heimat sein sollte, ein neues Leben beginnen. Am heiligen Weihnachtstag, einen Monat nach ihrer Landung, schlossen Clitus und Cleone den Bund fürs Leben, und am darauffolgenden fröhlichen Osterfeste empfingen Lucilius und seine Gemahlin das Sakrament der heiligen Taufe — zur unaussprechlichen Freude ihrer nun doppelt beglückten Kinder. Ja trotz ihrer Verbannung von der alten Heimat in jenes unwirtliche Land an der Grenze der damals bekannten Welt lebte diese von Gott so wunderbar geführte Familie fortan überaus glücklich bei einander und wurde in der neuen Heimat aufs reichlichste von Gott gesegnet. Im Laufe der Jahre versüßten ein kleiner Bion und eine kleine Rhoda das teure und unvergeßliche Andenken an die Lieben gleichen Namens, die fernab in asiatischer Erde ruhten, ja zwar in weitentlegener Ferne, aber gleichwohl „in sicherer und gewisser Hoffnung der Auferstehung zum ewigen Leben", jener Hoffnung, die unter allen Himmelsstrichen dieselbe bleibt; denn „die Erde ist des HErrn, und was darinnen ist". Beide Kinder des lieben Ehepaares waren aber nicht nur ihrer Eltern Sonnenschein, es kam auch fast täglich ein Nachbar in jenes Haus, der gute Fabius, der seine helle Freude

an den Kleinen hatte. Am meisten aber an der kleinen Rhoda. Hörte sie doch auch so gerne zu, wenn der bärtige ehemalige Soldat sie auf seinen Schoß nahm und ihr in seiner schlichten Weise von der erzählte, deren Namen sie trug, die ihren Heiland so herzlich lieb gehabt und ihn unter Folterqualen und selbst angesichts eines angedrohten martervollen Todes freudig und mutig bekannt habe und nun vor dem Throne JEsu die Siegespalme der Märtyrer trage.

Geselligkeit in der Vogelwelt.

Naturwissenschaftliche Skizze von Dr. D. Stein.

Selbst die oberflächliche Naturbeobachtung lehrt erkennen, daß im Reiche der Vögel ein großer Trieb zur Geselligkeit vorherrschend ist, durchweg vereinigen sich die Paare der gleichen Art zu größeren Gesellschaften. Die Spatzen treiben sich scharenweise in unsern Straßen und Gärten umher; wir sehen die Krähen in schwarzen Scharen durch die Luft streichen, Tauben in „Flügen", Rebhühner in „Völkern" zusammen ihre Nahrung suchen, Stare, Schwalben und viele andere altbekannte Vogelarten ein geselliges Dasein führen.

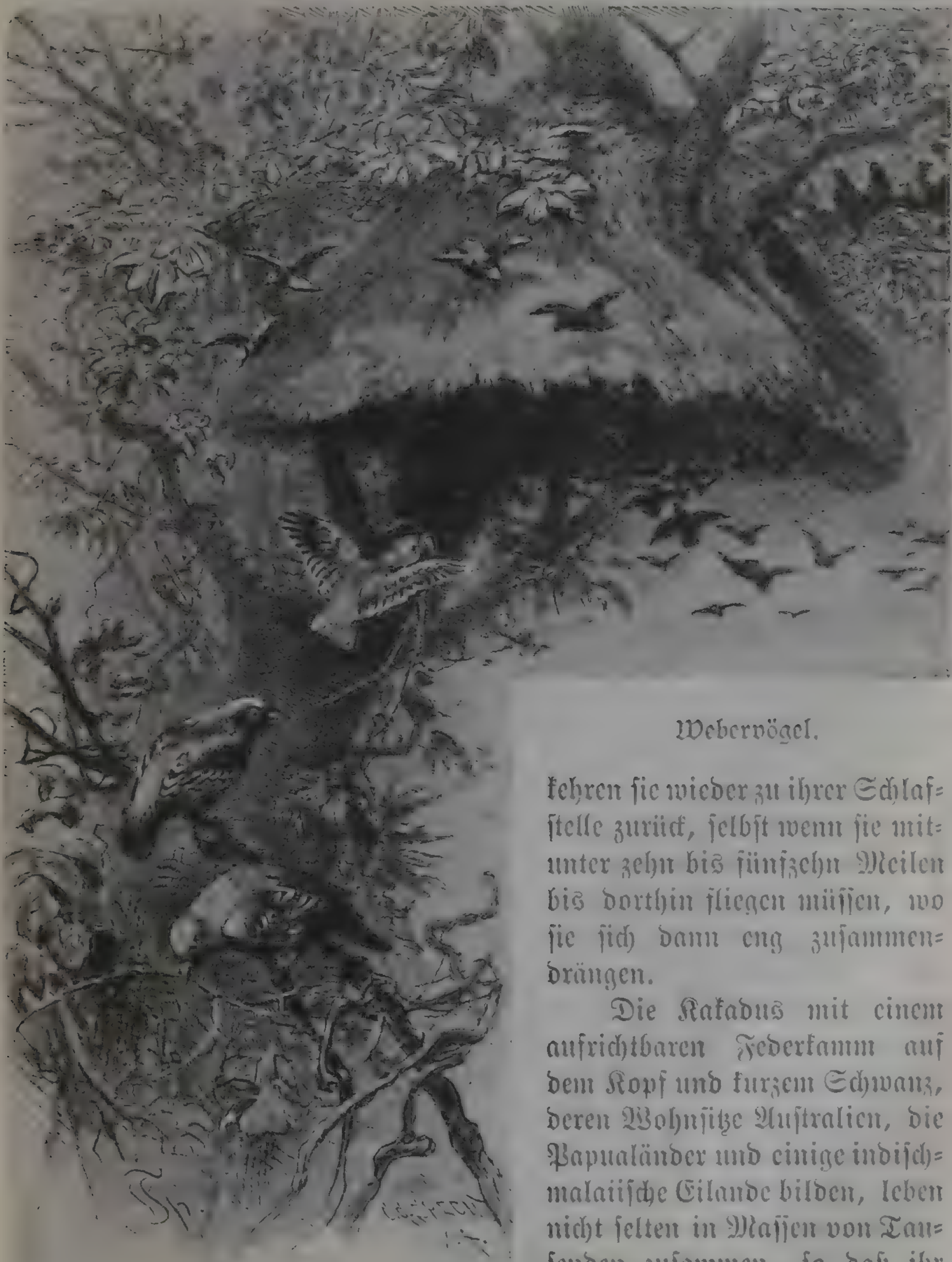
Namentlich auf ihren Reisen, bei denen wir Zug, Wanderschaft und Streichen unterscheiden, thun sich die Vögel meist zu großen Gesellschaften zusammen; nur wenige fliegen paarweise. Mitunter geht die Massenhaftigkeit der wandernden Schwärme geradezu ins Riesenhafte. Vom Karmel herab sah M. Shaw Züge von Störchen, die eine halbe Meile in der Breite einnahmen und mehrere Stunden ununterbrochen fortdauerten, und Kapitän Flinders beobachtete ein Heer von Sturmvögeln, dessen Gesamtzahl auf über 50 Millionen geschätzt ward. Audubon berichtet, daß er am Ohio einer wahren Völkerwanderung der amerikanischen Wandertaube beiwohnte; drei Tage hindurch folgten sich die zu beinahe festen Massen zusammengedrängten Scharen, deren Zahl jeder Berechnung spottete.

Die Papageien, welche mit ihrem verschwenderisch gefärbten Gefieder die tropischen Wälder verschönen, leben nur während der Brutzeit paarweise, sonst immer in Gesellschaft und oft in äußerst zahlreichen Scharen. Ihre Gesellschaften halten getreulich zusammen und teilen gemeinsam Freud' und Leid. Mit den ersten Strahlen der Morgensonne erheben sie sich von ihrem nächtlichen Standorte, trocknen die vom Nachttau benetzten Flügel und fliegen erst einigemal wie zur Übung unter lautem Geschrei auf und ab. Dann sammeln sich die Scharen über dem Walde, und nun geht es in gemeinsamem Fluge fort, um Nahrung zu suchen, wobei sie in Feldern und



Kondors. 132

Gärten der Ansiedler große Verheerungen anrichten. Einzelne halten dabei Wache, und ihrem Warnungsrufe wird sofort Beachtung geschenkt. Abends



Webervögel.

kehren sie wieder zu ihrer Schlafstelle zurück, selbst wenn sie mitunter zehn bis fünfzehn Meilen bis dorthin fliegen müssen, wo sie sich dann eng zusammendrängen.

Die Kakadus mit einem aufrichtbaren Federkamm auf dem Kopf und kurzem Schwanz, deren Wohnsitze Australien, die Papualänder und einige indisch-malaiische Eilande bilden, leben nicht selten in Massen von Tausenden zusammen, so daß ihr Geschrei geradezu betäubend wirkt. In ihrem Wesen und Treiben ähneln sie den Papageien, gehören aber zu den liebenswürdigsten von allen. Zur Brutzeit suchen sie scharenweise die steilen Felswände der südaustralischen Flüsse auf, um dort, jedes

Paar für sich, aber knapp nebeneinander, in passenden Höhlungen ihre Nester anzubringen. Nicht geringere Anhänger der Geselligkeit sind auch die Araras und Sittiche.

Zu den Leichtschnäblern gehören die an ihrer aus breiten Federn gebildeten aufgerichteten Holle auf dem Vorderkopfe kenntlichen Klechos, deren Verbreitungsgebiet sich über die Großen Sundainseln, Java, Sumatra, Borneo, Bangka und die Halbinsel Malakka erstreckt. In großen Schwärmen durchschneiden sie jähen Fluges die Luft unter beständigem Schreien, oder man sieht sie in kleineren Gesellschaften, mit ihrer Kopfhaube spielend, auf dürren blattlosen Ästen sitzen.

Am wenigsten gesellig sind die Raubvögel, am meisten unter ihnen noch die Geier, wenngleich ihr Zusammenschließen sich wohl mehr auf die gleichen Nahrungsbedürfnisse zurückführen läßt.

Den zu den Aasgeiern zählenden riesigen Kondor trifft man außer der Brutzeit jedoch immer in Gesellschaft. Diese schwarzen, mit einer weißen Halskrause gezierten Riesenvögel der südamerikanischen Anden schweben entweder in gleichmäßigem Fluge dahin oder sitzen auf steilen Felszacken nebeneinander. Sowie einer aus der Gesellschaft eine Beute erblickt, stürzt er auf sie nieder, und die anderen folgen rasch seinem Beispiel. Sie nähren sich hauptsächlich von Aas, rauben aber auch junge Ziegen und Lämmer und stürzen Vicunas, Guanakos und andere Tiere in Abgründe, um sie dann zu verzehren.

Um so eifrigere Pfleger und Verehrer der Geselligkeit sind die munteren Sperlingsvögel, die Spatzen, Finken, Ammern, Stare, Meisen, Schwalben u. s. w., deren Zusammenleben keiner näheren Schilderung bedarf. Dieselbe Eigenschaft zeigen die zur gleichen Ordnung gehörenden Webervögel, welche in Afrika und Asien heimisch sind. Diese anziehenden Vögel leben vor wie nach der Brutzeit in großen Gesellschaften zusammen. Sie bilden Flüge von mehreren Tausenden, die gemeinsam umherschwärmen und oft wahrhaft vernichtend in die Felder einfallen, um aber regelmäßig zuletzt nach dem Baume, der ihre oder ihrer Jungen Wiege war, oder doch wenigstens in dessen Nähe zurückzukehren. Dem Brutgeschäft liegen sie stets in größeren Gesellschaften ob. Kaum wird man jemals an einem Baume ein einzelnes Webervogelnest entdecken, gewöhnlich findet man ihrer zwanzig, dreißig, selbst hundert und mehr. Unter einem gemeinschaftlichen, schirmartigen Dache, das zwar nur aus Halmen besteht, aber dennoch eine fast holzartige Festigkeit besitzt, stehen die Nester wie Zellen in einem Bienenkorbe dicht zusammen, eine förmliche Vogelstadt bildend. Immer neue Nester kommen hinzu, da die alten ihrer festen Bauart wegen nicht so bald zu Grunde gehen, und solch ein über und über mit Nestern der Webervögel behangener Baum bildet eine in der That merkwürdige Tiersiedelung.

Auch alle Rabenvögel halten getreulich zusammen. Die Krähen sammeln sich frühmorgens auf irgend einem Baume oder Gebäude, fliegen dann zusammen auf die Felder, halten mittags Rast auf einem Baume und beziehen abends eine gemeinsame Schlafstelle im Walde. Wer je einen Nistplatz von Saatkrähen zu Gesicht bekommen hat, wird über den furchtbaren Lärm, der dort zur Brutzeit herrscht, gestaunt haben. Zu Tausenden sammeln sich die schwarzgefiederten Vögel; Paar wohnt bei Paar, auf einem



Nordamerikanische Wandertauben.

Baume stehen fünfzehn bis zwanzig Nester, überhaupt so viele, als er aufnehmen kann. Jedes Paar zankt sich mit dem benachbarten um die Baustoffe, und eines stiehlt dem anderen nicht nur diese, sondern mitunter gleich das ganze Nest weg. Ununterbrochenes Krächzen und Geplärre erfüllt die Gegend, und eine schwarze Wolke von Krähen verfinstert die Luft in der Nähe dieser Wohnsitze. Bis zum späten Abend währt das Krächzen und Lärmen in einer solchen Siedelung, aus der die Vögel beinahe gar nicht zu vertreiben sind. Die erheblich kleinere muntere Dohle bildet nicht nur mit ihresgleichen zahlreiche Gesellschaften, sondern thut sich auch gern mit Saat- oder Nebelkrähen zusammen und tritt mit ihnen zugleich die Winterreise an.

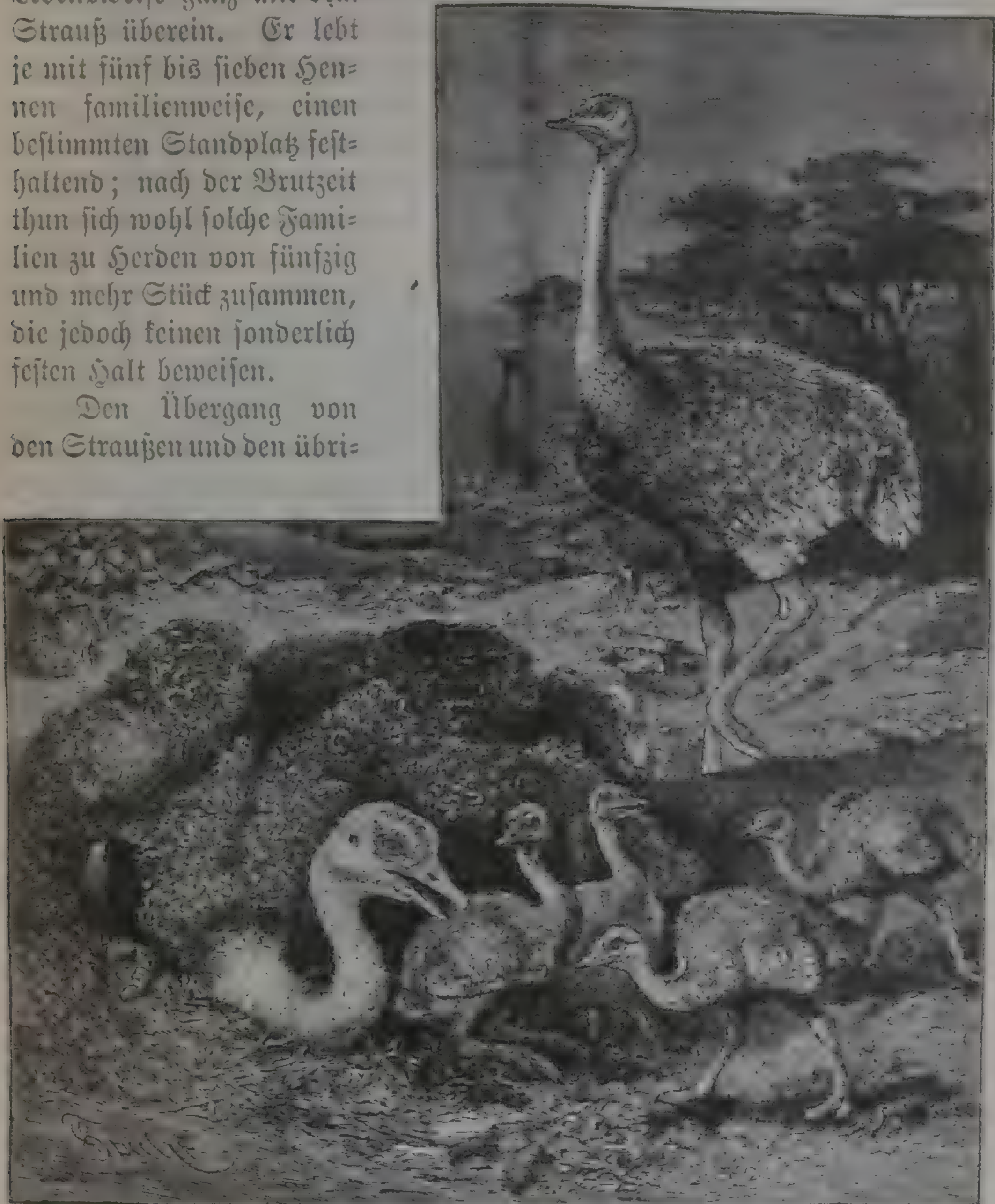
Unter den Tauben begegnen wir manchen Arten, die für gewöhnlich paarweise oder höchstens in kleinen Gesellschaften leben, sich dagegen zur Wanderzeit in größeren Trupps vereinigen, während andere Arten wiederum durchweg in großen Gesellschaften beisammen bleiben. Von den riesenhaften Schwärmen, in denen die *nordamerikanische Wandertaube* der Nahrung halber, oder um die Nistplätze aufzusuchen, zieht, ist oben bereits kurz die Rede gewesen. Kaum zu schildern ist der Lärm und Aufruhr, der entsteht, wenn selbst ein Wanderzug sich in einem Walde niederläßt, dessen Äste vielfach wegen zu schwerer Belastung brechen. Auf den eigentlichen Brutplätzen ist der Wald im vollen Sinne des Wortes von Tauben überdeckt; mancher Baum hat gegen hundert Nester zu tragen.

Auch die Flughühner sind sehr gesellig. Vom frühen Morgen an durchstreifen sie die Grasgebüsche der Steppen, begeben sich am Vormittage zu Tausenden nach gewissen Trinkplätzen, um hierauf auf demselben Wege wieder zu ihren Weideplätzen zurückzukehren. Dann lagern sie sich gruppenweise in selbstgescharrte Vertiefungen, nehmen nachmittags eine zweite Mahlzeit und begeben sich nochmals zur Tränke, um dann ihrem Schlafplatze zuzueilen. Bei den Birkhühnern bilden die Männchen und die Weibchen gesonderte Ketten; die der ersteren sind zahlreicher und bilden oft Flüge von mehreren Hunderten. Im hohen Norden thun sich während besonders strenger Winter mehrere Trupps zusammen und lassen sich einschneien. Ebenso leben die Prairiehühner bis zum Winter in Trupps von zwanzig und mehr Stück, die sich dann zu zahlreicheren Flügen vereinigen und im Schnee bis zum Frühjahr beisammen bleiben. Die hübsch gezeichneten *Perlhühner* leben durchweg in zahlreichen, aus sechs bis acht Familien bestehenden Ketten, seltener in Familien von fünfzehn bis zwanzig Stück. Ihre Gesellschaften, die unter Leitung eines alten Hahnes stehen, halten eng zusammen.

Was den *afrikanischen Strauß* betrifft, so ist er meist in kleinen Gesellschaften von fünf bis sechs zu finden, kommt aber auch in Horden von fünfzig bis sechzig Stück vor. In den Morgen- und Nachmittagsstunden

sieht man sie, gemächlich weidend, voneinander etwas getrennt, dahinschreiten; gegen Abend suchen sie gemeinsam ihr Nachtlager auf. Der Nandu des südlichen Amerika ist kleiner, stimmt sonst aber in Gestalt, Bau und Lebensweise ganz mit dem Strauß überein. Er lebt je mit fünf bis sieben Hennen familienweise, einen bestimmten Standplatz festhaltend; nach der Brutzeit thun sich wohl solche Familien zu Herden von fünfzig und mehr Stück zusammen, die jedoch keinen sonderlich festen Halt beweisen.

Den Übergang von den Straußen und den übri-



Eine Straußenfamilie.

gen Laufvögeln zu den Sumpfvögeln bilden die Hühner-Stelzenvögel, deren bedeutendster Vertreter die Trappe, ein echt aristokratischer Vogel und jedenfalls einer der größten Landvögel der Alten Welt ist. Die Trappen leben

in kleineren Trupps, die aus mehreren Familien bestehen, bilden jedoch nach der Brutzeit Herden von Hunderten, die wochenlang vereinigt bleiben. Mit Vorliebe halten sich die Zwergtrappen, die nur die Größe eines Fasans erreichen, in der Nähe der Gesellschaften von Großtrappen. Erstere beginnen im Oktober in schiefen, unregelmäßigen Kreisen gemeinschaftliche Flugübungen vorzunehmen, um sich auf die weite und schwierige Winterfahrt vorzubereiten.

Einen höchst interessanten Anblick gewährt in Europa das alljährliche Sammeln und Abreisen der Störche, die als Zugvögel gleichsam ein doppeltes Vaterland besitzen, das eine im Norden, das andere im Süden. Schon lange vor der wirklichen Abreise sieht man auf feuchten Sumpfwiesen Störche von allen Seiten herbeikommen und stundenlang zusammenbleiben, als wenn sie Verabredung für den gemeinsamen Aufbruch träfen. Mit jeder Woche werden diese Vereinigungen größer und von längerer Dauer, bis alle Storchfamilien der Gegend beisammen sind. Wenn dann endlich die Stunde der Abreise da ist, so erhebt sich die zahlreiche Reisegesellschaft unter lebhaftem Klappern, schwebt noch eine kurze Zeit über der Heimat, als gälte es, einen letzten Abschied von ihr zu nehmen, und zieht hierauf in südlicher Richtung davon. Unterwegs pflegt die Schar sich noch stetig zu verstärken; Naumann berichtet von Storchflügen, deren Anzahl sich auf zwei- bis fünftausend belaufen mochte, und Brehm beobachtete im Innern des schwarzen Erdteiles so zahlreiche Scharen dieser Stelzvögel, daß sie weite Flächen des Stromufers oder in der Steppe buchstäblich bedeckten und beim Auffliegen den Gesichtskreis erfüllten.

Der Kranich, der größte unter allen europäischen Vögeln, nistet zwar paarweise und duldet während dieser Zeit kein anderes Paar in der Nähe, später aber leben diese Vögel, die durch das Fortschreiten des Ackerbaues immer mehr verdrängt werden, mit anderen ihrer Art gesellig beisammen. Ihre Wanderzüge, die im Anfang des Oktober und zu Ende März stattfinden, vollziehen sich gleichfalls in zahlreichen Gesellschaften, die in hoher Luft dahinziehen, streng ihre bekannte Keilordnung innehaltend. Auch sie gesellen sich gleich den Störchen vor Antritt der Reise auf bestimmten Punkten, von denen sie sich zuletzt unter großem Geschrei erheben, um dann rastlos, Tag und Nacht reisend, ihrem Winterquartier zuzufliegen.

Gesellige Sumpfwater, die nicht nur mit ihresgleichen, sondern auch mit anderem Sumpfgevögel gern beisammen sind, sind die Reiher. Der Fischreiher führt kein nächtliches Leben, wie andere seines Geschlechts, sondern er ist ein echter Tagvogel, der abends den Gipfel eines Baumes oder Felsens aufsucht, um dort zu ruhen. Wo die Einsamkeit ausgedehnter Sümpfe und Marschen ihm genügende Sicherheit gewährleistet, da siedelt er sich gesellig an, oft zwanzig bis hundert Nester beisammen.

Solche „Reiherstände“ sind in Europa jetzt zur Seltenheit geworden, wurden aber im Mittelalter, solange die feudale Reiherbeize in Blüte stand, mit Vorliebe gehegt. Südungarn zum Beispiel hat noch heute zahlreiche Reihersiedelungen, und das Vogelleben eines ungarischen Sumpfes ist von einer Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit, die das gerechte Staunen eines jeden Besuchers erregt. Es ist ebenso durch die Anzahl der Einzelwesen, wie durch ihre Verschiedenheit in Gestalt und Farben ausgezeichnet.

Soweit sich die mannshohen Rohrstengel in gleichmäßigem Einerlei erstrecken, herrscht buntes Treiben, nicht minder auf den hier und dort emporragenden Pappeln und Weiden. Kleine Silberreiher fliegen ab und zu, um



Perlhühner.

sich trockenes Reisig zum Nestbau zu holen, und gelbe Schopfreiher huschen unhörbar durch die Luft. Unter gellendem Geschrei machen sich Nachtreiher um ihre Brut zu schaffen, vorsichtig fliegt der Fischreiher seinem auf einer großen Weide errichteten Neste zu, und nicht selten stehen bis zu zwanzig Reiherarten auf einem einzigen Baume. Löffelreiher und Ibis, Seeschwalben, Zwergscharben, Möwen, Pelikane, Gänse, Enten und Nebelkrähen fliegen und lärmen durcheinander, so daß ein wahrhaft betäubendes Gewirr entsteht. Plötzlich wird alles wie auf ein Machtgebot stumm: ein Raubvogel hat sich gezeigt, aber kaum ist die Gefahr vorüber, so hebt die Siedelung ihr ohrbetäubendes Geschrei von neuem an. Wenn man einen

Schuß in ein solches Rohrdickicht hinein abgiebt, so kann man am besten erkennen, wie zahllos und mannigfaltig die Vogelwelt ist, die in einem solchen ungarischen Sumpfe haust. Unter Kreischen erheben sich die erschreckten Reiher, unter scharfem Krächzen die Krähen, und unwillig knarrend verlassen auch die Scharben ihre Horste. Von allen Seiten und in den verschiedensten Tönen schallt, schreit und gellt es; Tausende von Vögeln in allen Größen und Farben stieben in dichten Wolken aus ihren Verstecken auf, angstvoll durcheinander wirbelnd.

Nachdem wir eben einer ganzen Reihe von Zugvögeln Erwähnung gethan haben, die bei des Winters Annäherung den wärmeren Süden aufsuchen, wollen wir nun diese Auswanderer auch einmal in der Fremde betrachten. Auch dort finden wir sie zu großen Gesellschaften vereinigt, und selbst solche Arten, die daheim wenig Sinn für Geselligkeit bethätigen, vertragen sich im Süden gut mit anderen, wenngleich nur auf kurze Zeit. Erschien uns schon ein südungarischer Sumpf als hochinteressanter Schauplatz des buntesten Vogellebens, so spottet die Mannigfaltigkeit des letzteren in einem tropischen Sumpfe, nachdem sich die nordlichen Gäste dort eingestellt haben, jeglicher Beschreibung. Das Wasser bedecken zahllose Scharen von Enten, Gänsen, Möwen, Pelikanen, Scharben, Seeschwalben und Reihern verschiedenster Art, soweit das Auge des Beschauers reicht. An den Ufern und im Röhricht wimmelt es von Rohrdommeln, Regenpfeifern, Strand- und Uferläufern, Eisvögeln, Kiebitzen und Schnepfen, während Pieper, Rohrsänger und Blaukehlchen das Ufergebüsch beleben. Auch an Raubvögeln aller Art fehlt es nicht, die dicht über dem Wasser dahinstreichen, das ihnen so reichliche Nahrung bietet. Ohne Unterlaß währt den ganzen Tag hindurch das Kreischen, Schnattern, Trommeln und Pfeifen, und sind endlich die Schreier des Tages zur Ruhe gegangen, dann beginnen die Nachtreiher mit den Schakalen um die Wette zu krächzen, und ihnen antwortet alles übrige Getier des Sumpfes, das den Tag verträumte und nun sich reckt und lebendig wird.

Um ein Gegenstück zu diesem Vogelleben in den Tropen zu finden, versetzen wir unsere Leser zum Schluß in den hohen Norden und führen ihnen einen der skandinavischen oder lappländischen Vogelberge vor, die bald mit Eidergänsen, bald mit Möwen der verschiedensten Art, mit Lummen, Alken, Lunden und Scharben besetzt sind. Wer einen solchen Vogelberg im März oder April besucht, sieht dort Hunderttausende von Vögeln, wie in Reihen geordnet, dicht bei einander auf den Felsvorsprüngen sitzen, während andere Scharen ab und zu fliegen. Die leuchtendweiße Brust der sitzenden Lummen ist weithin sichtbar. An dem engsten Plätzchen sich genügen lassend, sitzen die Paare beisammen und schnäbeln sich. Gemeinsam fliegen sie dem Meere zu, um zu fischen, und kommen ebenso wieder paarweise zum

Neste zurück. Das Weibchen legt nur ein einziges Ei, bei dessen Bebrütung nicht nur die beiden Gatten abwechseln, sondern es finden sich auf allen Vogelbergen auch noch gutmütige überzählige Männchen, welche sich mit sichtlichem Vergnügen daran beteiligen. Nach dreißig- bis fünfunddreißigtägiger Brutzeit kriechen die Jungen aus, und nach Monatsfrist sind sie befiedert. Dann sieht man die anfänglich noch furchtsamen Tierchen unter Leitung der Alten sich von den Felsen ins Wasser stürzen und gruppenweise im Meere Schwimm- und Tauchunterricht nehmen.

Das Liebesgefühl, das sich mit dem ersten Aufleuchten der Sonne in den nordischen Seevögeln regt, treibt sie um jene Zeit dem Lande zu, und zwar immer nach jenem Vogelberge oder der sonstigen Stätte, wo sie selbst zuerst das Licht der Welt erblickten. Es ist, wie Brehm sehr treffend bemerkt, ein tiefergreifender Zug, daß außer diesem freudigen Gefühl der allenzlich neu erwachenden Liebe nur noch eine Ursache alle eigentlichen Seevögel zum Besuche des Landes zu bewegen vermag: die Ahnung des nahenden Todes. „Wenn inmitten des eisigen Winters, nachdem jene Brutstätten seit Monaten verödet lagen, ein Seevogel den Tod im Herzen fühlt, dann eilt er, solange seine Kräfte nicht versagen, womöglich derselben Stätte zu, um da zu sterben, wo seine Wiege stand."

Eine fürstliche Jerusalemfahrt.

Skizze aus alter Zeit. Von Felix Lilla.

Zu Anfang des Jahres 1476 beschloß der sächsische Herzog Albrecht der Herzhafte, so genannt wegen seiner Tapferkeit, eine Reise nach Palästina zu unternehmen, wie schon manche seiner Vorfahren das früher auch so gehalten hatten, so zuletzt noch 1461 Herzog Wilhelm von Sachsen, der sich in Jerusalem zum „Ritter des heiligen Grabes" hatte ernennen lassen.

Bis zum März wurde man fertig mit den umständlichen Vorbereitungen zur Reise. Während derselben beabsichtigte der Herzog ein gewisses Inkognito zu bewahren. Er befahl, daß man ihn nach seinem Geburtsorte „Albrecht von Grimma" nennen solle. Doch wurde, wie es scheint, dies Inkognito später wenig oder gar nicht beachtet, da man dem hohen Reisenden fast überall die Ehren erwies, die seinem Range gebührten.

Einige vornehme Herren hatten sich ihm als Reisebegleiter angeschlossen: nämlich Fürst Siegmund zu Anhalt, Graf Wilhelm von Henneberg, Graf Ernst von Mansfeld, Graf Günther zu Schwarzburg und noch mehrere andere.

Dazu noch etliche geringere Edelleute und Junker, ferner ein Rentmeister, ein Rechtsgelehrter, ein Arzt und endlich ein großer Troß von Dienern, Köchen, Reitknechten und Pferdewartern. Die Reisegesellschaft bestand insgesamt aus 119 Personen.

Am 8. März verabschiedete sich der Herzog zu Altenburg von seiner Mutter und vier Tage später zu Weimar von seinem Onkel, Herzog Wilhelm, dem „Ritter des heiligen Grabes", der ja schon in Jerusalem gewesen war und also dem Neffen manchen guten Rat mit auf den Weg geben konnte.

Über Bamberg und Nürnberg reiste Herzog Albrecht mit seinem zahlreichen Gefolge zunächst nach München, wo der Herzog von Bayern ihm einen glänzenden Empfang bereitete, bei dem die allerschönste Musik gehört wurde. Denn dieser Bayernherzog war, wie der alte Bericht meldet, dem wir folgen, ein großer Freund der edlen Tonkunst und hatte beständig in seinem Dienste viele geschickte Musiker, Sänger, Organisten, Lautenisten und sonstige Spielleute. Zu Ehren des hohen Gastes wollte man ein prächtiges Turnier veranstalten. Der Bayernherzog sagte, es würde ihm eine besondere Lust sein, mit einem solchen tapferen Herrn, welcher den Beinamen der „Herzhafte" führe, eine Lanze oder deren zwei zu brechen. Herzog Albrecht verbat sich jedoch dies Vergnügen mit der Begründung, er könne sich nur wenige Tage in München aufhalten, zudem befinde er sich gewissermaßen auf einer Wallfahrt, da sei er nicht recht zum Lanzenbrechen und anderen ritterlichen Ergötzlichkeiten aufgelegt.

In der That wurde nach kurzem Aufenthalte die Reise fortgesetzt über Innsbruck nach Trient. In erstgenannter Stadt ereignete sich der erste ernste Reiseunfall. Junker Kaspar v. Rockenberg erlag, als er neben dem Herzog die Hauptstraße der Stadt durchritt, einem Schlaganfall und stürzte tot vom Pferde. In Trient waren die Reisenden „mit sonderlicher Gemütsbewegung" Augenzeugen einer schauerlichen, dreifachen Hinrichtung. Es wurden auf öffentlichem Marktplatze drei Frauen als Hexen lebendig verbrannt, nachdem man zuvor durch gräßliche Martern Geständnisse von ihnen erpreßt hatte.

Über Verona, Mantua, Bologna, Florenz reiste der Herzog weiter und kam am 21. April in Rom an, wo er neun Tage verweilte. Der Papst, viele Kardinäle und Bischöfe, sowie römische Fürsten und andere vornehme Herren erwiesen ihm und seinen Begleitern jede erdenkliche Höflichkeit und Ehre.

Hierauf wurde die Reise wieder nach Norden gerichtet, nämlich nach Venedig, wo die Einschiffung erfolgen sollte. Die Pferde wurden einstweilen auf dem venetianischen Festlande unter sicherer Obhut zurückgelassen.

Mit einem erfahrenen Schiffsführer, dem Eigentümer einer gut eingerichteten großen Galeere, wurde ein Kontrakt abgeschlossen. Für vier-

tausend venetianische Dukaten sollte der Schiffer die Reisenden nach Jaffa und später von da nach Venedig zurückbringen. Die Beköstigung war aber nicht mit eingeschlossen, diese sollte Herzog Albrecht für sich und seine Reisegefährten durch seine eigenen Köche und Proviantmeister besorgen lassen.

Es wurde also eine ungeheure Menge Proviant angekauft: gesalzenes Fleisch, gesalzene und geräucherte Fische, Speckseiten, Schinken, Würste, Butter, Käse, Mehl, Honig, Öl, Obst, Geflügel, Erbsen, Linsen, Essig, Zucker, Gewürze, Wein und noch sonst mancherlei, worüber die Rechnungen noch vorhanden sind. Doch kein Bier. Dies Getränk fehlt in dem langen Proviantverzeichnis des alten Berichts völlig. Auch mußten die Reisenden sich eigene Betten anschaffen, die hundertneunzig Dukaten kosteten.

Der Herzog hatte gern einige von seinen besten Pferden mitgenommen, um in Jerusalem hoch zu Roß einreiten zu können. Allein der kundige Schiffsführer sagte ihm, daß dies unthunlich und auch ganz überflüssig sei. Es sei sehr schwierig, in Jaffa Pferde auszuschiffen, weil die nötigen Einrichtungen dazu fehlten; aber dort gäbe es große Eselställe, wo für mäßigen Preis eine genügende Anzahl Esel gemietet werden konnten für den Ritt nach Jerusalem. Die dortigen Esel seien sehr starke, muntere und flinke Tiere, viel besser dort zu gebrauchen als Pferde. Er wisse das genau, denn er habe mehrmals schon vornehme Wallfahrer nach Jaffa gebracht.

Diesen Gründen mußte der Herzog sich fügen. Die Pferde wurden also zurückgelassen mit dem dazu gehörigen Personal, wodurch die Reisegesellschaft erheblich verringert wurde.

Am 24. Mai ging die Galeere in See. Die Fahrt auf dem Adriatischen Meer war ebenso langweilig wie langwierig. Am 22. Juni wurde die Insel Rhodos erreicht, wo die Reisenden sich acht Tage aufhielten.

Die Insel war damals im Besitze der Ritter des Johanniterordens. Vom Großmeister des Ordens wurde der Herzog sehr ehrenvoll aufgenommen und gastfrei bewirtet. Sie trafen da auch einen biederen deutschen Gastwirt und speziellen Landsmann, Namens Herrmann, der aus Weimar stammte. Als Diener eines deutschen Ordensritters war er nach Rhodos gekommen und dort geblieben. Er hatte eine Griechin geheiratet und es erging ihm sehr gut. Der Herzog bot ihm an, ihn mit in die Heimat zurückzunehmen, doch der Wirt blieb lieber auf dem schönen Rhodos.

Die kriegskundigen sächsischen Herren betrachteten unter Führung der Johanniterritter mit vielem Interesse die starken Festungswerke des Hafens und der Stadt; sie meinten, dieselben seien so unüberwindlich, daß sie von den Türken niemals würden erstürmt und erobert werden können. Darin täuschten sie sich freilich. Denn später — 1522 — wurde Rhodos von den Türken unter Sultan Soliman II. nach längerer Belagerung erobert, und die Johanniterritter, welche das Blutbad überlebten und nach der Übergabe

freien Abzug erhielten, mußten sich nach Malta begeben. Von der Zeit an nannten sie sich dann Malteserritter.

Von Rhodos segelte die Galeere nach Cypern. Auf dieser schönen Insel wurden unsere Reisenden von der liebenswürdigen Königin außerordentlich freundlich empfangen und herrlich bewirtet. Die Weiterreise fand erst nach drei Wochen statt, und bald wurde der nahe Hafen von Jaffa erreicht, wo die Ausschiffung mit einiger Schwierigkeit vor sich ging.

Der Schiffsführer hatte recht gehabt. Esel standen in der Stadt in Menge zur Verfügung, und es waren starke und flinke Tiere. Die nötige Anzahl wurde ohne Schwierigkeiten gemietet.

Darauf machte sich die Gesellschaft auf den Weg — sämtliche Teilnehmer auf Eseln reitend und bis an die Zähne bewaffnet, denn das Reisen war damals im Heiligen Lande sehr gefährlich, und kein Mensch auf den schlechten Landstraßen seines Lebens und Eigentums sicher.

Am 30. Juli nachmittags um vier Uhr zog Herzog Albrecht mit seinem Gefolge in Jerusalem ein.

Die Herbergen, in welche eingekehrt wurde, erwiesen sich als erträglich. Es war aber alles sehr teuer, und auch viel lästiges Ungeziefer vorhanden.

Am folgenden Tage empfingen alle das heilige Abendmahl. Dann schlug der Herzog feierlich eine Anzahl seiner Junker zu Rittern. Er selbst ließ sich zum „Ritter des heiligen Grabes“ ernennen.

Elf Tage verweilten unsere Reisenden in Jerusalem, besuchten alle geweihten Stätten in der Stadt und in deren Umgebung, sowie auch Bethlehem. Am 10. August zogen sie dann wieder zurück nach Jaffa, hatten aber unterwegs noch ein schlimmes Abenteuer zu bestehen.

Sie wurden nämlich von einer zahlreichen Räuberbande angegriffen, gegen die sie sich jedoch tapfer zur Wehre setzten. Es gelang ihnen auch nach langem und hartem Kampfe, die Räuber in die Flucht zu schlagen, nachdem sie viele von ihnen getötet und verwundet hatten. Aber auch sie selbst hatten einige schwer und noch mehr leicht Verwundete.

Gleich nach der Ankunft in Jaffa starb einer davon, der auf dem Friedhofe der Stadt begraben wurde.

Sie schifften sich dann wieder auf der Galeere ein, die unterdessen im Hafen auf sie gewartet hatte.

Unterwegs starben noch einige von den Verwundeten. Deshalb wurde wieder auf Rhodos gelandet, um dort die Toten zur letzten Ruhe im Schoß der Erde zu betten.

Dann segelte die Galeere weiter. Während der nächsten Tage starben noch etliche von den Verwundeten, deren Leichen, weil eingetretener stürmischer Witterung wegen nirgends gelandet werden konnte, ins Wasser geworfen wurden, wie kurzweg der Bericht meldet.



Holländisches Sommer-Idyll.

Der Sturm nahm zu an Gewalt, und die Galeere schien zwischen den schäumenden Wellenbergen häufig dem Untergange nahe zu sein. Weit aus dem Kurs wurde sie verschlagen, und der Wind blieb lange Zeit so ungünstig, daß erst am 29. September, nachdem wieder gutes Wetter eingetreten war, Korfu in Sicht kam. Dann aber blies glücklicherweise der Wind dauernd so günstig, daß schon am 5. Oktober Venedig erreicht wurde.

Die zurückgelassenen Pferde fanden sich unter sorgsamer Obhut im besten Zustande vor. So machte man sich denn nach einem kurzen Aufenthalte in der Lagunenstadt auf den Heimweg, und zwar über Villach zunächst nach Wien, wo bei Hofe zu Ehren des Herzogs viele Festlichkeiten stattfanden, die bis tief in den November hinein dauerten.

Dann reiste die Gesellschaft weiter und kam endlich nach Zwickau, wo Herzog Albrecht von seinem Bruder, dem Kurfürsten Ernst, mit aller Herzlichkeit empfangen wurde; darauf nach Dresden, wo am 5. Dezember unter feierlichem Glockengeläute der Einzug unserer zurückgekehrten Reisenden erfolgte. Die Reise hatte neun Monate gedauert.

— — — — — — — — — — — — — — —

Man erkennt aus vorstehender Schilderung, daß eine Reise nach dem Heiligen Lande vor vierhundert Jahren mit mancherlei Gefahren und Beschwerlichkeiten verbunden war. Wer damals auf einer solchen Reise von der Pest oder einer anderen schweren Krankheit befallen wurde, der war in der Regel dem Tode geweiht. Auch die Korsaren der Barbareskenstaaten waren zu fürchten. Viele Schiffe wurden von ihnen gekapert, die gefangenen Reisenden nach der afrikanischen Küste gebracht und als Sklaven an die Mauren verkauft. Die tapferen Ritter des Johanniterordens, zuerst auf Rhodos, dann auf Malta, vermochten trotz ihres Eifers mit ihren Kriegsschiffen doch niemals dem Unwesen der maurischen Korsaren gründlich zu steuern; noch heute treiben die marokkanischen Riffpiraten ihr Unwesen.

Begräbnisbräuche der Urbewohner Europas.

Von Eduard Grosse.

Die liebevolle Verehrung, welche wir gegen unsere Toten hegen, war bereits den vorgeschichtlichen Bewohnern Europas eigen und läßt sich an den Grabstätten und Begräbnisbräuchen bis in einen weitentlegenen Zeitraum verfolgen. Ob in jener weitentlegenen Zeit die Urmenschen be-

reits eine ähnliche Verehrung gegen ihre Toten hegten, ist nicht zu sagen und kann sogar mit einigem Grunde bezweifelt werden. Da alle Forschungen zu der Annahme führen, daß die Menschen bei ihrem ersten Auftreten in Europa geistig tief standen, so dürfen wir kaum erwarten, bei den ältesten Steinzeitmenschen ausgeprägte Begräbnisbräuche oder einen religiösen Totenkultus vorzufinden.

Gehen wir indessen aus dieser grauesten Vorzeit in die immer noch nebelhafte jüngere Steinzeit über, so stoßen wir bereits auf unzweideutige Zeugen der Leichenbestattung. Zunächst in verschiedenen Höhlenfunden, welche aus Skeletten bestehen, die von Menschen herstammen, welche in den Höhlen ihren Begräbnisplatz fanden. Noch später finden wir künstliche Grabstatten, von Menschenhand aufgeworfene Hügel, die unter dem Namen

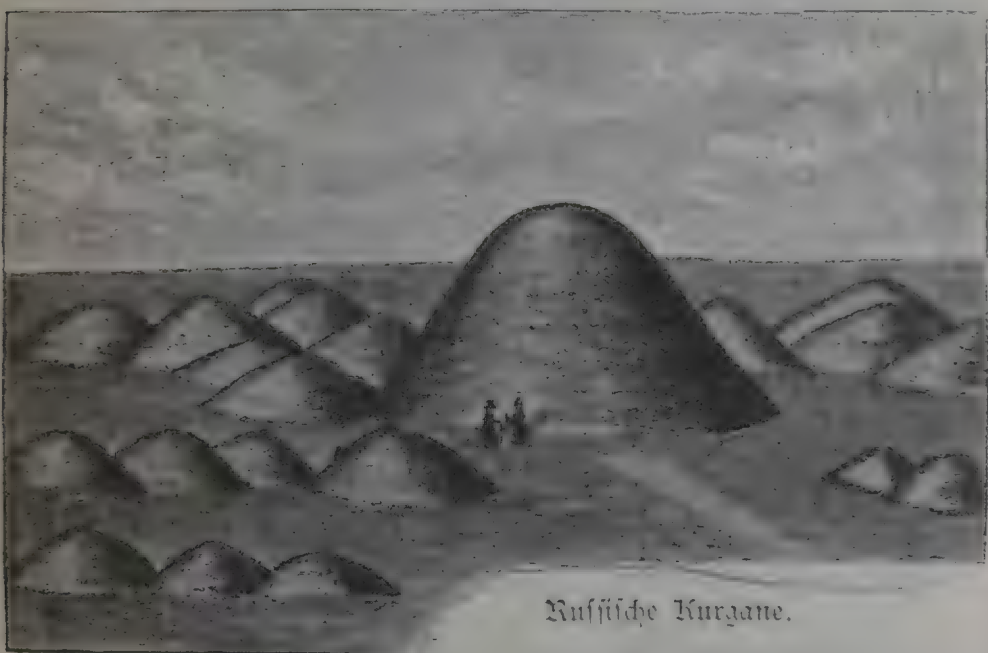


Steinkreis, zu einem Grabe gehörend.

„Riesengräber", „Hünengräber", „Tumuli" oder „Kurgane" ziemlich allgemein bekannt sind. Dieser Grabstätten giebt es eine Unzahl. Europa, ein Teil Asiens, Teile Amerikas und Afrikas sind mit ihnen übersät. Viele derselben sind noch als Grabhügel erkenntlich, noch mehrere sind durch den Pflug und die Hacke des Landmanns umgewühlt und dem Erdboden gleich gemacht. Der Landmann selbst ahnt nicht, daß er mit seiner Pflugschar Furchen über zerfallene Gräber, über uralte Totenurnen, über ganze Begräbnisplätze zieht, und nur dann und wann führt der Zufall zur Entdeckung einiger jener vorhistorischen Gräber.

Die noch erhaltenen Hügel sind meist klein oder doch mäßig hoch, oft mit einem Kreise aufrechtstehender Steine umgeben, die mit den Enden in die Erde gesetzt sind und die rundliche Begräbnisstätte einschließen, wie

dies gegenüberstehende Abbildung eines Steinkreises erkennen läßt. Daneben giebt es aber auch Grabhügel, die eine erstaunliche Höhe erreichen und gleich niedrigen Bergen bis zu zweihundert Fuß in die Luft ragen, zum Beispiel die großen Grabhügel bei Upsala, der Grabhügel bei Silbury Hill in Großbritannien, welcher hundertundsiebenzig Fuß hoch ist, sowie noch andere. Und unter den Hügeln ruhen die Gebeine von Menschen, die in einer Zeit lebten, von welcher uns keine Chronik, kein geschriebenes Wort Nachricht giebt, von welcher wir nicht viel wissen würden, redeten nicht uralte Bauten, übriggebliebene Geräte und besonders die Gräber, ihr Inhalt und die Toten selbst zu uns. Die Archäologen graben die Gebeine und beigegebenen Waffen, Werkzeuge und Geräte aus und bilden sich nach dem Grab-

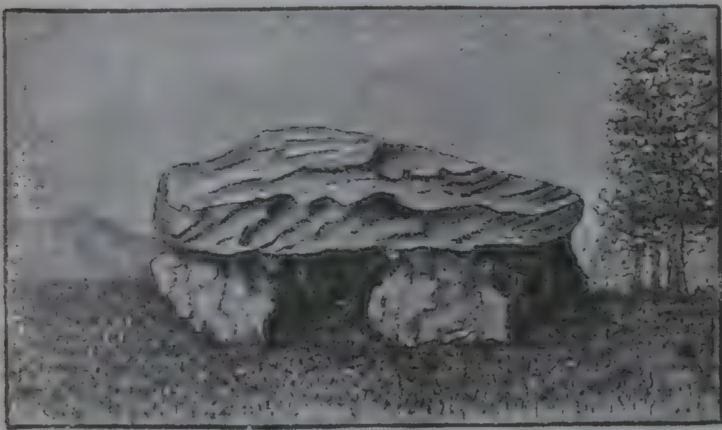


Russische Kurgane.

inhalte ein Urteil über Sitten und Leben der Urbewohner Europas. Hätten also die vorgeschichtlichen Menschen ihre Toten nicht pietätsvoll begraben und ihnen nicht Waffen und Hausgeräte mitgegeben, so würde unsere Kenntnis von der vorhistorischen Zeit ohne Zweifel lückenhafter sein, da gerade die Gräber Hauptfundstätten sind und sichere Spuren vom einstigen Leben in ihren Tiefen bergen. Ihre Heiligkeit und die Pietät, welche selbst rohe Völker von der Zerstörung der Grabstätten abgehalten, bewahrte sie vor Vernichtung und ließ ihren Inhalt unberührt auf unsere Zeit kommen.

Die Sitte und Art des Bestattens der Toten ist ohne Zweifel auf die jeweilige Religionsanschauung, den jeweiligen Unsterblichkeitsglauben der Lebenden zurückzuführen. Das eine Volk begrabt seine Toten, das andere

verbrennt sie zu Asche, ein drittes läßt sie von Tieren verzehren, und jedes begründet die Ursache seiner Handlungsweise in seiner religiösen Anschauung. Alle Völker, die eine Auferstehung des Leibes nach dem Tode glauben, werden besorgt sein, die Gestorbenen möglichst unbeschädigt einzugraben und im Grabe zu erhalten. Die alten Ägypter gingen bekanntlich in ihrer Sorge um die Erhaltung des Körpers am weitesten, sie balsamierten die Toten ein und bestatteten sie in möglichst sicher gelegenen Räumen. Völker, welche keine Auferstehung glauben, welche annehmen, daß sich nach dem Tode die Seele vom Körper trennt und nur der geistige Teil des Menschen zum Fortleben bestimmt ist, werden ihre Toten unbedenklich verbrennen. In diesen Vorstellungen vom Fortleben nach dem Tode haben wir vielfach die Ursache der üblichen Begräbnisbräuche zu suchen, sie erklären uns manches, was sonst unerklärlich sein würde, sie gestatten uns auch einige Schlüsse auf die Religionsanschauungen der Menschen, welche Europa in der vorgeschichtlichen Zeit bewohnten.

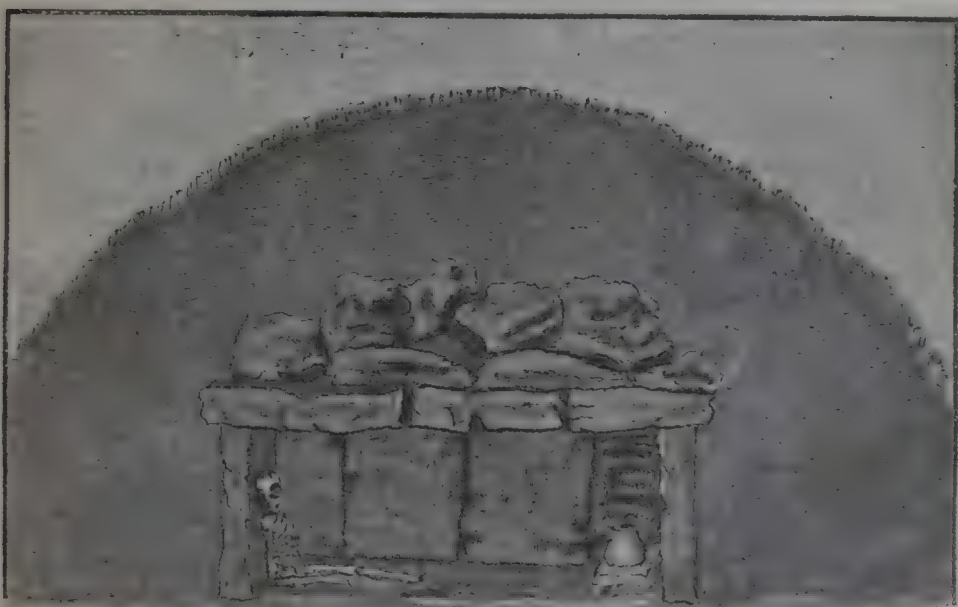


Dolmen.

Unter vorgeschichtlicher Zeit versteht man jenen Zeitraum, der tiefer in die Vergangenheit zurückreicht als die Begebenheiten der Weltgeschichte, von dem also keine schriftlichen Überlieferungen mehr erzählen. Mit bestimmten Jahreszahlen kann in jener nebelhaften Vergangenheit natürlich nicht gerechnet werden, man zieht nur noch Grenzlinien, welche große Zeiträume bestimmen, und spricht demnach von einer Bronzezeit, in welcher man noch kein Eisen kannte und an Stelle desselben Bronzegegenstände benutzte, und von einer Steinzeit, in welcher auch die Bronze unbekannt war und Waffen und Werkzeuge aus harten Steinarten gefertigt wurden. Daß die aus Steinen gefertigten Werkzeuge nicht annähernd so brauchbar und leistungsfähig sein konnten wie Metallwerkzeuge, liegt auf der Hand, und die Arbeiten, welche die Steinzeitmenschen mit ihnen verrichteten, erregen daher unser gerechtes Erstaunen.

Aus der ältesten Steinzeit sind bis jetzt noch keine eigentlichen Gräber mit aufgeschütteten Hügeln bekannt, dagegen kommen solche aus der jüngeren Steinzeit häufig vor. Dieselben haben verschiedene Größe, da sich die

Höhe und der Umfang des Grabhügels ohne Zweifel nach dem Stande und Rang richtete, den der Begrabene im Leben eingenommen hatte. Häuptlinge und angesehene Krieger wurden unter umfangreichen Hügeln begraben, unbedeutende Personen unter kleinen Hügeln, die sich oft kaum merklich über die Erde erheben. Allerdings ist zu berücksichtigen, daß wir die Grabhügel nicht mehr so vor uns haben, wie sie zur Zeit ihrer Aufschüttung aussahen; denn Sturm, Regen und Überschwemmungen machten in der langen Zeit ihren Einfluß geltend und trugen von den Hügeln mehr oder weniger Erdreich ab. Ferner wurden manche Hügel wiederholt als Begräbnisplatz benutzt, jüngere Generationen setzten darin ihre Leichen bei und schütteten dabei nochmals Erde auf, und so kommt es vor, daß in einem



Durchschnitt eines Grabhügels aus der Steinzeit.

Grabhügel zu oberst oder an der Seite eine Leiche aus der Bronzezeit und auf dem Boden eine solche aus der Steinzeit beerdigt ist.

Vertiefte Gräber nach jetzigem Brauch machte man früher in der Regel nicht, sondern man legte oder setzte die Leiche auf die Erdoberfläche, umbaute sie mit Steinen und schüttete dann einen Hügel über dieselbe auf. Ebenso benutzte man keine Särge aus Holz, deren Anfertigung selbst in der roheſten Weise den Steinzeitmenschen mit ihren primitiven Werkzeugen wohl auch kaum möglich gewesen sein würde. Man begreift schon kaum, wie sie es ermöglichten, ohne Winden die schweren Steinblöcke zu heben und ohne Hacke und Schaufel die mächtigen Grabhügel aufzuschütten. Diese Arbeit ist ohne Zweifel von ganzen Stämmen verrichtet worden, und Hun-

derte von Händen waren thätig, die Erde und Steine herbeizuschleppen und auf den Grabhügel zu häufen. Je einflußreicher und berühmter der Verstorbene war, desto mehr Leidtragende und Neugierige fanden sich zum Begräbnis ein, wie dies noch heute der Fall ist. Die nächsten Verwandten statteten wahrscheinlich die Leiche aus, sie gaben ihr die gewünschte Stellung auf dem zum Grabe bestimmten Platz, erbauten aus Steinen den Dolmen oder die Grabkammer, und dann begann, wie die vielen Knochen und Kohlenspuren beweisen, der Leichenschmaus, an dem wahrscheinlich alle Anwesenden teilnahmen. War der Schmaus beendet, so machten sich die Anwesenden an das Aufschütten des Hügels; jeder schleppte Erde herbei, und je zahlreicher die Gesellschaft war, desto höher wurde der Hügel aufgeschüttet,



Grabhügel aus der Steinzeit mit zwei Gängen und Kammern.

Grundriß der Grabkammern.

da viele Hände auch viel leisten konnten. In einigen großen Grabhügeln ist die Erde augenscheinlich mit Wasser begossen und dann festgestampft worden. Beim Öffnen zeigte sie sich fest wie Stein und mußte mit Brechstangen abgesprengt werden. Das ist besonders bei jüngeren russischen Kurganen der Fall, von denen unsere Abbildung einen großen mit umliegenden kleinen zeigt. Der große Kurgan enthielt vierzehn Skelette, viele Schmucksachen und Waffen und hatte eine Höhe von fünfunddreißig Fuß, einen großen Durchmesser von siebenzig und einen kleinen Durchmesser von sechsunddreißig Fuß.

Den Verstorbenen gab man, wie dies noch jetzt bei wilden Stämmen üblich ist, alles mit ins Grab, was ihnen im Leben wert und lieb gewesen

war. Den Mann begrub man mit seinen Waffen, die Frau mit ihrem Schmuck, auch setzte man zuweilen noch einige Gefäße mit Lebensmitteln in das Grab, wahrscheinlich in der Voraussetzung, daß dieselben dem Verstorbenen auf seiner Reise in das Jenseits nützlich sein würden. Verschiedene Anzeichen deuten darauf hin, daß mitunter dem verstorbenen Krieger sein Reitpferd, selbst Sklaven, vielleicht auch die Lieblingsfrau geopfert und mit in das Grab gegeben wurde. Oft findet sich in großen Grabhügeln, in welchen reiche, hochstehende Personen beerdigt sind, eine reiche Ausbeute an Schmucksachen, besonders in Hügeln, die aus der Eisenzeit stammen. So

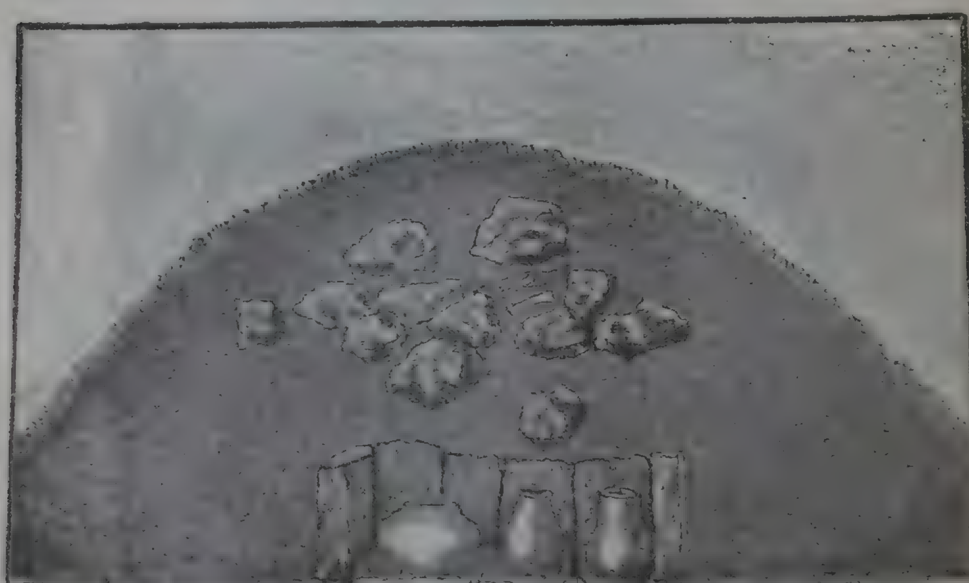


Der Ausgang einer Grabkammer.

fand man zum Beispiel in dem großen Grabhügel Kouloba unweit Kertsch das Skelett eines vornehmen Mannes sowie die Gebeine seiner Frau, seines Dieners und eines Pferdes, daneben eine große Anzahl wertvoller Waffen, Gold- und Schmucksachen. Unter diesem Grabe lag ein zweites, welches noch mehr Wertsachen enthielt und dem angeblich goldene Kostbarkeiten im Gewicht von hundertundzwanzig Pfund entnommen wurden.

Die meisten Gräber, die aus der Steinzeit stammen, enthalten unverbrannte Leichen, die überwiegend in sitzender oder hockender Stellung beerdigt sind. In manchen Gräbern befindet sich nur ein Skelett, in anderen

Grabhügeln, besonders den geräumigen, aus Steinen erbauten Ganggräbern, trifft man die Überreste mehrerer Steinzeitmenschen an. Diese hocken dann, mit dem Rücken angelehnt, längs den Wänden der Steinkammer, die Knie gegen die Brust gezogen, die Ellenbogen auf die Knie gestützt, mit den Händen das Gesicht bedeckend. Neben ihnen liegen Steinwaffen, Schmucksachen aus Knochen, mitunter stehen auch irdene Geschirre aus ungebranntem Thon auf dem Boden, die wahrscheinlich ursprünglich mit Lebensmitteln gefüllt waren. Metallgegenstände fehlen in diesen Gräbern natürlich gänzlich, da diese — wie schon erwähnt — in der uralten Steinzeit noch nicht bekannt waren. Nun ist man der Meinung, daß die eigentümliche hockende Stellung den Leichen durch eine umständliche Behandlung, durch Entfernen



Durchschnitt eines Grabes aus der Bronzezeit.

aller Fleischteile und sorgfältiges Trocknen der am Skelett verbliebenen Gelenkbänder gegeben sei. Man nimmt an, das Fleisch sei durch Abschälen, vielleicht auch durch Kochen von den Knochen entfernt worden, und mit diesem abscheulichen Brauch haben unsere Urvorfahren vielleicht den noch abscheulicheren verbunden, das Fleisch ihrer Väter und Verwandten mit Schaffleisch vermischt beim Leichenschmaus zu verzehren, geleitet von dem Aberglauben, damit die guten Eigenschaften des Toten ihrem eigenen Körper einzuverleiben. Vervollständigt man diese Leichenbehandlung noch durch die dargebrachten blutigen Opfer, unter denen allen Anzeichen nach auch Menschenopfer vorkamen, so erhält man ein grauenhaftes Bild von den Begräbnisbräuchen der Steinzeitmenschen.

Man hat viele Grabhügel aus der Steinzeit geöffnet und das Innere

derselben untersucht. Meist findet man die noch vorhandenen, aber dem Verfall nahen Gebeine der Begrabenen von mächtigen Steinen umgeben, die entweder kastenartig, oder gegeneinander geneigt, oder auch in Form einer umfangreichen Grabkammer aufgestellt sind. Die Steinblöcke haben in der Regel ein bedeutendes Gewicht, so daß nicht selten acht bis zehn Mann an einem solchen Steine zu tragen haben, woher auch der volkstümliche Name Riesen- oder Hünengräber seinen Ursprung hat.

Die einfachsten Steingräber sind die sogenannten „Dolmen“, welche hauptsächlich im nordwestlichen Europa, weniger dagegen im östlichen angetroffen werden. Sie bestehen aus mächtigen, unbehauenen Blöcken, von denen einige aufrecht stehende als Stütze dienen und ein großer, darüber gelegter Stein die Decke bildet. Viele dieser Dolmen stehen jetzt frei auf der Erdoberfläche, doch ist man der Meinung, daß sie ursprünglich alle mit wenigen Ausnahmen mit einem Erdhügel überschüttet waren, die Erde jedoch im Laufe der langen Zeit durch Wasser fortgeschwemmt wurde. Neben den Dolmen findet man auch regelrechter gebaute Steinkisten oder Kammern, die fast immer mit Erde bedeckt sind und in denen das Skelett, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, ähnlich hockt, wie oben beschrieben, oder auch so sitzt, wie dies unser bildlich dargestellter Durchschnitt eines Grabhügels aus der Steinzeit erkennen läßt. — Die wichtigsten und meistbesprochenen Gräber aus der Steinzeit sind die sogenannten „Ganggräber“. Dieselben bestehen aus Grabhügeln, welche in ihrem Innern eine oder auch mitunter zwei größere Steinkammern bergen, die mit einem schmalen, aus unbehauenen Steinen erbauten Gange in Verbindung stehen, welcher von der Kammer aus nach der Außenseite des Grabhügels führt. Die Öffnung des Ganges ist stets in südlicher oder östlicher Richtung, und von hier aus gelangt man, wenn die Gangöffnung durch Abgraben der aufgeschütteten Erde freigelegt ist, in das Innere des Grab-



Durchschnitt eines Grabes aus der Bronzezeit.

hügels nach der Kammer, in welcher die Verstorbenen sitzend oder hockend bestattet wurden. Einen Grabhügel mit zwei Gängen und zwei Steinkammern, welcher von dänischen Archäologen geöffnet, beschrieben und mehrfach abgebildet wurde, zeigt unser Bild auf Seite 150. Der rechts unten befindliche Grundriß der Grabkammern läßt erkennen, wie die Gänge in die länglichen Kammern einmünden. Die Kammern sind in der Regel ziemlich geräumig, entweder viereckig oder länglichrund, besitzen einen Umfang von mitunter fünfzig Fuß und eine Höhe von nahezu Manneslänge. Daneben kommen aber auch kleinere Kammern vor. Die Wände bestehen aus mauerartig aufgestellten Steinblöcken, deren Zwischenräume an den



Freigelegtes Grab aus der Bronzezeit.

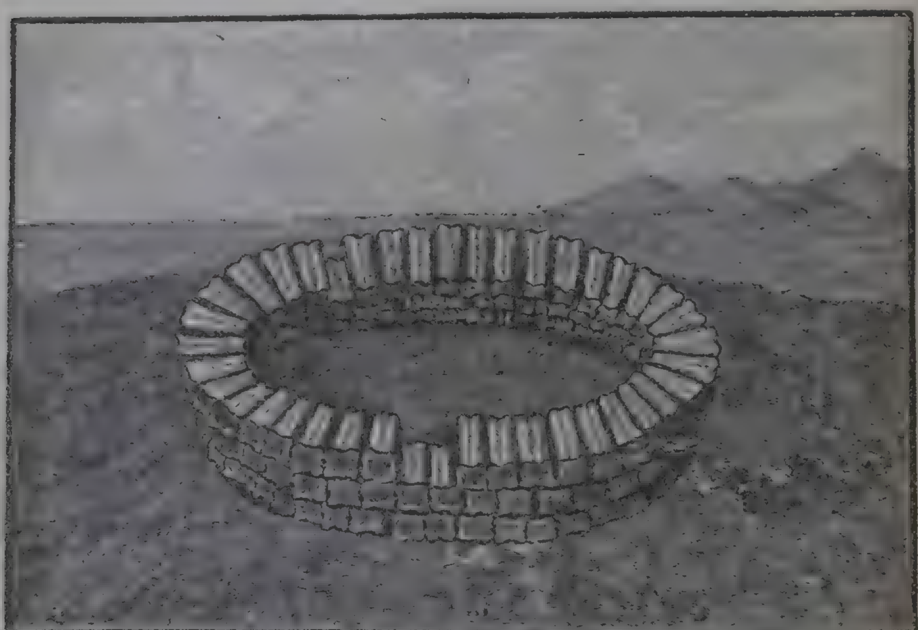
Verbindungsspalten mit kleinen Steinen ausgefüllt sind, und auch das Dach ist durch aufgelegte Steinplatten hergestellt. An der einen Seite befindet sich der durch aufrechtstehende Blöcke verengte Ausgang, von dem aus sich der schmale, durch zwei Mauern gebildete Gang nach außen zu fortsetzt. Unser Bild auf Seite 151 zeigt den Ausgang einer Grabkammer. Über der Kammer erhob sich ein länglicher Hügel von acht Fuß Höhe, dreihundertundsechsunddreißig Fuß Länge und vierzig bis fünfundsiebenzig Fuß Breite. In der Kammer fand man zwischen Kreidegeröll eine Anzahl Tierknochen, Feuersteinwerkzeuge, Thonscherben von anscheinend fünfzig Gefäßen und die Gebeine von vier Menschen.

Der Gang, welcher aus der Kammer führt, ist bei den meisten Ganggräbern einige Schritt lang und zeigt öfter in der Mitte die Spuren eines ehemaligen Thorwegs, so daß man annimmt, es habe sich in ihm eine Art Thür aus vorgestellten Steinen befunden. Im allgemeinen machen die Kammern mit ihren Gängen den Eindruck ehemaliger, roher Steinhütten. Ihr Grundriß hat große Ähnlichkeit mit dem einer lappländischen Hütte, und daher vermutet man, daß die Ganggräber, welche man meist in Nordwesteuropa findet, entweder eine Nachbildung der Wohnungen nordeuropäischer Steinzeitmenschen darstellen, oder daß wir in ihnen diese Wohnungen selbst vor uns haben. Noch heute verschließen einige Indianerstämme die Hütte, in welcher der Besitzer gestorben ist und auch zugleich begraben wird, und betreten sie niemals wieder. Ähnlich verfuhren wohl auch die vorgeschichtlichen Bewohner Nordeuropas und benutzten die Steinhütte zugleich als Grabmal des gestorbenen Besitzers. Die Leiche ward an die Wand gesetzt, alles Eigentum, welches dem Toten im Leben gehört hatte, in der Hütte gelassen und diese dann mit einem großen Erdhügel überschüttet. Starben weitere Mitglieder der Familie, so wurde der Gang wieder freigelegt und der Verstorbene zu dem bereits Begrabenen beigesetzt. Sollte diese Vermutung richtig sein, so hätten wir in den Ganggräbern zugleich die Wohnungen oder doch die Nachbildung der Wohnungen von Menschen vor uns, welche Europa zu einer Zeit besiedelten, als man noch keine Metallwerkzeuge kannte, als man sich notdürftig mit gespitzten und geschärften Feuersteinwerkzeugen behalf.

Zu Ende der Steinzeit, als man die Bronze kennen und bearbeiten lernte, kommen allmählich mehr Grabhügel vor, welche die Asche verbrannter Leichen enthalten, und es scheint, als wäre damals eine religiöse Wandlung vor sich gegangen. In der ersten Zeit des Auftretens der Bronze findet man noch öfter, in der späteren Bronzezeit aber nur noch selten in sitzender Stellung beerdigte Leichen, meist sind sie verbrannt, und nur die Asche ist in Urnen beigesetzt, neben welchen sich oft noch verschiedene Bronzegeräte vorfinden. Die Sitte der Leichenverbrennung kam wohl von Asien nach Europa und ist vielleicht auf das Eindringen östlicher Völkerschaften zurückzuführen.

Das Aussehen der äußeren Grabhügel blieb so ziemlich dasselbe, dagegen wurden die inneren Steinsetzungen in der Regel nicht mehr mit so riesigen Steinblöcken ausgeführt. War die Leiche verbrannt, so wurde die Asche nebst etwaigen Knochenüberresten gesammelt, beides in mehr oder minder schön gearbeitete Urnen aus ungebranntem Thon, oft auch nur in aufgebaute Steinkasten gethan, im ersteren Fall die Urnen mit Steinen umbaut und dann mit einem größeren oder kleineren Erdhügel überschüttet. Die Steine wurden, wie aus vorstehenden Bildern ersichtlich ist, teils in

viereckiger, teils in sechseckiger oder auch in runder Form um die Urnen herumgebaut, mitunter blieben sie auch weg, und die Urnen wurden unmittelbar mit Erde umschüttet. Meist findet man neben der großen Aschenurne noch kleine Gefäße mit Lebensmitteln, dazu auch Trink- und Räucherschalen und auf den Boden gelegte Bronzewaffen und Schmucksachen. In der späten Bronzezeit, welche sich der Eisenzeit nähert, nimmt die Zahl der Urnen zu, die Größe der Steinumrahmungen dagegen im allgemeinen ab. Vielfach liegen die Urnengräber nahe aneinander und bilden förmliche Begräbnisplätze, unter denen sich einige von großem Umfang befinden, deren Gräberzahl auf mehr als tausend geschätzt wird.



Ofen, vermutlich zur Leichenverbrennung dienend.

Das Verbrennen der Leichen geschah auf Öfen, welche aus Lehm oder Thon in Form langer, schmaler Erhöhungen erbaut waren und von denen sich oft Spuren in der Nähe von Urnengräbern befinden. Eine merkwürdige Art solcher Öfen, wahrscheinlich aus späterer Zeit stammend, entdeckte man im Sommer 1876 bei Kroszyna in Litauen. Dieselben sind aus rund gesetzten Hohlziegeln aufgebaut und zeigen in gut erhaltenen oder rekonstruiertem Zustande die ungefähre Gestalt, welche obenstehendes Bild wiedergiebt. Eine kolorierte Zeichnung der aufgefundenen Ofenbestandteile befindet sich im archäologischen Museum zu Krakau. In einem der Öfen wurden Pferdeknochen nebst Kohlen gefunden, und obgleich man über ihre Bestimmung noch nicht ganz klar ist, meint man doch annehmen zu können

daß sie zur Leichenverbrennung dienten, da sie von den bekannten Opferaltären in der Form gänzlich abweichen.

Die Sitte der Leichenverbrennung erhielt sich bis in späte Zeit, und noch Tacitus, der römische Geschichtsschreiber, erzählt von den Germanen, daß sie ihre Leichen zugleich mit den Waffen, mitunter auch dem Streitroß verbrannten und die Asche mit einem Grabhügel überschütteten. Mit dem allmählichen Aufhören der Bronzezeit und dem Anbruch des Eisenzeitalters mehren sich wieder die Gräber mit unverbrannten Leichenresten, die indes nicht mehr in hockender oder sitzender Stellung gefunden werden, sondern ausgestreckt auf dem Rücken liegend. Wie früher, so gab man den Toten auch jetzt noch Schmucksachen und Waffen bei, bestattete berühmte Krieger auch mit ihrem Streitrosse.

Eine der seltsamsten Leichenbestattungen ist diejenige des gewaltigen Gotenkönigs Alarich, welcher von seinen Kriegern im Flußbette des abgeleiteten und nach dem Grabschluß wieder zugeleiteten Busento mit allen seinen Waffen und mit seinem Lieblingspferde begraben wurde. Dieselbe bildete indessen eine Ausnahme. Meist schüttete man über der begrabenen Leiche genau wie früher je nach dem Stande einen größeren oder kleineren Grabhügel auf, der nicht selten zur Bestattung mehrerer Leichen benutzt wurde. Noch im achten Jahrhundert wurde König Harald Hildetand, welcher nach der Sage in der Schlacht von Braavalla gefallen war, auf seinen Streitwagen gelegt und mit demselben unter einem großen Grabhügel begraben. Alle Edlen warfen dem König zu Ehren ihren Schmuck und ihre Waffen in die Grabkammer, bevor diese überschüttet ward. Ebenso wurden der König Gorm und die Königin Thyra, welche um 950 zu Jellinge in Dänemark starben, unter Grabhügeln beerdigt. Auch der Brauch, alte Grabhügel durch wiederholtes Aufschütten als Begräbnisplätze Verstorbener zu benutzen, erstreckte sich noch bis in die Zeit Karls des Großen. Erst mit der Ausbreitung des Christentums wurde es üblich, die Leichen in Holz- oder Metallsärgen zu beerdigen und vertiefte Gräber nach heutiger Sitte herzustellen.

Bis zum Ziel.

Wenn Gottes Gnade dich mit ihren Gaben ziert,
So beuge dich demütig dankend vor dem HErrn;
Dann wirst auch dies du hoffen und bekennen gern,
Daß seine Treue dich noch zur Vollendung führt.

Syrischer Volksaberglaube.

Von P. Haak.

Wer einmal das Glück genießt, einige Zeit in Syrien, besonders am herrlichen Libanon zu leben, dem werden auch dank der großen Offenheit, mit der sich dort das Leben der Araber abspielt, bei fleißiger Beobachtung der syrischen Sitten und Gebräuche manche merkwürdige Züge des dortigen Aberglaubens entgegentreten. Von einem nahezu zweijährigen Aufenthalte in Syrien und Palästina habe ich einige Pröbchen orientalischen Aberglaubens mitgebracht, die ich hiermit in zwangloser Plauderei erzählen will.

In einer Familie, die aus den Eltern, einer Tochter und drei Söhnen bestand, starben in kurzer Zeit die beiden ältesten Knaben. Wie nun die Geburt von Söhnen bei den Arabern viel mehr erfreut und gefeiert wird als die von Mädchen, so wird natürlich auch der Verlust eines Sohnes weit schmerzlicher gefühlt als der Tod einer Tochter. In der tiefen Trauer der Familie entschließt sich das junge Mädchen, durch ein Gelübde das Leben des einzigen Brüderchens zu erhalten, es gleichsam von Gott zu erkaufen. Nachdem sie im Brunnen bei Mar Elias, einer griechischen Klosterkirche bei Beirut, eine „heiligende Waschung" vollzogen hat, begiebt sie sich in eine Kirche und legt vor dem Priester das Gelübde ab, nicht eher wieder Fleisch zu essen, bis ihr kleiner Bruder sie nach dem Grunde dieser Entsagung fragen wird. Ungefähr neun Jahre ist sie ihrem Gelübde gemäß der Pflanzenkost treu geblieben, da endlich regt sich in dem nunmehr zehnjährigen Buben das nötige Verständnis, um durch neugieriges Fragen seiner Schwester die fernere Erfüllung des rettenden Gelübdes zu ersparen. Die Lösung des Gelübdebannes wird dann durch ein Festessen gefeiert.

Ähnlich diesem Falle ist folgender. Einem Ehepaar sind mehrere Kinder in zartem Alter gestorben. Als Ersatz für den Verlust wird ein Söhnchen geboren. Nun gelobt der Vater oder die Mutter, um dies Kind am Leben zu erhalten, dem Knaben bis zum zwölften oder vierzehnten Jahre nie die Haare schneiden zu lassen. So kann es kommen, daß ein Araberknabe wie der kleine Chinese mit einem Zopfe erscheint, den er allerdings unter dem roten Fez zu verbergen weiß.

Hat der Junge das im Gelübde der Eltern bestimmte Alter erreicht, so führt man ihn feierlich in die Kirche, schneidet ihm seinen Haarschmuck ab, und die Eltern wägen den Zopf oder die langen Locken je nach Vermögen mit Gold oder Silber auf, welches der Kirche gestiftet wird! Die betreffende griechische oder maronitische Kirchengemeinschaft weigert sich keinen Augenblick, derartige Spenden anzunehmen.

Solche auf das Kind bezügliche Gelübde sind uns immerhin noch be-

greiflicher als die folgende Art. Fürchtet eine Mutter nach früherm Kinderverluste für das Leben ihres jüngstgebornen Kleinen, so verpflichtet sie sich, bis zu einer bestimmten Zeit trotz vorhandenen Reichtums ihr Kind nur in erbettelte Kleidungsstücke zu hüllen; dann geht sie bei ihren Bekannten umher und bittet um Kleidung für ihren Liebling. Offenbar liegt hier der Gedanke zu Grunde: die Selbstüberwindung, die eine bemittelte Frau sich auferlegen muß, um als Bettlerin zu erscheinen, ist der Preis, mit dem sie gleichsam das Leben des Kindes von Gott erwirbt.

Eine ähnliche Art, das Leben des Kindes zu „erkaufen". Weil nach dem Absterben der ersten Kinder aus einer Familie über deren Kindersegen nach allgemeiner Anschauung ein böses Verhängnis waltet, sucht man den neugebornen Sprößling gleichsam aus der Zugehörigkeit der Familie zu lösen. Daher trägt man ihn zu einer befreundeten Nachbarin, die auch Kinder hat; diese läßt das Kind zwischen ihrem Körper und dem untersten Kleidungsstücke hindurchgleiten, um damit eine Zusammengehörigkeit mit ihrer Person anzudeuten. Ist diese Ceremonie vollzogen, so kauft die leibliche Mutter ihr Kind von der Vice-Mutter zurück, und nun ist man außer Sorge um die Erhaltung des jüngsten Sprosses.

Wenn ein neuvermahltes Ehepaar in sein oft bescheidenes Heim einzieht, so drückt die Frau etwas Sauerteig an den obersten Thürpfosten und macht auf den Teig das Zeichen des Kreuzes. Soll dies bedeuten: Gleichwie der Sauerteig, so soll die gelobte eheliche Liebe und Treue unverändert und unzerstörbar dauern, geheiligt durch den Glauben an das Kreuz, das Siegeszeichen des Christentums? oder soll der Sauerteig mit dem Kreuze böse Geister, neidische Blicke, überhaupt schädliche Einflüsse von Haus und Ehestand fernhalten?!

Wehe der Braut, der es in den Brautkranz regnet! Sie wird zeitlebens als Hausfrau etwas anbrennen lassen und nie ganz saubere Kochtöpfe haben — wenn sie deren überhaupt mehr als einen besitzt.

Trage, so warnt ferner der arabische Aberglaube, nie bei Hochzeiten einen schwarzen Regen- oder Sonnenschirm, vor allem ja nicht als Braut. Es giebt sonst Unglück. Entsetzlich auch, wenn es einem oder mehreren Raben einfällt, über einen Brautzug hinzufliegen. Da ruft die ganze Gesellschaft: „jā rabb, irhámna", „Gott, sei uns gnädig!" um die bösen Folgen des bösen Vorzeichens von dem Brautpaar abzuwenden.

Ferner, laß dich nie in einer Kirche trauen, in welcher an demselben Tage schon ein anderes Paar den kirchlichen Segen empfangen hat. Wie willst du sonst Nachkommenschaft erwarten? Man wird hierbei an die Frage Esaus an seinen Vater erinnert: „Hast du nur einen Segen, mein Vater?" (1. Mose 27, 38.)

Beim Anblick eines kleinen Kindes muß man stets — nach dem ver-

dorbenen Arabisch — „'sm 'allah!" sagen, so viel wie „Gott behüt's!" Weiß man das nicht oder hat man einmal den Ausdruck vergessen, so kommt man sofort in den Verdacht, dem Kindlein Böses anzuwünschen. Und wenn man vollends blaue Augen hat und ein Kind betrachten will, so sind die Mütter, Basen und Ammen im stande, den kleinen Gegenstand unserer Neugier vor uns zu verbergen. Das blaue Auge ist das „böse Auge", das könnte mit einem bösen Blicke dem kleinen Wurme schaden!

Der Gefahr des blauen Auges und seines schädlichen Blickes gilt auch die Vorsichtsmaßregel, den Pferden Ketten aus starken, blauen Perlen um den Hals zu hängen. Da der Europäer, auch der blauäugige, dort das Pferd mieten muß, so ist ja auch dem Herrn Pferdebesitzer alle Vorsicht geboten.

Vor dem blauen Auge schützt der Araber sorgfältig auch seinen Seidenbau. In der Beiruter Gegend, sowohl an der Küste als im Libanon, leben viele Leute wenigstens teilweise von der Zucht der Seidenraupen, denen man das erste Laub des Maulbeerbaumes im April füttert. Es ist für ein natursinniges Gemüt ergötzlich, in den oft nur aus Pfählen und Schilfrohr erbauten Hütten die staffelförmig übereinander angebrachten Lager der Raupen zu beobachten. Wer um die Erlaubnis zu einer Besichtigung dieser Anstalten bittet, dem sieht der Besitzer erst ins Auge; ist die Regenbogenhaut des Bittenden blau, so kann er sicher sein, daß man unter allen möglichen Vorwänden — um Ausreden ist der Araber nie verlegen — ihn höflich von dem Gegenstande seiner Wißbegierde fernhält.

Dieser Zweig syrischen Aberglaubens ist, wie es scheint, türkischen Ursprungs, man hat ihn aber auch dem Aberglauben der christlichen Araber eingepfropft.

Daß die Tagewählerei, die Bevorzugung gewisser Tage vor anderen, sich auch bei den Türken und arabischen Christen findet — z. B. gilt bei den Türken der dritte Tag im Monat für besonders günstig —, ist um so natürlicher, als dieser Zug des Aberglaubens seine Wiege wohl im Morgenlande hatte; er ist ungemein verbreitet, besonders unter den auf tieferer Kulturstufe stehenden Völkern.

Seltsam ist auch folgender Fall. In einem Hause in der Nähe der amerikanischen Missions-Kirche in Beirut sind einer Frau wertvolle Schmucksachen — die Araberin ist äußerst eitel und putzsüchtig — gestohlen worden. Alle Nachforschungen nach dem Diebe sind vergebens. Da geht die Bestohlene zu einer „klugen Frau"; die rät ihr ganz geheimnisvoll: Geh heim in dein Haus, backe einige dünne Brote, laß sie trocken werden und gieb dann jedem Hausbewohner ein Stück, das er in deiner Gegenwart essen muß; diejenige Person, welche es nicht essen kann, ist schuldig und wird dir das gestohlene Gut wiedergeben. Die „dumme" Frau verfährt genau nach

der Anweisung der „klugen" Frau, und siehe da, die Diebin wird entpuppt, gesteht die That und erstattet den Raub zurück. Genau das gleiche kommt auch anderswo vor, die Lösung des scheinbar dunklen Rätsels ist übrigens nicht schwer.

Ein Missionar erzählte einmal in einem Bericht über seine Thätigkeit in Ostasien, daß die Chinesen, ebenso klug wie jene Araberin, mehrere verdächtige Personen trockenen Reis essen lassen und an dem Unvermögen zum Essen den Schuldigen erkennen. Das soll einfach darauf beruhen, daß die furchtbare Angst des bösen Gewissens die Absonderung des Speichels aus den Drüsen verhindert. Hier spielt vielleicht die Furcht vor Zauberei schon mit herein. Ausgeprägter ist diese Furcht darin, daß Türken zum Schutze der Briefe gegen zauberische Mächte auf den Umschlag schreiben: be ism allah, d. h. im Namen Gottes, und einige Zahlen, meist 8, 6, 4 und 21 daruntersetzen, alles in möglichst kleinen Zeichen. Die Angst vor Verhexung und Zauberei geht so weit, daß in Orten und Strecken, die von der Kultur noch frei sind, die Leute sich oft vor dem photographischen Apparat fürchten, mit dessen Hilfe man ein Landschaftsbild oder einen schönen Typus der Bevölkerung aufnehmen will.

Zauberei witterten die Leute auch in folgendem Falle. Von dem kleinen Hunde einer deutschen Familie in Beirut, welcher Spuren von Tollheit zeigte — die Behauptung, daß Tollwut in Syrien gar nicht vorkomme, ist in dieser Fassung ungenau —, wurde ein kleines arabisches Mädchen gebissen und erkrankte. Da schleppt man das arme Kind in der nächsten Vollmondnacht ans Meer, taucht es ins Wasser, läßt es vom Monde bescheinen und — taucht es wieder ins Meer; die halbe Nacht hindurch wird dieses unsinnige Verfahren fortgesetzt, um die Gefahr von dem Kinde zu vertreiben.

Tritt in Beit-Mari am Libanon und in den benachbarten Ortschaften eine Epidemie unter den Kindern auf, so laufen die ängstlichen Mütter zur Kirche des heiligen Sassin in der Nähe von Beit-Mari und binden um diese „Kirche", die wie ein viereckiger Steinkasten aussieht, allerhand Bänder, bis die kleine Kirche ganz umspannt ist. Ob das den bösen Geist der Krankheit in die Sassin-Kirche bannen soll? Ähnliche zu Gelübdezwecken befestigte Bänder sah ich in großer Anzahl an einem heiligen Ballutbaume bei el-Lubban nördlich von Jerusalem.

Neben jener Kirche steht ein auffallend entwickelter syrischer Eichbaum; eine Wurzel ist ziemlich hoch aus der Erde herausgewachsen. Wer nun an Kreuzschmerzen, Rheumatismus und ähnlichen Plagen leidet, der komme nur am 15. September, am Tage des heiligen Sassin, zu der Kirche, krieche unter der Wurzel hindurch — was immerhin einige gymnastische Anstrengung kostet —, und er wird geheilt wieder heimziehen!

Der Aberglaube des Arabers spukt sogar in der Wahl der Nahrungsmittel. Bei seiner Vorliebe für Gemüse genießt der Araber gern Salat, den er oft ohne alle Zuthat so verzehrt, wie er ihn von dem herumwandernden Verkäufer kauft. Aber während wir besonders die Herzblätter am Salat schätzen, muß der abergläubische Araber dieselben wegwerfen; sie könnten ihm böses Blut machen.

Martin Rinkart.

Der Ambrosius der lutherischen Kirche.

Wem wäre es fremd, und wer hätte es nicht schon mitgesungen, das allbekannte Danklied: „Nun danket alle Gott?" Überall wird es angestimmt, wo erfahrene Gotteshilfe das Herz mit Dank erfüllt und den Mund davon überströmen läßt. Unzählbaren Festgemeinden hat es den festlichen und weihevollen Ausdruck des Dankes geliehen, und ungezählte Herzen haben es in hellen Jubeltönen oder im stillen Gebete, das sich von der angstbefreiten Seele löste, hinaufgesandt zu dem wunderreichen Helfer im Himmel. Wo früher der ambrosianische Lobgesang, das „HErr Gott, dich loben wir!" angestimmt wurde, da klingt jetzt frisch und voll aus dem Munde des Volkes: „Nun danket alle Gott!"

Der Dichter dieses deutschen Tedeum wird darum mit Recht als der Ambrosius der lutherischen Kirche gefeiert; und wie er sich durch dasselbe ein unvergängliches Denkmal gestiftet hat, so erscheint es nur als eine Pflicht der Pietät, daß wir seinen Namen in dankbarer Erinnerung bewahren.

Ohne jeden Zweifel wird die Urheberschaft des hochgefeierten Dankliedes dem Magister Martin Rinkart, seiner Zeit Archidiakonus in seiner Vaterstadt Eilenburg in der Provinz Sachsen, zugeschrieben. Er wurde dort am 23. April 1586 geboren als der Sohn eines schlichten und ehrenwerten Böttchers. In der Schule seiner Vaterstadt erhielt er eine so vortreffliche Ausbildung, daß er schon als fünfzehnjähriger Jüngling mit tüchtigen Kenntnissen ausgerüstet die Universität Leipzig beziehen konnte, um Theologie zu studieren. Durch seine musikalische Tüchtigkeit erwarb er sich nicht nur seinen Lebensunterhalt während seiner Studienzeit, sondern auch im Jahre 1610 das Kantorat an der St. Nikolaikirche zu Eisleben, aus welchem er schon im folgenden Jahre in das Diakonat an der dortigen St. Annenkirche berufen wurde.

Die altehrwürdige Lutherstadt regte ihn 1613 zu der ersten Probe seiner dichterischen Befähigung an, einer geistlichen Komödie: „der Eislebische Ritter", durch welche er sich den Dichterlorbeer erwarb. Noch in

demselben Jahre wurde er Pastor in Erdeborn, einem Dorfe in der Nähe von Eisleben, von wo er 1617 nach seiner Vaterstadt, als ihm das erledigte Archidiakonat daselbst angeboten wurde, übersiedelte. Er trat am 29. November 1617 sein neues Amt mit dem frommen Wunsche an:

Auf dein Wort, JEsu, ich mein neu Netz frisch ergreife,
Geh' in die wilde See, die Segel weit ausschweife.
Hilf ziehn, hilf fangen mir der Himmelskinder viel
Und richte Netz und Schiff und Wind zum guten Ziel.

Mit unermüdlichem Eifer hat er dies Amt verwaltet bis zu seinem Tode, und unter den Drangsalen des Dreißigjährigen Krieges, der schon im nächsten Jahre ausbrach, wurde er durch seinen unverzagten Glaubensmut und seine selbstlose Treue seiner Gemeinde ein großer Segen und ein Helfer und Retter. In dem furchtbaren Pestjahre 1637 hielt die Pest auch in Eilenburg ihren verheerenden Einzug und raffte in einem Jahre 8000 Menschen, darunter die beiden Amtsbrüder Rinkarts, hinweg. Er selbst verlor seine inniggeliebte Lebensgefährtin, die Tochter des Rektors Morgenstern in Eisleben, mit welcher er sich 1623 verheiratet hatte, und seinen Bruder, der seit 1621 Kantor in Eisleben war. In dieser schweren Heimsuchung mußte er das geistliche Amt allein versorgen, und er hat nach seiner eigenen Aufzeichnung 4480 Personen beerdigen helfen.

Der Pest folgte im nächsten Jahre auf dem Fuße eine so schreckliche Hungersnot, daß, wie der alte Chronist erzählt, um eine tote, aus der Luft herabfallende Krähe sich oft vierzig Personen schlugen. Rings um den Graben der Stadt brannten Feuer, bei denen an hölzernen Spießen die nach Nahrung Schmachtenden ein Stück Aas brieten, das sie auf dem Schindanger abgeschnitten hatten. Da trat Rinkarts opferbereite Liebe helfend ein. In Verbindung mit andern menschenfreundlichen Einwohnern der Stadt ließ er wöchentlich zweimal Brot unter die Hungrigen verteilen, und obwohl er selbst Mangel litt, fühlte er sich doch nur glücklich, wenn er die vor Hunger Schmachtenden sättigen konnte.

Ein Retter seiner Vaterstadt wurde er, als bei dem Durchzuge des Banerschen Schwedenheeres der schwedische Oberstlieutenant Dorfling am 21. Februar 1639 vor Eilenburg gezogen kam und von der Stadt 30,000 Thaler zu erpressen suchte durch die Drohung, daß sämtliche Bürger, wenn die Summe nicht gezahlt würde, mit weißen Stäben die Stadt verlassen müßten. Rinkart wagte eine vergebliche Fürbitte. Da sprach er zu der angstvoll harrenden Bürgerschaft: „Ihr lieben Beichtkinder, wir haben bei den Menschen kein Gehör noch Gnade mehr, wir wollen mit Gott reden." Dann ließ er zur Betstunde läuten, die Gemeinde fiel auf die Knie und sang: „Wenn wir in höchsten Nöten sein" — und die Schweden wurden

bewegt und erließen die Forderung auf 8000 Thaler und schließlich auf Rinkarts wiederholte flehentliche Fürbitte auf 2000 Gulden.

Seine Beichtkinder aber lohnten ihm mit schwarzem Undank. Sein von den Eltern ererbtes Bürgerhaus wurde von der städtischen Obrigkeit mit so schweren Abgaben belegt, daß er sie nicht bezahlen konnte und deshalb in einen siebenjährigen ungerechten Prozeß verwickelt wurde, der seine Vermögensverhältnisse vollends zu Grunde richtete. Seine Gläubiger aber verkümmerten ihm sein Gehalt auf viele Jahre.

Für so vieles Ungemach wurde der treue Diener Gottes durch ein glückliches Familienleben an der Seite seiner zweiten Ehefrau, der Witwe Barbara Scheffler, geb. Werner, und durch die Freude an seinen Kindern entschädigt. Er erlebte es noch, daß sein Sohn Samuel, der nachmalige Pastor zu Weltewitz, Theologie studierte und seine Tochter mit seinem späteren Amtsnachfolger, dem damaligen Diakonus M. Ernst Dehne, sich 1646 verheiratete. Als er schließlich noch das vorläufige Dankfest wegen des westfälischen Friedens am 10. Dezember 1648 mitgefeiert hatte, schloß er die Augen zum ewigen Frieden am 8. Dezember 1649 im 64. Jahre seines reichbewegten Lebens. In der Stadtkirche zu Eilenburg vor der Sakristei wurde er beigesetzt, und dort ruht er in einer Gruft mit seiner zweiten Gattin, die ihn noch bis 1687 überlebte. In dieser Kirche, in welcher er zweiunddreißig Jahre das Wort des Lebens verkündigt hatte, befindet sich auch seit 1645 sein Bildnis unter denen der dortigen Diakonen und Superintendenten mit dem von ihm selbst verfaßten Verse:

Der Rinkart seinen Rink getrost und unverdrossen
Hat viermal siebenmal, doch gänzlich nicht beschlossen;
Bis er den Friedensschluß und diesen Chor besang,
Er sang und singet noch sein ewig Lebelang.
von anno 1617 bis anno 1650.

In der unruhvollen Zeit des Dreißigjährigen Krieges hatte Rinkart doch noch Zeit gefunden zu wissenschaftlicher und dichterischer Beschäftigung. Mehrere Schriftwerke von ihm — er selbst führt neunzehn an —, die rasch nacheinander entstanden, waren ihrer Zeit in Ansehen. Als Dichter hat er eine große Anzahl lateinischer und deutscher Gedichte verfaßt. Er nahm darum auch fleißig teil an dem Wirken der schlesischen Dichterschule und war ein achtungswerter Mitarbeiter derselben. Von seinen Zeitgenossen wurde er als Dichter hochgeschätzt, ja weit überschätzt, wie von dem Stiftssuperintendenten zu Wurzen, Buläus, welcher ihn als einen so ausgezeichneten Musterdichter ansah, daß er meinte, die Nachwelt werde von jedem, der als Dichter Vorzügliches leiste, sagen: er rinkartisiere. Jetzt sind seine weltlichen Gedichte, die wenig Wert haben, vergessen.

Unvergessen aber wird er bleiben als Kirchenlieddichter. Ist er auch nicht den großen Chorführern Luther, P. Gerhardt, Joh. Heermann an die Seite zu stellen, so ist doch, was er singt, warm und wahr, eingekleidet in eine einfache und schmucklose, aber edle Darstellung, und es ist der Ausdruck vollen Glaubens und innigen Gottvertrauens. Aber auch von seinen zahlreichen Kirchenliedern sind heute nur wenige noch bekannt (Ach Vater unser Gott. Hilf uns, HErr, in allen Dingen. Nun danket alle Gott), und auch unter diesen ist und bleibt das beste unser allbekanntes Danklied, das einzige, welches eigentlich Kirchenlied geworden ist. Dazu mag neben seiner einfach gesunden Tonweise vorzüglich beigetragen haben, daß es die fast wortgetreue Wiedergabe von Sir. 50, 24—26 ist.

Über denselben Text hatten die schwedischen Feldprediger am Neujahrstage 1649 bei der von der schwedischen Garnison veranstalteten Friedensfeier zu Leipzig zu predigen, und daraus ist die Vermutung geflossen, daß Rinkart dies Danklied zu dieser Friedensfeier gedichtet habe, also kurz vor seinem Tode. Diese Annahme ist jedoch als unbegründet erwiesen worden durch den berühmten Gelehrten Martyni Laguna. Dieser besaß ein zum Druck eingerichtetes Manuskript von Rinkarts eigner Hand mit dem Titel: „Mathematischer Gedenkrink rc," und auf dem Deckel desselben ist nicht nur der Anfangsbuchstabe des Besitzernamens, sondern auch die Jahreszahl 1644 zu lesen. In diesem Manuskript befindet sich bereits unser Danklied und zwar, was ebenfalls bemerkenswert ist, mit der dritten Strophe, die von manchen als ein späterer Zusatz angesehen wird. Der Schlußsatz dieser dritten Strophe: „Als es im Anfang war" rc. soll jedenfalls den kirchlichen Satz ausdrücken: Wie es war im Anfang, jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen.

Unverkennbar weist allerdings das Lied auf den Friedensschluß des Dreißigjährigen Krieges hin; allein die Friedenshoffnungen leuchteten schon im Dezember 1643 auf, als die Friedensverhandlungen mit den schwedischen Gesandten zu Münster und die mit den französischen zu Osnabrück eingeleitet wurden, und Rinkart jubelte dem bald zu erwartenden „edlen Frieden" mit seinem Danklied entgegen: „Nun danket alle Gott!" Wir dürfen also annehmen, daß die Abfassung des Liedes, dieses Vorboten des ersehnten Friedens, in den Winter von 1643 zu 1644 fällt.

Auch die den Geist des Liedes treu wiedergebende schöne Melodie wurde früher Rinkart, der ein großer Freund und Kenner der Musik war, zugeschrieben mit der Annahme, daß er eine ältere Melodie überarbeitet habe. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß sie von Joh. Crüger, einem der ausgezeichnetsten Komponisten lutherischer Kirchenlieder, seit 1622 Kantor an der Nikolaikirche zu Berlin, herstammt, bei welchem sie sich schon 1648 findet.

Nur sehr allmählich und hauptsächlich wohl in dem zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts, in welcher Zeit (1740) sich auch schon eine französische Übersetzung findet, erlangte das Lied weitere Verbreitung und seine wohlverdiente Berühmtheit. Nun aber ist es längst Gemeingut der lutherischen Kirche geworden als das Lied, das in den verschiedensten Verhältnissen den Dank zu Gott hinaufträgt. Hiervon ein erhebendes Beispiel. Als nach dem glorreichen Siege bei Leuthen am 5. Dezember 1757 das ermüdete Heer Friedrichs des Großen noch eine Zeitlang auf dem Schlachtfelde stehen blieb, sanken viele der tapferen Krieger, von Hunger, Frost und Mattigkeit überwältigt, auf den Boden hin. Durch das Dunkel der Nacht klang das Gestöhn der Verwundeten und Sterbenden. Feierlicher Ernst lag auf dem ganzen Heere. Da auf einmal tönt es durch die Nacht: „Nun danket alle Gott!" Ein Soldat hat laut und langsam den Gesang angestimmt, und von gleichen Gefühlen ergriffen stimmen seine Kameraden, bald auch stimmt die Regimentsmusik und schließlich das ganze Heer mit ein, und im tausendstimmigen Chore schallt das Danklied über das blutgetränkte Schlachtfeld.

Solange die lutherische Kirche ihr unschätzbares Erbe, ihre Kirchenlieder, bewahrt und singt, so lange wird auch ihr gefeiertes Danklied erklingen: „Nun danket alle Gott!" So lange wird auch das Andenken des Dichters, der uns das Lied gegeben hat, gesegnet sein und der Name Martin Rinkart unvergessen bleiben.

Als Schlußstein des bescheidenen Denkmals aber, das hiermit dem Andenken Rinkarts gesetzt ist, diene folgendes schöne Gedicht von Paul Kaiser, in welcher dieser die Entstehung des herrlichen Lobliedes besingt.

Im Pfarrhaus saß zu Eilenburg
Einst Rinkart, tief bekümmert:
Wie liegt vom schweren Kriegsorkan
Das Städtlein fast zertrümmert!
Fast dreißig Jahre preßt die Not
Uns aus viel Jammerzähren,
Soll denn die namenlose Schmach
Im Lande ewig währen?

Da dringt ans Ohr Trompetenstoß.
Stets neue Alarmierung:
Weh uns! Zu Hungerleidern kommt
Jetzt wieder Einquartierung!
Was wir im Frieden still gebaut,
Fraß längst die böse Fehde,
Ward's nicht der Kaiserlichen Raub,
So nahm's uns weg der Schwede.

Und wieder tönt Trompetenruf,
Ist's Siegen und Gelingen?
Schon hört man einen Jubellaut
Aus hundert Herzen klingen.
Und doch, es scheint vom Siegesruf
Die Botschaft auch verschieden,
Nun auf, mein Herz! Empor, mein Lied!
Man kündet ja den Frieden!

Man hört durch alle Straßen bald
Die Friedenskunde fliegen,
Man sieht die Bürger sich im Arm
Mit Freudenthränen liegen;
Im Stüblein Martin Rinkart kniet:
Gott, du kannst alles wenden!
Er schreibt: „Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen!“

Herbei nun, Käpplein und Ornat!
Ich muß es ihnen deuten.
Er tritt zum Marktplatz dann hinaus,
Läßt alle Glocken läuten!
Ihr Christen, bringt dem Höchsten Dank,
Der unsre Not ließ enden!
Spricht's vor: „Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen!“

Da ist wie aus dem Quell der Strom
Des Liedes Fluß gesprungen,
Und alsobald von Ort zu Ort
Hat man es fort gesungen.
Von Jahr zu Jahre lobt man fort
Des Höchsten Friedensspenden
Und singt: „Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen!“

Hawai.

Schilderung von Land und Leuten. Für „Blätter und Blüten" von R.

Seit der Annexion der Hawaischen oder, wie sie früher allgemein genannt wurden, Sandwich-Inseln seitens unserer Regierung im Juli 1898 haben diese fernen, herrlichen Eilande unser Interesse an denselben von neuem in hohem Grade wachgerufen.

Wer in San Francisco das Schiff besteigt, das ihn nach dieser Inselgruppe führen soll, erblickt am Morgen des siebenten Tages die Westküste der Insel Oahu, auf der die Hauptstadt Honolulu liegt. Ist der Himmel unbewölkt und die Luft klar — wie sie das gewöhnlich ist —, so kann man die Küste bereits aus einer Entfernung von hundert Meilen erkennen. Der erste Gegenstand, auf den sich das Auge bei zunehmender Annäherung heftet, sind die hohen düsteren Vulkane, die sich in majestätischen Formen zum Himmel erheben. Nach und nach sieht man etwa ein Dutzend Wasserfälle in der Ferne glitzern, die sich wie Silberfäden durch das üppige Grün der tropischen Landschaft ziehen. Kokosbäume und kräftig gen Himmel strebende Palmen geben den Rahmen zu dem anziehenden Landschaftsbilde ab, das sich, je näher man dem Lande kommt, in immer bezaubernderer Schönheit vor dem entzückten Auge entrollt. Dazu kommen dann schließlich noch die in allen Farben des Regenbogens wiederspiegelnden Dünste, die sich über den thätigen Vulkanen lagern.

Nach nur noch kurzer Fahrt hat der Dampfer die Bai von Honolulu erreicht. Ein prächtiges Panorama begrüßt den nach Landung sich sehnenden Reisenden. Das Wasser ist so klar, daß man meint, man müsse bis auf den Meeresgrund schauen können. Eine angenehme, aromatisch geschwängerte Atmosphäre weht einem lächelnden Willkomm entgegen. Das schöne Küstenland steigt allmählich an; weit gezackte, drohende Vulkane bilden den malerischen Hintergrund. In reizendem Thale liegt die Stadt Honolulu, deren Kirchtürme und Kuppeln allein über den Wald von Palmen und andern tropischen Bäumen hervorragen, während das Häusermeer der Stadt durch diese großenteils verdeckt wird. Auch am weißglänzenden Strande entlang, diesseits der Stadtgrenze, erheben Kokosbäume und Palmen stolz ihre Kronen und benehmen demselben dadurch den Eindruck des Öden, der sich des Reisenden beim Anblick der Küsten mancher anderen Länder und Inseln bemächtigt. Weiter ins Land hinein liegen friedliche Thäler im glänzenden Sonnenschein; man sieht einige Landstraßen, die von weißen, von Blumengärten und Bäumen umgebenen Hütten eingesäumt sind, und hier und dort größere und kleinere Obstgärten mit reifender tropischer Frucht. Während das Schiff behutsam längs des Strandes fährt, noch ehe es den Hafen Honolulus anläuft, hört man das Gezwitscher und

den frohen, lockenden Gesang der hawaischen Vogelwelt. Wenn dann noch die herrliche Bai von einem in ungewöhnlich prachtigem Farbenglanz schillernden Regenbogen umspannt wird, so hat man ein Bild vor sich, wie man es reizender kaum irgendwo findet. — Beim Betreten der malerisch gelege-



Geschäftscentrum der Hauptstadt Honolulu.

nen Hauptstadt Honolulu, des „Gartens Hawais“ begrüßt den Ankommenden das freundliche „Aloha“ der Eingeborenen. Längs des Landungsplatzes der Boote begegnet er einer bunten, blumengeschmückten Menge, die unaufhörlich auf und nieder wogt. Reinliche, nette Mietwagen und gut

verwaltete Pferdebahnen sorgen für den allgemeinen Verkehr. Fast das erste, was ihm auffällt, sind die vielen barfuß laufenden Männer und Frauen. Die Eingeborenen und die Chinesen tragen selten irgendwelche Fußbekleidung, und die Ärmeren unter der weißen Bevölkerung gewöhnen sich mit der Zeit auch daran, die allgemeine Landessitte in diesem Stücke nachzuahmen. Warum auch in dem tropischen Klima noch die Füße beschweren! Ist doch auch die sonstige Bekleidung des Körpers dem warmen Klima angemessen. Die Kleidung der Eingeborenen besteht gewöhnlich aus einem langen, lichtfarbigen Stoffüberwurfe oder einem losen, bis an die Knie reichenden Bastfasergürtel. Die Europäer tragen meist auch lose kattunene Kleider.

Dem Fremden, der eben gelandet ist, stößt aber bald noch etwas anderes auf: die vielen Kutschen und Reitpferde auf den Straßen der Landeshauptstadt. Seit die Europäer die Pferde eingeführt haben, sind die Hawaier zu leidenschaftlichen Reitern geworden. Besonders an Sonnabenden trifft man eine Menge Eingeborener, Männer und Frauen, zu Pferde, die im rasenden Galopp dahinsprengen und sich im Sattel vollkommen zu Hause fühlen. Die Frauen sitzen rittlings wie die Männer, das wallende schwarze Haar mit Blumenkränzen geschmückt, während ihre hellfarbigen Reitkleider wie Banner hinter ihnen her wehen. Pferde sind spottbillig, und da es an Futter nicht mangelt, können selbst verhältnismäßig Arme den Luxus eines oder mehrerer Reitrosse sich leisten. Die meisten Familien unter den Eingeborenen besitzen sogar ein Fuhrwerk. Wer hierzulande nicht im entferntesten daran denken könnte, sich ein Fuhrwerk zu halten, kann sich dort das Vergnügen erlauben, Spazierfahrten durch die Straßen der Stadt und ins Land hinein zu machen.

Die luftigen Straßen Honolulus sind, vornehmlich in den Abendstunden, von Menschen aller Hautschattierungen belebt und bieten ein Bild außerordentlicher Mannigfaltigkeit. Die Männer tragen meistens einen großen Strohhut, der mit Blumen oder Pfauenfedern geschmückt ist, und einen lose anliegenden Anzug. Von den Schultern hängen öfters Blumenkränze herab — ein für den Fremden ungewohnter Anblick. Sind aber schon die Männer darauf bedacht, in reichem Blumenschmuck auf der Straße zu erscheinen, so ist dies bei den Frauen noch weit mehr der Fall. Die meisten sogenannten Straßen sind übrigens nichts als enge, winkelige Gassen, die sich in fast labyrinthartigen Windungen ergehen. Nur einige wenige Straßen sind breit und schön ausgelegt.

Die Wohnhäuser der wohlhabenden Bevölkerung liegen zumeist in schattigen Gärten, deren bequeme Gehwege bei eintretender Dunkelheit durch buntfarbige chinesische Lampions beleuchtet werden. Einige dieser Residenzen, wie die des deutschamerikanischen Zuckerkönigs Claus Spreckels, sind

von vollendeter Architektur und mit fürstlichem Luxus ausgestattet. In den Straßen selbst verbreiten des Nachts starke elektrische Bogenlampen Tageshelle. Merkwürdig ist der seit vielen Jahren bestehende allgemeine Gebrauch des Telephons in Honolulu. Es dürfte vielleicht unmöglich sein, auch nur ein einziges Haus ausfindig zu machen, das nicht mit dem Fernsprechapparate ausgerüstet ist. Wer daher in dieser ferngelegenen Metropole der Hawai-Insulaner eine Stadt in ureigener Wildheit zu sehen hoffte, wird sich beim Betreten des Landes recht enttäuscht fühlen.



Der Regierungspalast und seine malerische Umgebung.

Außer der bedeutenden Anzahl oft hinter dichten Baumgruppen versteckter Privathäuser besitzt Honolulu sehr sehenswerte öffentliche Bauten, die das Auge durch geschmackvollen Stil entzücken.

Neben dem säulengetragenen, stolzen Baue des Jolani-Palastes, der ehemaligen königlichen Residenz, liegt inmitten eines prächtigen Parks der einzige Gasthof Honolulus und der ganzen Insel Oahu, das elegante und mit allem Komfort ausgerüstete „Hawaiian Hotel" mit seinen geräumigen Terrassen. Dem Jolani-Palast gegenüber erhebt sich der massive, turmgekrönte Steinbau des Parlamentsgebäudes mit dem in Erz gegossenen

kolossalen Standbilde Kamehamehas I., des Einigers der Hawaischen Inseln. Eine Allee majestätischer Palmen führt zu dem vorzüglich geleiteten Hospital, einer für die Verhältnisse Oahus ausreichenden Musteranstalt.

Von den sieben Zeitungen Honolulus erscheinen vier in englischer, drei in hawaischer Sprache. Die Stadt besitzt ferner eine öffentliche Bibliothek mit bereits fünfzehntausend Bänden, sechs Kirchen, darunter eine für Eingeborene und eine chinesisch-christliche, ein Museum, Zollamt, Bank, eine zweihundert Mann fassende Kaserne, mehrere große Schulen, ein Asyl für Geisteskranke, eine Besserungsanstalt für jugendliche Verbrecher, ein Waisenhaus u. a. Ausgiebige Wasserleitungen und eine große Zahl artesischer Brunnen versorgen die Stadt mit ausgezeichnetem Trinkwasser. In den Hauptstraßen befinden sich zahlreiche, zum Teil recht stattliche Geschäftslokale, am Hafen weitläufige Magazine.

Die Stadt, die etwa 30,000 Einwohner zählt, gleicht einem lieblichen Garten mit der prachtvollsten Vegetation. „Wenn" — sagt ein Reisender — „des Abends in dem im Glanze elektrischer Lampen strahlenden Garten des ‚Hawaiian Hotels' oder im Königin Emma-Parke die unter einem deutschen Kapellmeister stehende Kanakenkapelle konzertiert, dann könnte sich der staunende Fremde in eines der europäischen oder amerikanischen Seebäder versetzt wähnen, würde ihn nicht das geheimnisvolle Rauschen der Palmen und das Gewimmel fremdartiger Menschen daran erinnern, daß er die Luft einer weltentlegenen Insel Oceaniens atmet."

Das ehemalige konstitutionelle Königreich Hawai, das nach Absetzung Liliuokalanis, der edeln Nachfolgerin des genußsüchtigen und verschwenderischen Kalakaua, die republikanische Regierungsform annahm, besteht aus acht größeren Inseln und dreizehn nordwestlich davon gelegenen wüsten Inselchen und Riffen. Die Inseln liegen zwischen dem 18. und 23. Grad nördlicher Breite und dem 155. bis 160. Grad westlicher Länge von Greenwich und sind sämtlich vulkanischen Ursprungs. Sie wurden zuerst von dem Spanier Gaetano im Jahre 1542 entdeckt und ihre Lage von Mendona 1567 genauer bestimmt. Sie waren dem englischen Seefahrer Kapitän Cook bereits bekannt, als er sie im Jahre 1778 aufsuchte und nach seinem Gönner, dem Grafen Sandwich, benannte. Die Entfernung von der am weitsten nordwestlich gelegenen bis zu der südöstlichsten Insel beträgt 386 Meilen, und die Gesamtfläche der Inselgruppe umfaßt rund siebentausend Quadratmeilen, etwa das Areal von Massachusetts oder New Jersey. Für den überseeischen Handel kommen nur Hawai, Oahu, Maui und Kauai in Betracht. Hawai ist die größte Insel der ganzen Gruppe. Sie ist etwas kleiner als der Staat Connecticut. Oahu ist die am dichtesten bevölkerte Insel. Sie hat eine Fläche von sechshundert Quadratmeilen. Maui hat den Ruhm, die fruchtbarste Insel zu sein; auf ihr befinden sich die meisten

und größten Zuckerrohrplantagen, u. a. auch diejenige des bereits erwähnten Claus Spreckels. Kauai ist berühmt wegen der auf ihr befindlichen Wälder von wertvollen Nutzhölzern und der ausgedehnten Reis- und Bananenfelder. Auf den drei größten Inseln wechseln vulkanische Berge mit lieblichen, fruchtbaren Thälern ab, unter welch letzteren das Thal Palolo — wo in einem Umkreis von hundert Fuß fünfundzwanzig verschiedene Farnarten gefunden worden sind — und das berühmte Jaothal — „das Yosemite der Hawaischen Inseln" — besonders nennenswert sind.

Trotz der Nähe des Äquators sind die klimatischen Verhältnisse des



Allee von Königspalmen in Honolulu.

Inselreichs, hauptsächlich infolge der regelmäßig einsetzenden Passatwinde, für Europäer und Amerikaner nicht ungünstig. Das Wasser soll hier um zehn Grad kühler sein als anderswo in denselben Breitengraden. In den Thälern umfließen einen sanfte, balsamische Lüfte, auf den Hochebenen weht beständig ein frischer, angenehmer Wind. Das Thermometer fällt selten unter 55 und steigt nicht höher als 90 Grad. Nachts wird es so angenehm kühl, daß man einer leichten Decke bedarf; Heizöfen oder Herde findet man nirgends, es sei denn in einigen Wohnungen der Reichen, und auch hier sind sie nur als „Zierde" angebracht, oder, wie man hierzulande sagt, "for show".

Unter der Einwirkung der mit Wasserdünsten gesättigten Atmosphäre bedeckt sich der Boden mit der üppigsten und großartigsten Vegetation. In ungeahnter Farbenpracht prangen die verschiedenartigsten Blumen, und mächtige Palmen, Johannisbrot-, Mango- und Bananenpflanzungen verleihen dem Landschaftsbilde allenthalben einen außerordentlichen Reiz. Etwa tausend Species von blumentragenden Pflanzen und mehr als hundertundfünfzig Farnarten findet man auf den verschiedenen Inseln zerstreut. Fruchttragende Bäume hat es ursprünglich nicht gegeben, diese sind vielmehr größtenteils erst von Europäern eingeführt und in großem Maßstabe angebaut worden.

In den drei größten thätigen Vulkanen der Erde, dem Manua Loa, Manua Kea und dem Kilauea, mit ihren grauenhaft schönen, feurigen Kraterseen, besitzt die Inselgruppe eine Sehenswürdigkeit, die an Majestät wohl von keiner andern beider Hemisphären erreicht wird.

„Die Bevölkerung Hawais," schreibt E. Storch, „ist sich des Überwältigenden jenes geradezu wunderbaren Naturschauspiels, welches ihre gewaltigen Vulkanen bieten, wohl bewußt. Allenthalben begegnet der Besucher der Sandwich-Inseln grellfarbigen Abbildungen der vulkanischen Phänomene Hawais, und eine Reihe origineller, sinniger Sagen, welche den stetigen Kampf der widerstrebenden Elemente in zarte, poetische Formen kleiden, knüpft an die wolkengekrönten Häupter seiner brodelnden Feuerschlünde an."

Die eingeborene Bevölkerung Hawais, welche sich selbst den Namen „Kanaken", das ist „Menschen" beilegt, gehört der polynesisch-malaiischen Rasse an.

Die Männer sind hochgewachsene, kraftstrotzende Gestalten mit stramm ausgebildeter Muskulatur, die Frauen von schönem Ebenmaß der Glieder, schlank und zart gebaut, obwohl frühzeitig zu mäßiger Beleibtheit neigend. Die Hautfarbe der Kanaken ist glänzend braun oder dunkel-olivenfarbig. Dichtes schwarzes, fast wolliges Haupthaar, das bei jeder Berührung eigentümlich knistert, umrahmt in losen Strähnen die regelmäßigen und trotz der sinnlich aufgeworfenen Lippen nicht selten edeln Gesichtszüge der hawaischen Frauen und Mädchen. Aus den großen leuchtenden braunen Augen sowie aus den Zügen der Eingeborenen leuchtet Gutmütigkeit und Intelligenz hervor. Die Nase und das Hinterhaupt sind ein wenig platt. Früher trugen die Männer nur den Maro, die Frauen ein Tuch um die Hüften gewunden, Vornehme auch Mäntel aus Basttuch zum Schutze gegen die Sonne. Die Männer teilten das Haupthaar in eine Anzahl von Locken oder schoren es auf beiden Seiten, so daß nur in der Mitte ein bißchen herabhängender Schopf übrig blieb. Der Bart wurde teilweise ausgerissen oder geschoren, auch geflochten. Die Frauen schnitten sich hinten das

Haar kurz und ließen es vorn wachsen, auch färbten sie die Stirn mit Kalk und bekränzten sich mit Blumenguirlanden. Letzteres geschieht, wie bereits erwähnt, noch heutigestages. Den Körper salbte man mit Kokosöl und Curcuma; das Tättowieren beschränkte sich auf Arme, Beine und Brust und war nur roh ausgeführt. Lange Nägel waren ein Schmuck der Vornehmsten. Zieraten aller Art wurden verschwenderisch angewendet. Haarschmuck aus Haifischzähnen, Arm- und Fußringe aus Menschenzähnen, Halsbänder aus den Haaren der von den Häuptlingen selbst getöteten Feinde hergestellt, in der Mitte mit einem sehr hoch gehaltenen Amulett, einem Haken aus Walfischzahn, ferner solche aus Muscheln und Schweinszähnen, bei den Männern ein Kopfputz aus Büscheln von bunten Federn, waren die beliebtesten Schmucksachen. Der Hauptschmuck der Häuptlinge und Könige bestand in einem sehr wertvollen Federmantel und Federhelm. Der erstere bestand aus Tausenden von roten, gelben und schwarzen Federn, die in einer Art Netzwerk befestigt waren, so daß das Ganze aussah wie der prächtigste Plüsch oder Samt und in der Sonne glänzte wie Gold. Die aus den nämlichen Federn hergestellten Helme waren denjenigen ähnlich, die man bei den ältesten Bildhauerwerken in Museen sieht. Jetzt tragen die Männer europäische Kleidung, die Frauen lange, lose Talare.

Die Eingeborenen hatten früher nichts als kleine heuschoberähnliche Hütten mit einem einzigen Raume, das Innere mit einer Matte bedeckt. Die Hütten waren zu Dörfern vereint, standen unter schattigen Bäumen oder in zierlichen Gärten. Die Häuser der Häuptlinge standen auf steinernen Terrassen und waren von einer Anzahl kleiner Hütten umgeben, die zum Essen, Schlafen und zum Aufbewahren der Vorräte dienten. In den Dörfern wohnen die Eingeborenen heute noch in ihren primitiven Grashütten, deren einziges Fenster eine etwa drei Fuß vom Boden angebrachte Öffnung bildet, während oft die nackte Erde als Fußboden und eine Anhäufung von Laubwerk als nächtliche Lagerstatt dient. In den Hafenstädten haben die Eingeborenen bereits meistens luftige hölzerne oder steinerne, villenartige Häuser, doch sind die kunstlosen Grashütten auch hier noch mitunter anzutreffen.

Die Hawaier sind ein munteres, lebenslustiges Völkchen, alle anscheinend glücklich und zufrieden. Sie schwatzen, lachen und scherzen den ganzen Tag. Ein mürrischer, sauertöpfischer, melancholischer Kanake ist eine große Seltenheit. Der angeborene Frohsinn erhält sich bei ihnen auch bis ins hohe Alter hinein. Greise und Greisinnen tummeln sich gerne mit ihren Enkelkindern auf dem Rasen herum, spielen und tanzen mit ihnen, als ob kein Unterschied des Alters zwischen ihnen bestände.

Die herkömmlichen Volksspiele werden noch heute fast ohne Ausnahme ausgeübt. Von Natur etwas träge, sind sie trotzdem im Laufe flink wie

Hirsche, auch ungemein geschickt in der Handhabung von Pfeil und Bogen. Eine der beliebtesten Unterhaltungen ist, wie in Tahiti, das Brandungsschwimmen. Wenn der Wind am stärksten weht — Stürme sind übrigens selten —, daß die Kokosbäume unter seinem Peitschen sich wiegen und winden, krächzen und krachen, und schaumgekrönte Wogen an den steilen Felsenufern sich brechen, daß der Gischt viele Fuß hoch in die Luft spritzt, dann eilen die Eingeborenen in Scharen mit sogenannten Schwimmbrettern, die wohl sechs Fuß lang und einen Fuß breit sind, in wilder Lust zur Küste und lassen sich, auf den Brettern liegend, von der tosenden Brandung stundenlang hin und her schaukeln. Je höher die Wogen gehen, desto größeren Sport gewährt ihnen das Brandungsschwimmen.

Außer diesem haben sie noch eine ganze Menge anderer Spiele. Beim „Talu"-Spiel werden fünf Stücke Tuch vor den Spielern ausgebreitet, und sie müssen raten, unter welchen von diesen ein kleiner Stein, den einer zu verstecken hat, sich befindet. Das „Parua"-Spiel ist eine Art Schlittenfahrt. Bei diesem stehen die Spielenden, welche sich auf dem Gipfel eines steilen Berges oder Hügels versammeln, auf einer ganz schmalen, vorne emporgebogenen Planke. Diese wird mit einem langen Ruder gelenkt, und blitzschnell fahren sie damit den grasigen Abhang hinunter. Beim „Maita"- oder „Uru-Maita"-Spiel versuchen die Spielenden, zwischen zwei nur wenige Zoll voneinander entfernte Stäbe aus einer Entfernung von hundert und mehr Fuß einen Stein hindurchzuwerfen.

Eine hervorragende Eigenschaft der Hawaier ist ihre große Liebe zur Musik. Wer einen Haufen Eingeborener um sich versammeln möchte, um sie genauer zu beobachten, braucht nur ein Saiten- oder Blasinstrument hervorzuholen und demselben volkstümliche Töne zu entlocken. Es giebt wenige Kanaken, die nicht auf dem einen oder andern der unter ihnen beliebten Instrumente spielen könnten. Wenn man des Abends eine Spazierfahrt außerhalb Honolulus unternimmt, tönen einem fast aus jeder Hütte, an der man vorbeikommt, die Klänge irgend eines Saiteninstruments entgegen. Auf den großen Spreckelschen Zuckerrohrplantagen auf der Insel Maui wird kontraktmäßig jedem der fünfzehnhundert eingeborenen Arbeiter ein Instrument gegeben, mit dem er sich nach des Tages Last und Hitze die Feierabendstunden verschönen kann. Vor mehreren Jahren kam eines Tages ein Drehorgelmann nach Honolulu. Die Eingeborenen waren außer sich vor Entzücken über die wundervolle, köstliche Musik! Nicht bloß Kinder, auch Männer und Frauen scharten sich den ganzen Tag um den Mann mit dem klingenden „Kunstkasten", dessen Bauch solch bezaubernde Musik entströmte! Viele der Eingeborenen konnten sich von dem fahrenden „Künstler" nicht trennen und versäumten darüber ihre Arbeit auf den Plantagen. Schließlich wurde es den Plantagenbesitzern zu arg: sie gaben dem Ver-

führer ihrer Arbeiter heimlich zehnmal so viel Geld, als sein Kasten wert war, unter der Bedingung, daß er diesen zusammenschlage und den Staub Mauis von seinen Füßen schüttele. — Man findet unter den Hawaiern auch ungemein viele mit überaus melodischen Stimmen begabte Sänger und



Grashütte der Eingeborenen auf Hawai.

Sängerinnen, denen man wohl gerne zuhört, wenn sie ihre alten hawaiischen Volkslieder anstimmen.

So fröhlich und lebenslustig das Kanakenvolk im allgemeinen ist, so sorglos ist es auch. Sorglos wie kleine Kinder, dies Wort findet bei ihnen vollauf Anwendung. Ein Eingeborener, der einen Vorrat auf eine Woche eingelegt hat, bildet eine Ausnahme unter seinen Dorfbrüdern. Das Meer

birgt Fische in großer Menge, und das Erdreich schenkt der Gaben vielerlei in schier unerschöpflicher Fülle. Sorgen und Unglücksfälle, von denen ihre kaukasischen Brüder ganz niedergebeugt würden, berühren sie scheinbar nur oberflächlich. Selbst die Trauer, die bei einem Todesfall in der Familie in ihre Hütte einzieht, wird in unglaublich kurzer Zeit gleichsam mit Gewalt wieder aus derselben verbannt. Trotzdem sie mit herzlicher, rührender Liebe an ihren Kindern zu hängen scheinen, so singen sie doch möglicherweise bereits eine Woche nach dem Tode eines ihrer Lieben heitere, wenn nicht gar ausgelassen lustige Gesänge.

Die Nahrung der Eingeborenen sind Fische aller Art, die oft in völlig rohem Zustande genossen werden, Bananen und andere Früchte und ein eigentümlicher, dickflüssiger, säuerlich schmeckender Brei von schmutzig grauer Farbe, der Poj, ein Produkt, das aus der Wurzel einer kultivierten einheimischen Wasserpflanze, Taro genannt, gewonnen wird. Beim Essen taucht jeder seine Hand in die vor ihm stehende Breischüssel und leckt die an den Fingern hängen gebliebene Breimasse von denselben ab. (Prost Mahlzeit!) Ein echter Kanake führt täglich wohl einige Gallonen dieses einen Europäer anwidernden Nationalgerichts seinem sturmfesten Magen zu. Als Leckerbissen gilt geröstetes Hundefleisch, das den nichts ahnenden Reisenden wohl als Ferkelfleisch aufgetischt wird.

Den vornehmeren Insulanern ist dagegen der feinste abendländische Tafelluxus bereits zum Bedürfnisse geworden. Blumengeschmückte Tische biegen sich unter der Last der ausgesuchtesten Leckerbissen.

In keinem Teile des polynesischen Archipels wurde der Landbau von jeher mit so großem Eifer betrieben wie in Hawai. Kunstvolle Bewässerungen unterhielten selbst auf den Hügeln Taropflanzungen. Die Wasserbehälter waren zugleich Fischweiher, und allerlei nutzbare Pflanzungen wurden auf den sie scheidenden Dämmen gebaut. Außer dem Taro pflanzte man Bataten, Yams, Bananen, Zuckerrohr, Kokospalmen und Brotfruchtbäume wenig, aber in großer Ausdehnung den Papiermaulbeerbaum und den Kawapfeffer, aus dem der Kawatrank, dem sie über alle Maßen ergeben waren, früher allgemein bereitet wurde und jetzt noch zum Teile bereitet wird.

Als Haustiere zog man Hunde, Schweine und Hühner.

Nicht minder thätig waren die Hawaier im Fischfang, wozu sie sich der Netze und Haken bedienten. Auch wagten sie den Haifisch zu ergreifen. Während der Haifisch sich umkehrt, um nach dem schwimmenden Fischer zu schnappen, schlüpfte dieser unter ihm hinweg und stieß dem mächtigen Raubfisch den Dolch in den Leib. Dieses Wagnis wird noch heute ausgeübt. Kannibalismus bestand zu Cooks Zeiten nicht mehr; früher wurde von dem Fleisch erschlagener Feinde ein Stück gegessen.

Viel Geschick erwiesen die Insulaner im Bootbau; sie hatte kleinere und größere von fünfzig bis neunzig Fuß Länge. Gewöhnlich waren sie mit Auslegern versehen und wurden mit Rudern in Bewegung gesetzt. Die Doppelboote hatten auch einen Mast mit Mattensegel. Zur Zeit Kamehamehas, der 1789—1819 regierte, waren zehntausend solcher Kanoes vorhanden, und der König ließ dieselben beim schlechtesten Wetter ausfahren und alle nur möglichen Übungen vornehmen; jetzt aber giebt es deren nur noch wenige. Das Tapazeug und die Matten der Hawaier waren sehr berühmt; sie zierten das Zeug mit prächtigen Farben und durchdufteten es mit Sandelholz und Pandangsamen. Das Tapatuch war ein gesuchter Handelsartikel, und es bestand ein ziemlicher Tauschhandel zwischen den einzelnen Inseln. Die höchst einfachen Geräte waren aus Stein, Knochen, Muscheln und Holz gefertigt. Der Boden wurde mit einem Spaten aus hartem Holz bestellt. Unter den Hausgerätschaften nahm der Flaschenkürbis den ersten Rang ein; er diente als Trinkgefäß, als musikalisches Instrument, er ersetzte den Mangel der Töpferwaren und hölzerner Geschirre und war auf Reisen der Tornister des Eingeborenen. Die Waffen bestanden in Wurfspießen, gezahnten Speeren, Keulen, Schleudern und Dolchen aus hartem Holz; Pfeil und Bogen wurden nur bei Rattenjagden gebraucht. Als Schutzwaffe diente eine dicke Matte, oder auch ein Panzer, eine Brustplatte, die ganz aus übereinander liegenden Zähnen bestand. Die Kriege waren nicht blutig, es gab mehr Scharmützel als Schlachten; die Kriegsgefangenen wurden häufig den Göttern geopfert. In den Krieg zogen auch die Frauen mit, doch nicht, um zu kämpfen, sondern um die Verwundeten zu pflegen. Auch wurden zuweilen Seeschlachten geliefert.

Polygamie war gestattet; auch war Blutverwandtschaft kein Ehehindernis. Das Los der Frauen war nicht sehr gedrückt; doch waren auch sie, wie die übrigen Polynesierinnen, durch das Tabu in vielen Hinsichten eingeschränkt.

Cook, dem zuerst von den abergläubischen Insulanern göttliche Verehrung gezollt wurde und der später, im Jahre 1779, infolge grober Nichtachtung ihrer religiösen Gefühle, von diesen ermordet wurde, schätzte die Einwohner der Hawaischen Inseln auf nahezu eine halbe Million. Heute dürfte diese Zahl auf kaum 35,000 eingeborner reiner Rasse und etwa 8000 Mischlinge zusammengeschmolzen sein. Das sind gewiß entsetzliche Zahlen, die die Zukunft dieses Volkes recht trostlos erscheinen lassen.

Die Gründe für das Aussterben der Eingebornen sind sowohl in den von den Europäern eingeführten Krankheiten als auch in der allgemeinen Unsittlichkeit, in den Folgen des Trunkes und vor allem im heimlich verübten Kindermord zu suchen. Unter den verheerenden Krankheiten wollen wir nur des Aussatzes gedenken, der vor etwa fünfzig Jahren von einem aus

Asien kommenden Reisenden eingeschleppt worden sein soll. Die mit dieser Krankheit behafteten Unglücklichen werden aus der Mitte der Bevölkerung nach der Insel Molokai verbannt, wo sie in einer öffentlichen Anstalt Unterkunft und Pflege erhalten. Die staatliche Gesundheitsbehörde thut alles, was in ihren Kräften steht, um der weiteren Ausbreitung dieser erschrecklichen Seuche vorzubeugen. Ihre Spione sind stets heimlich auf der Suche nach frisch ausgebrochenen Fällen, da es nur selten vorkommt, daß ein Aussätziger sich selbst angiebt. In einer Vorstadt Honolulus befindet sich ein Spital, wo zweifelhafte Fälle zuerst behandelt werden. Ein verdächtiges Vorzeichen anrückenden Aussatzes sind Tag für Tag wiederkehrende eigentümliche Kopfschmerzen, begleitet von einem Übelkeitsgefühl, desgleichen die Fähigkeit, heiße Gegenstände in der Hand zu halten, ohne daß man irgendwelchen Brennschmerz spürt.

Sobald der Aussatz bei einem im Untersuchungshospital Befindlichen festgestellt worden ist, wird der Arme nach der Aussätzigenkolonie eingeschifft. Im Durchschnitt muß er nach Ausbruch des schrecklichen Aussatzes noch fünf Jahre seines elenden Lebens fristen, doch hat es schon Fälle gegeben, daß ein solcher Bedauernswerter zwanzig Jahre an seiner unheilbaren Krankheit dahinsiechte. Frauen sterben in der Regel eher dahin als Männer.

Jedes Jahr werden neunzig bis hundert Aussätzige nach Molokai überführt. Außer den Eingeborenen liefern die Chinesen und Japaner, die in Hawai ansässig sind, einen starken Prozentsatz Aussätziger. Von Kaukasiern befanden sich vor einem Jahre (1898) auch siebzehn Amerikaner und neun Europäer unter den Unglücklichen, die den Rest ihrer Lebenstage in jener „Sterbekolonie" zubringen müssen. Jedem Erwachsenen wird dort von der Regierung eine Hütte angewiesen und die nötige Kleidung nebst zehn Dollars für Nahrungsbedürfnisse gestellt. Alle vierzehn Tage geht ein mit Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken und Medizin beladener Dampfer von Honolulu nach der Insel der Verbannten ab.

Ehe das Christentum auf der Inselgruppe Eingang fand, waren die Eingeborenen dem niedrigsten Götzendienst ergeben. Kane und Kaneloa, die fast immer zusammen erwähnt werden, waren die obersten Götter, die Zahl der Nebengötter ging ins Unendliche; denn man sah überall eine Gottheit: in den Sternen, im Blitz und Donner, in den Winden, auch konnte jeder unter irgend einem Tier, Fisch, Vogel oder Frucht sich selbst eine Gottheit wählen. Die beiden obersten Götter kamen aus einem rätselhaften Fabellande und brachten den Pisang, die Kokospalme und den Brotfruchtbaum zur Ernährung der ersten Menschen mit.

Kaili war der große Kriegsgott der Hawaier und als solcher der besondere Schutzgott des vorhin bereits erwähnten Kamehameha I., der alle Inseln des Archipels unter seinem Scepter vereinigte. Im Jahre 1792



Ein Kokoshain bei Hilo auf Hawai.

ließ letzterer dem Kaili ein Haupthеiau (Haupttempel) erbauen, in welchem der große Holzgötze mit Kriegshelm und rotem Federmantel stand. Am Tage der Vollendung wurden elf Menschen, viele Hunde und Schweine dem Gotte geopfert.

Die Götzenpriester standen in großem Ansehen. Sie zerfielen in drei Klassen und fungierten als Wahrsager, verrichteten die Gebete und Opfer und besorgten die Feste, deren man monatlich vier abzuhalten pflegte. An besonderen Festen wurden die Götzenbilder in öffentlichen Prozessionen umhergetragen. Außerdem stand den Priestern auch das Heilen der Kranken zu, wozu sie sich Gebete und Zaubersprüche bedienten.

Der Himmel, wohin die Seele entrückt wurde, nachdem sie den Körper verlassen, war nach dem Glauben der alten Hawaier eine fabelhafte Insel, die in den Fluten des Stillen Oceans verborgen liege. In diesem erträumten Paradiese hofften sie viele schöne Frauen, köstliche Früchte aller Art und Kawa in Hülle und Fülle zu finden.

Heute bekennt sich die ganze eingeborene Bevölkerung nominell zum Christentum, wenngleich es, wie wir gesehen haben, um die Moral der großen Masse noch äußerst traurig bestellt ist. Leider haben Europäer und Amerikaner, die sich dort bereits in größerer Zahl niedergelassen haben, den Kanaken großenteils nicht ein wahres Christentum vorgelebt, sondern sie im Gegenteil noch zu vorher ungekannten Lastern verführt und also zu ihrer sittlichen Besserung nicht beigetragen.

Die Amerikaner waren die ersten, die auf Hawai eine Mission begannen. Im Jahre 1809 saß ein dunkelfarbiger Knabe auf den Eingangsstufen vor einem der Gebäude des Yale College in New Haven, Connecticut, und weinte zum Erbarmen bitterlich. Er hieß Obukiah und kam von den Sandwich-Inseln. Vater und Mutter waren in einem Stämmekriege erschlagen worden, und der vierzehnjährige Knabe hatte sich voll Angst auf ein amerikanisches Schiff geflüchtet, das in der Nähe vor Anker lag. So war er nach Amerika gekommen. Während er nun weinend auf den Stufen saß, bemerkte ihn Pastor Dwight, den sein Weg dort vorbeiführte. Er nahm den Knaben zu sich ins Haus und unterrichtete ihn in Gottes Wort.

Noch in demselben Jahr kam ein junger Predigtamtskandidat, der sich sehr für die Mission interessierte, zu Pastor Dwight ins Haus und wurde mit dem hawaischen Waisenknaben bekannt. Obukiah sagte dem Kandidaten auf dessen Befragen unter anderem, seine Volksgenossen seien „sehr böse und beteten Götter an, die von Holz gemacht seien". Hieran anknüpfend sprach er den Wunsch aus, nachdem er die Bibel noch besser kennen gelernt habe, als Missionar in sein Heimatland zurückzukehren.

Am 31. März 1820 landeten die ersten Boten des Evangeliums auf der Inselgruppe. Es waren außer Obukiah noch drei andere Eingeborene,

die auch nach den Vereinigten Staaten gekommen und dort zum Christentum bekehrt worden waren, und zwei Amerikaner, denen sich noch ein Lehrer, ein Arzt, ein Farmer, ein Handwerker und ein Drucker angeschlossen hatten.

Die Missionare hatten unter Gottes Segen bald schönen Erfolg. Aus einem nicht bekannten Grunde hatte der damals regierende König kurz vor dem Eintreffen der Missionare den Befehl ergehen lassen, alle Götzenbildnisse zu vernichten. Das erleichterte den Boten Christi das sofort mit großem Eifer ergriffene Missionswerk. Drei Monate nach ihrer Landung konnte der König bereits englisch lesen. Einige seiner Häuptlinge ahmten seinem Beispiel eifrigst nach, und es währte gar nicht lange, da hatte die Mission festen Fuß gefaßt, das Inselreich hatte die heidnische Religion abgeschafft und an ihrer Statt das Evangelium angenommen.

Seit der Angliederung Hawais an unsern Staatenverband werden diese herrlichen Eilande mehr als je von Reiselustigen besucht, namentlich von Amerikanern. Alle aber, die dieses herrliche Stück tropischer Inselwelt gesehen haben, nehmen die angenehmsten Eindrücke von dem schönen Garten Gottes mit nach Hause. Nur eins erfüllt christliche Reisende beim Abschiede von der hawaischen Küste mit Wehmut — es ist die betrübende Wahrnehmung, daß Amerikaner und Europäer auf jenen Eilanden einesteils wohl Träger des Evangeliums und dankenswerter Civilisation gewesen sind, anderenteils aber leider auch vielfach dazu beigetragen haben und noch dazu beitragen, daß die Hawaier der großen Mehrzahl nach trotz äußerlicher Annahme der christlichen Religion im Herzen geblieben sind, was ihre Vorfahren waren, und daß die Zeit wohl nicht mehr fernliegt, da die Eingebornen reiner Rasse infolge sittlicher Versumpfung auf ein ganz geringes Minimum der Gesamtbevölkerung zusammengeschmolzen sein werden.

Die Schlacht auf den katalaunischen Gefilden (451).

Von Dr. Paul Arras.

Es war im Jahre 433 nach Christi Geburt, als Attila, des Mundzuk Sohn, mit seinem Bruder Bleda die Herrschaft über das große Hunnenreich antrat, das sich zwischen Donau, Theiß und Dnjestr erstreckte. Zehn Jahre herrschten die Brüder gemeinsam, dann räumte Attila den Bleda durch Meuchelmord aus dem Wege und ward so Alleinherrscher.

Er war eine rücksichtslose Herrschernatur; er war der Schrecken aller Länder, und die Meinung von seiner Furchtbarkeit setzte alles in Angst und Schrecken. Die Völker raunten sich zu, daß er das Schwert des Kriegsgottes Mars führe, das bei den Königen der Skythen immer heilig gehalten wurde. Lange war es verloren gewesen, da bekam es durch einen Zufall ein Hirt. Dieser sah einst eine seiner Kühe hinken und ging eifrig den Blutspuren nach, um die Ursache der Wunde, welche er sich nicht erklären konnte, zu entdecken. Da fand er endlich unter Gras und Kräutern versteckt in der Erde ein Schwert liegen, auf welches das Rind beim Futtersuchen unversehens getreten war. Das grub er aus und brachte es sogleich zu Attila. Der aber, so ging die Sage durch die Lande, glaubte nunmehr zum Herrscher der ganzen Welt bestellt zu sein und durch des Kriegsgottes Schwert die höchste Kriegsgewalt empfangen zu haben. Dabei trat Attila stolzen Schrittes auf und ließ die Blicke nach allen Seiten gleiten. Sein Machtgefühl leuchtete aus jeder seiner Bewegungen hervor. Er liebte Krieg und Schlachten und war der Tüchtigste im Rate; dabei gab er Schutzflehenden willig Gehör und war gnädig gegen alle die, welche er als treu erkannt hatte. Seine Gestalt war klein; er hatte eine breite Brust, einen etwas großen Kopf und in diesem kleine Augen, seine Nase war platt gedrückt, sein Bart dünn und mit Grau gemischt und seine Hautfarbe dunkel. So fanden sich an ihm alle Merkmale seiner Rasse. Eine spätere Zeit legte ihm den Beinamen „Gottesgeißel“ zu.

Seit dem Jahre 447 suchte er an der Spitze seiner Völkerscharen Illyrien, die Länder an der Donau, Makedonien, Thessalien, Thrakien und Griechenland wiederholt durch Plünderungs- und Beutezüge heim. Das oströmische Kaiserreich mußte durch ungeheure Geldopfer den Frieden sich erkaufen.

Im Jahre 451 gedachte er das weströmische Reich mit Krieg zu überziehen. Auf Veranlassung des Vandalenkönigs Genserich, welcher sich im nördlichen Afrika ein gewaltiges Reich im Gebiete des alten Karthago gegründet hatte,

und der ihn durch reiche Goldsendungen hierfür noch besonders gewonnen hatte, unternahm er den Zug.

Er schickte vorher, um zwischen den Römern und den Westgoten Zwietracht zu säen, Gesandte an den Kaiser Valentinian nach Italien und ließ ihm melden, er wolle in keinem Punkte die Freundschaft mit den Römern verletzen, dagegen beabsichtige er, mit dem Westgotenkönige Theodorich I. einen Kampf auszufechten. Sein Schreiben war mit Schmeicheleien aller Art reichlich gefüllt, um seine Lügen glaubwürdig erscheinen zu lassen. In gleicher Weise sandte er einen Brief an König Theodorich und forderte ihn auf, sich von dem Bündnis mit den Römern loszusagen.

Da richtete Valentinian an Theodorich und an sein Volk eine Gesandtschaft des Inhalts: „Eure Klugheit, tapferstes der Völker, gebietet, euch mit uns gegen den Tyrannen des Erdkreises zu erheben, der begehrt die ganze Welt in Knechtschaft festzuhalten, der nie gerechte Kampfesursachen hat, sondern alle seine Thaten für rechtmäßig und erlaubt hält. Sein Ehrgeiz, sein Übermut und seine Willkür kennen keine Grenzen. Er verachtet jedes Recht und heiliges Herkommen. Seid eingedenk, daß er nicht durch edlen Wettkampf, sondern durch Hinterlist und Trug die Weltherrschaft zu gewinnen strebt. Darum, ihr Waffengewaltigen, vereinet euch mit uns zu gemeinsamer That und kommet dem Reiche zu Hilfe, von dem ihr einen Teil inne habt."

Dies Schreiben und die Worte der kaiserlichen Boten hatten Erfolg. Denn also antwortete ihnen Theodorich: „Euren Wunsch, Römer, wollen wir erfüllen. Wir werden nicht säumen, wider Attila zu ziehen. Wie übermütig er sich auch, stolz auf verschiedene Siege über Barbarenvölker, brüsten mag, so verstehen doch auch wir Goten mit Übermütigen kühn in der Feldschlacht zu streiten. Ich erachte keinen Krieg für bedenklich, außer den, welcher ungerecht und darum ohne den Segen Gottes geführt wird."

Diesen Worten ihres Königs jubelten die Herzöge, die Grafen und das ganze Volk laut Beifall zu. Alle wünschten den Kampf. Man begann sich zu rüsten, und der König brachte ein großes Heer zusammen. Vier Söhne ließ er zu Hause zurück, Friedrich, Eurich, Retemer und Himmerit; nur die beiden älteren, Thorismund und Theodorich, nahm er mit sich zum Kampfe.

Auf seiten der Römer besaß die größte Umsicht Aëtius, welcher um diese Zeit Statthalter der römischen Besitzungen zwischen Loire, Seine, Somme und Maas war. In gleicher Weise ausgezeichnet an Körper wie Geist, war er ein Meister aller kriegerischen Fertigkeiten und Künste, aber auch groß in denen des Friedens und gern bereit zu jeder Anstrengung und körperlichen Entsagung, sowie unerschrocken in Gefahren. Ihm glückte es, die römischen Streitkräfte außer mit denen der Westgoten mit denen der

Franken, Burgunder, Sachsen und mancher andern keltischen und germanischen Völker zu vereinen.

Der Zusammenstoß erfolgte auf den katalaunischen Gefilden, in der Gegend des heutigen Chalons an der Marne, welche hundert „Leugen", wie die Gallier sagten, in die Länge und siebzig in die Breite sich erstreckten. Eine gallische Leuge betrug aber eintausendfünfhundert Schritte. Mithin waren diese Gefilde zum Kampfe für große Massen ganz außerordentlich gut geeignet. Auf beiden Seiten waren es die tapfersten Heere, die hier aneinander gerieten.

Attila entschloß sich nicht mit dem gewohnten Siegesmute zum Kampfe. Er hatte das feste Orleans an der Loire belagert, war aber durch Aëtius und seine Bundesgenossen, die zum Entsatze der arg bedrängten Stadt herangezogen waren, zum Rückzuge genötigt worden. Das hatte ihn erschüttert, und als gar die Wahrsager auf sein Anfragen aus den Eingeweiden, Adern und Knochen der Opfertiere den Hunnen Unheil verkündeten, beschloß er, besorgt über den Ausgang des Kampfes, erst um die neunte Stunde des Tages* die Schlacht, um im ungünstigen Falle in der hereinbrechenden Nacht Hilfe zu finden.

Das Schlachtfeld war eine Ebene, die sich allmählich ansteigend zu einer Anhöhe erhob. Ihre günstige Lage bot nicht unbedeutende Vorteile; dies veranlaßte beide Heere, sich ihrer zu bemächtigen. So besetzten die Hunnen mit den Ihrigen den rechten und die Römer und die Westgoten mit ihren Hilfsvölkern den linken Teil. Um den freigebliebenen Kamm des Hügels erhob sich der Kampf.

Den rechten Flügel des römischen Heeres nahm mit den Westgoten Theodorich ein, den linken Aëtius mit den Römern: im Mitteltreffen standen die Alanen unter ihrem Häuptling Sangiban, dessen Treue zweifelhaft war und dessen sie sich deshalb durch diese Umschließung mehr zu versichern glaubten.

Der Hunnen Schlachtreihe war also geordnet: im Centrum hielt Attila mit seiner Kerntruppe; durch ihre Tapferkeit und Treue glaubte er vor jeder persönlichen Gefahr geschützt zu sein. Die Flügel aber bildeten die verschiedenen Völker und Stämme, welche er seiner Botmäßigkeit unterworfen hatte. Unter diesen ragte hervor das Ostgotenheer unter der Führung der Brüder Walamir, Theodemir und Widemir, die dem edlen Geschlecht der Amaler entsprossen waren. Dort befand sich auch mit der Gepiden zahllosen Schar der tapfere und ruhmvolle König Ardarich, der wegen seiner großen Treue gegen Attila von diesem in seine Pläne eingeweiht worden war. Denn der Hunnenkönig schätzte seinen Scharfblick und liebte ihn und

* Nach unserer Zeitrechnung nachmittags 3 Uhr.

Walamir, den Ostgotenkönig, mehr als alle die andern unterworfenen Fürsten. Und er that recht daran. War doch Walamir verschwiegen, einschmeichelnd in der Unterredung und des Truges unkundig, und leuchtete doch Ardarich durch Treue und Einsicht, wie gesagt, hervor. So trug er kein Bedenken, in dem bevorstehenden Kampfe die Ostgoten den stammesverwandten Westgoten entgegenzustellen. Der übrige, wenn man so sagen darf, Schwarm der Könige und Häuptlinge war Attila sklavisch ergeben.

Attila schickte die Seinen ab, um den Gipfel der oben beschriebenen Anhöhe zu besetzen; aber Thorismund und Aëtius kamen den Hunnen zuvor, sie erreichten ihn zuerst und verjagten die anstürmenden Feinde vermöge ihrer günstigen Stellung mit Leichtigkeit. Hierdurch gerieten diese in Bestürzung. Das veranlaßte Attila, ihren Mut durch eine feurige Ansprache neu zu beleben, in welcher er unter anderem ihnen zurief: „Kämpfet mit standhaftem Mute, wie ihr dies immer gethan habt, verachtet die Kampfreihen jener, hauet ein auf die Alanen, stürzt euch auf die Westgoten. Laßt uns raschen Sieg gewinnen. Mutig stürmet vor, lasset eure gewohnte Kampfeswut zum Ausbruch kommen. Jetzt nutzet eure Klugheit, jetzt gebraucht eure Waffen; werdet ihr verwundet, so rächet es mit des Feindes Tode; bleibet ihr heil, dann sättigt euch an seinem Blute. Vergeßt nicht, daß den, welchem der Sieg bestimmt ist, kein Geschoß treffen wird, und daß der, welchem das Todeslos fiel, auch in Friedenszeiten sein Geschick erfüllen wird. Den Anblick von uns Hunnen wird auch eine große Völkermasse, wie die gegenüberstehenden Feinde, nicht aushalten können. Ich selbst werde zuerst mein Geschoß gegen die Feinde schleudern. Wer müßig zusehen kann, wenn Attila kämpft, ist ein Kind des Todes." Solche Worte zündeten; todesmutig stürzten sich alle in den Streit.

Bald kam es zum Handgemenge. Ein entsetzlich grimmiger und gewaltiger Kampf war es, wie von einem ähnlichen das ganze Altertum nichts zu berichten weiß. Wer seinen Anblick genoß, der hätte nichts Großartigeres in seinem Leben sehen können. Denn, wenn man den Erzählungen der älteren Leute Glauben schenken darf, das Bächlein, welches in dem genannten Gefilde zwischen flachen Ufern dahinglitt, schwoll durch den Zufluß des Blutes zu einem reißenden Gußbach an. Die Verwundeten aber schlürften, um ihren brennenden Durst zu stillen, das mit Tier- und Menschenblut gemischte Naß.

Da wurde der greise Theodorich, als er durch die Schlachtreihen der Seinen, die er anfeuerte, sprengte, plötzlich vom Rosse herabgeworfen und von den Rossenhufen seines Gefolges zertreten, während er nach anderen Berichten durch das Geschoß des Ostgoten Andax getötet ward.

In diesem entscheidenden Augenblick, da die Westgoten nur mit der größten Anstrengung dem Ansturm der Hunnen standhielten, stürmte Thoris-

mund mit seinen Goten von den erwähnten Anhöhen herab. Die Rache für den Fall ihres geliebten Führers trieb sie vorwärts; aller feindlicher Widerstand ward gebrochen; die anstürmenden Hunnen wurden geworfen; ja sie hatten fast Attila selbst niedergehauen, wäre dieser nicht vorsorglich mit den Seinen hinter die Wagenburg in sein Lager zurückgewichen. Nur die Nacht machte dem Kampf ein Ende; sie rettete zugleich Attila vor völligem Untergang.

Thorismund geriet während der finsteren Nacht, als er meinte, zu seinen eignen Kriegerscharen zu gelangen, unversehens zu der feindlichen Wagenburg. Es entspann sich ein Kampf, in dem er am Kopfe verwundet und vom Rosse geworfen wurde; die Tapferkeit der Seinen befreite ihn aus der großen Gefahr. Jetzt ließ er vom Kampf ab.

In eine ähnliche Lage geriet Aëtius. Die Nacht trennte ihn von den Seinen; er befand sich eine Zeit lang mitten unter Feinden, als er nach dem Verbleib der Westgoten forschte. Endlich gelangte er zu den Wachtfeuern der Verbündeten. In ihrem Schutze brachte er die übrige Nacht zu. In dieser durch die ganze Welt berühmten Schlacht sollen auf beiden Seiten 165,000 Mann gefallen sein.

Am nächsten Morgen erkannten die Feldherren auf römischer Seite ihren Sieg; sie waren überzeugt, daß Attila, wenn er sich nicht für besiegt hielte, sicherlich nicht das Schlachtfeld geräumt hätte. Weithin war das Gefilde von Leichen und Verwundeten bedeckt; die Hunnen wagten keinen neuen Angriff.

Aber obgleich Attila überwunden war, zeigte er keine Verzagtheit. Vielmehr wie ein Löwe, den die Jäger bedrängen, die Eingänge zu seiner Höhle umwandelt und zwar nicht wagt aufzuspringen, aber unaufhörlich durch sein furchtbares Gebrüll seine Feinde schreckt: so ängstigte der kriegerischte aller Könige, wenngleich eingeschlossen, noch die Sieger.

Nun beschlossen die Westgoten und Römer, Attila einzuschließen und auszuhungern, da er keinen Vorrat an Lebensmitteln hatte und andrerseits durch seine trefflichen Bogenschützen, die er innerhalb der Lagerumzäunung aufgestellt hatte, den Zugang verteidigen ließ.

Der Hunnenkönig soll in dieser verzweifelten Lage, noch an der Schwelle des Todes, mutig entschlossen, aus den Sätteln der Rosse sich haben einen Scheiterhaufen errichten lassen, um sich, falls die Feinde in die Wagenburg einbrächen, in die Flammen zu stürzen. Keiner sollte sich rühmen, ihm den Todesstreich versetzt oder ihn zum Gefangenen gemacht zu haben.

Noch hielt man die Hunnen eingeschlossen, da suchten die Westgoten auf dem Schlachtfelde nach ihrem gefallenen König Theodorich. Sie fanden ihn unter einem dichten Haufen Erschlagener und begruben ihn im Angesichte des Feindes unter heißen Thränen und Siegesliedern feierlich auf

dem Felde seines Ruhms. Des Gefallenen Sohn, den waffentüchtigen Thorismund aber erhoben sie unter dröhnendem Waffengeklirr auf den Schild und erwählten ihn zu ihrem König an des Vaters Statt.

Als dies geschehen war, wollte Thorismund, um an den Überresten der Hunnen den Tod des Vaters zu rächen, den Kampf erneuern; er fragte aber vorher den Statthalter Aëtius als den Älteren und an Erfahrung Reicheren, ob er dies thun sollte, oder nicht. Jenem jedoch schien die Macht des Gotenvolks, die sich immer stärker und weiter ausbreitete, für Rom gefährlich zu werden. Er suchte den jungen König deshalb zum Abzuge zu bewegen, indem er ihn in schlauer Weise warnte vor heimischen Unruhen; diese könnten leicht von seiten seiner Brüder erregt werden, falls sie in seiner Abwesenheit sich der Schätze und des Thrones bemächtigten. Thorismund durchschaute die Hinterlist des Römers nicht; er befolgte deshalb seinen Rat und kehrte in die Heimat zurück. Bald thaten dies auch die übrigen Verbündeten, und schließlich zog auch Aëtius ab.

Sobald Attila von dem Abzuge der Goten Kunde empfing, erblickte er darin zunächst eine List der Feinde und hielt sich deshalb vorsichtig noch längere Zeit im Lager. Als er aber merkte, daß der Feind wirklich abgezogen war, schöpfte er neue Siegeshoffnung, und das Vertrauen auf sein altes Kriegsglück bemächtigte sich seiner von neuem. Wohl zog er sich nach seiner Königsburg nach Ungarn zurück, aber bereits im nächsten Jahre erschien er mit einem neuen Heere in Italien zum Kampfe gegen die Römer.

Welch mächtigen Eindruck aber diese gewaltige Völkerschlacht in der Phantasie der Menschen hinterließ, bezeugt der lange erhaltene Volksglaube, daß selbst die Geister der im Kampfe Gefallenen, auch im Tode noch unversöhnt, drei Tage lang in den Lüften fortgekämpft hätten.

Kleine Inseln.

Die kleinste bewohnte Insel der Erde liegt in dem Kanal, der Frankreich und England trennt. Es ist das Felsenriff Eddystone, auf dem sich der bekannte, im Jahre 1880 erbaute Leuchtturm befindet, dessen Licht auf neunzig Meilen hin sichtbar ist. Drei Personen, die Bedienungsmannschaft des Leuchtturms, bewohnen das Eiland. Bei niedrigem Wasserstand hat die Insel dreißig Fuß im Durchmesser, bei hohem ragt nur der Turm selbst aus den Fluten hervor, dessen Durchmesser 28 Fuß beträgt. Das Riff liegt vierzehn Meilen in südwestlicher Richtung von Plymouth entfernt. — Ein anderes kleines Eiland liegt im Kanal von Bristol. Es ist die Insel Flat Holme, die einen Umfang von anderthalb englischen Meilen hat, aber höchst fruchtbares Weideland besitzt. Außer einem Farmhause befindet sich dort noch ein 165 Fuß hoher Leuchtturm mit Drehfeuer.

Der Sabbattag.

Der Sabbat naht, schon kündet es vom Turme
Der Glocken Klang,
Das Lebensschifflein rastet nach dem Sturme,
Nach Müh' und Drang.

Da trägt das Herz in stiller Andacht wieder
Sein Feierkleid,
Da schweben lauter fromme Friedenslieder
In unsern Streit.

Da richtet höher sich des Menschen Glaube
Vom Sinken auf,
Und freier wird von seinem Wanderstaube
Der Pilgerlauf.

Da nah'n auf Tabors Höh'n Prophetengeister
Altheil'ger Zeit,
Da lehrt und stärkt und tröstet unser Meister
Die Christenheit.

Da läßt der HErr ein Auferstehn verkünden
Dem Erdensohn,
Da spricht er Lösung aus von Schuld und Sünden
Vom Königsthron.

Da gehen segnend tausend Gottesengel
Von Ort zu Ort
Und tragen liebend Sorg' und Erdenmängel
Vom Herzen fort.

O Sabbattag, als Abbild jenes Lebens
Begrüß' ich dich,
O Segenstag, so nahe nicht vergebens
Und segne mich.

Paul Kaiser.





JEsus segnet die Kindlein.



Tropische Feuerfliegen.
(Pyrophoriden.)

Praktische Verwendung der Leuchtkäfer.

Der Mensch hat es verstanden, sich im Laufe der Zeiten ein gut Teil der Tierwelt zu nutze zu machen. Von denen ißt er das Fleisch, oder er verschlingt sie gleich ganz, von andren genießt er die Eier, oder gar die Nester, von jenen benutzt er die Milch, oder verarbeitet diese zu Butter und Käse. Tiere müssen seine Möbel, seine Bücher u. s. w. u. s. w. mit ihren Häuten, Haaren, Federn, Gespinsten kleiden, er verfertigt aus ihren Zähnen, Hörnern und Knochen allerlei Geräte, brennt Farben aus ihnen, verarbeitet sie zu Leim, aus ihren Därmen macht er Bogensehnen und Violinsaiten, kurz und gut, wo wir uns umsehen in der Wirtschaft des Menschen, im Palast des Kaisers, wie in der Hütte des Fellahs und Eskimos, allüberall begegnen wir den Spuren der Tierwelt, und der strengste Vegetarier, dem der Genuß von Fleisch, Fett und Eiern ein Greuel und eine Entwürdigung der Schöpfung dünkt — an tausend andren Stellen kann er der Reste gemordeter Tiere nicht entbehren.

Die Kräfte und Fähigkeiten auch der lebenden Tiere beutet der Mensch nach allen Richtungen aus: sie müssen ihn und seine Habe transportieren, sie müssen mit ihm jagen und fischen, sie müssen seine Botschaften nach fernen Orten besorgen, sie müssen ihn, sein Haus und seine Herde bewachen, seine Maschinen treiben, seine Wohnungen von Ungeziefer frei halten, die im Schnee Verirrten und die entsprungenen Sklaven und Gefangenen aufsuchen, ihm beistehen im Krieg, er studiert an ihnen die Vorgänge des gesunden und kranken Lebens, sie dienen ihm als Wärmflaschen und Umschläge bei Kälte und Rheumatismus, als Schröpfköpfe, als Uhren und

Wetterpropheten — kurz, sie sind seine Allerweltshelfer. Auch die wunderbare Fähigkeit gewisser Käfer, zu leuchten, hat der Mensch auszunutzen versucht.

Es giebt zweierlei Arten von Leuchtkäfern: die Lampyriden und die Pyrophoriden. Jene bilden eine eigene Käfersippe für sich, sind weit verbreitet, und mehrere Arten von ihnen finden sich auch in unserm Lande; diese, Cucujos oder Feuerfliegen genannt, gehören zu den Schmieden oder Schnellkäfern und sind Kinder der Tropen.

Schon im sechzehnten Jahrhundert sperrte man in Südamerika Cucujos in Drahtkäfige, um bei ihrem Lichte zu arbeiten oder zu Abend zu essen, oder man reihte sie auf Faden und hing sie sich um den Hals, wenn man nächtliche Exkursionen vorhatte, und so dienten sie als schönste Laterne. Auf der Molukkeninsel Ceram herrscht der Brauch, daß einer erst heiraten darf, wenn er im stande ist, so und so viel von ihm erbeutete Menschenköpfe aufzuweisen, einerlei, ob er sie in ehrlichem Kampfe oder durch hinterlistigen Mord erwarb! Bekommt daher ein dortiger Alfurenjüngling das Junggesellenleben satt, so macht er sich einige Tagreisen weit aus der Nachbarschaft seines Heimatsdorfes fort in eine entfernte Gemeinde, um nicht aus Versehen gar seinem eigenen Vater, Bruder, Vetter oder Schwager den Kopf abzuschneiden, und lauert im Dickicht auf harmlose Wanderer. Hat er einen Kopf erbeutet, so versteckt er sich und wartet, bis es dunkel wird. Dann hängt er sich Leuchtkäfer an und setzt sie vorher in aus Bambusrohr gemachte spannenlange Köcher, deren Wandungen so dünn geschabt sind, daß sie durchscheinen wie geöltes Papier. Acht bis zehn solcher Köcher bindet er sich an jeden Fuß, die zusammen das Licht einer Laterne ausmachen, und läuft, was er laufen kann, nach Hause, um den Bluträchern zu entgehen, die ihm womöglich bald auf den Fersen sein werden.

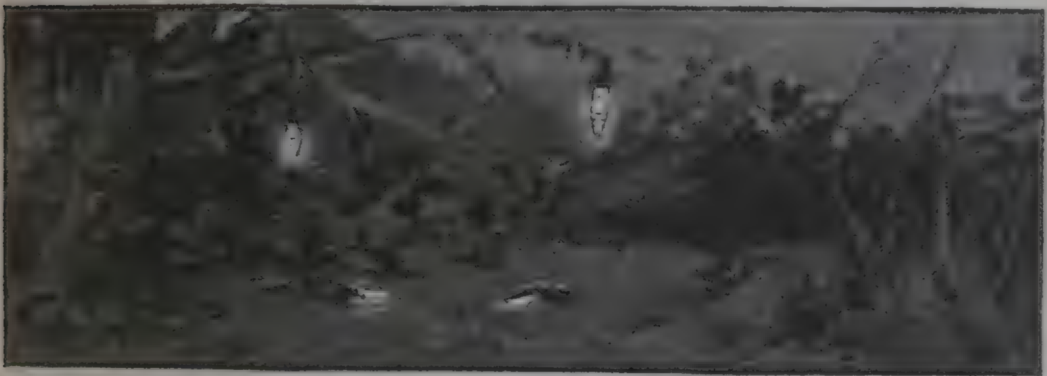
Aviedo y Valdes, ein spanischer Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts, erzählt, wie zu seiner Zeit auf den Westindischen Inseln die Offiziere der Truppen, die gezwungen waren, nächtliche Märsche zu machen, sich Cucujos in besonderer Anordnung auf den Kopf befestigten und so den nachfolgenden Soldaten gewissermaßen als Leitstern im Auge blieben.

Sehr allgemein werden diese Leuchtkäfer von den kreolischen Damen in Südamerika als Geschmeide benutzt. Sie stecken die Tiere in aus zartem Tüll gemachte Säckchen, die sie geschmackvoll über ihre Kleidung verteilen, andre befestigen sie an die diamantbesetzten Haarnadeln, so daß diese im Dunkeln funkeln und glänzen. Wenn die Insekten anfangen matt zu werden und im Leuchten nachlassen, so werden sie durch energisches Schütteln an ihre Pflicht erinnert. Die schönen Herrinnen sind indes um ihren lebenden Lichtschmuck, der sehr empfindlich und zärtlich ist, höchst besorgt. Denn kommen sie von einer Nachtpromenade oder aus einer Abendgesellschaft

nach Hause, so verpflegen sie erst ihre kleinen Lieblinge. Sie tränken sie zunächst mit Wasser und setzen sie dann in zierliche Käfige, wo sie ein Stückchen Zuckerrohr zum Saugen bekommen.

Manche Indianerstämme Südamerikas haben die Gewohnheit, sich vor ihren nächtlichen Tanzfesten Gesicht und Brust mit zerquetschten Cucujos einzureiben, denn der Leuchtstoff behält auch nach dem Tode des Tieres eine Zeit lang seine Kraft. Sie erscheinen dann wie mit Phosphor bestrichen und erschrecken beim plötzlichen Erscheinen Furchtsame nicht wenig.

Sehr gut kann man leuchtende Käfer als Lockmittel für Fische benutzen. Man steckt ihrer eine genügende Menge in eine wohlverkorkte, geräumige weiße Glasflasche, die man in die zu versenkenden Netze befestigt. Das ungewöhnliche Licht lockt die Fische an und in das Netz hinein. Allerdings möchten wir einer solchen Tierquälerei nicht das Wort reden.



Lampyriden oder Leuchtkäfer.

Der Cucujos bedienen sich die Indianer Südamerikas auch zu einem umgekehrten Zweck. Sie bringen sie nämlich nachts in ihre Hütten und behaupten, ihr Licht verscheuche die Moskitos.

Doch nicht bloß der Mensch, sondern auch ein andres Geschöpf beutet Leuchtkäfer zu seinem Zweck aus, und so fabelhaft die Geschichte klingt, soll sie thatsächlich auf Wahrheit beruhen. In Indien, Südchina und auf den Sundainseln findet sich ein Webervogel, der Flaschenvogel oder der Tisserin Baya der Malaien, der, wie alle seine Familiengenossen, sehr zierliche Nester verfertigt. Hat ein Pärchen sein Nestchen vollendet, so schleppt es Klümpchen feuchten Lehms herzu, die es außen zwischen das Material seines Bauwerks verteilt. Diese Thatsache steht fest, und man hat versucht, sie auf allerlei Art zu erklären. Bald sollten die Klümpchen dazu dienen, daß die Vögel ihre Schnäbel daran wetzen, bald sollten sie eine Art Ballast abgeben, um das Nest schwerer zu machen und es den Einflüssen des Windes

weniger auszusetzen. Die Eingebornen aber behaupten, der Tisserin Baya bestecke die Lehmklümpchen mit Leuchtkäfern, deren Licht die Schlangen abhalten soll und — die Vögelchen nisten gern in der Nachbarschaft des Menschen — auch die auf Eier und junge Vögel sehr lüsternen Ratten. Severn, ein Engländer, berichtet, wie einer seiner Freunde in Indien nachts drei Ratten beobachtet habe, die sich auf dem Holzwerk seines Hausdaches herumtrieben. Da kam ein Leuchtkäfer angeflogen und ließ sich bei den drei Nagern nieder, die über die unerwartete Erscheinung so sehr erschraken, daß sie eiligst ihre Schlupfwinkel aufsuchten.

Unmöglich ist ja die Sache, wie sie die Eingebornen darstellen, durchaus nicht, aber wodurch bleibt der Lehm feucht genug, um jenen lebenden Lichtern längere Zeit als Leuchter dienen zu können?

Ein merkwürdiger Alpenbewohner.

Von Fr. B.

In einer Beschreibung des Murmeltieres, die der alte Sebastian Münster (geb. 1489) aufgezeichnet hat, sagt er von diesem interessanten Bewohner der Alpen unter anderm folgendes: „Es sieht gleich wie ein groß Küngelin (Kaninchen), hat ein Schwanz, der einer Spannen lang ist, lange Vorderzähn, beißt übel, so es erzürnt wird, hat kurze Schenkel, die sind unter dem Bauch ganz dick von Haar, gleich als hätt es Schlotterhosen angezogen, hat Bärentappen und lange Klauen daran, mit denen es gar unbillich tief in das Erdreich gräbt. So man ihm etwas zu essen giebt, nimmt es dasselbig in sein vorder Fuß wie ein Eichhörnlein und sitzt aufrecht wie ein Aff. Kann auch auf den zweyen hinderen Füßen gehen wie ein Bär."

Der Hauptsache nach ist das Murmeltier mit diesen Worten richtig gezeichnet. Es ist etwas größer als das Kaninchen, hat einen plumpen, in die Dicke gehenden Körperbau, einen kurzen Hals, einen dicken platten Kopf mit abgestumpfter Schnauze, glänzendschwarze, rundsternige Augen und kleine, oben abgerundete Ohren. Den gedrungenen Leib tragen kurze, mit langen gekrümmten Klauen versehene Füße; an ihnen erkennt man alsbald den Kletterer und den höhlenbewohnenden Kriecher. Seine Bewegungen entsprechen der Gestalt des plumpen, ganz in dichten, braunen Pelz vergrabenen Tieres. Eigentliche Sprünge sieht man es nie machen; sein Gang ist ein breitspuriges Watscheln, wobei es den Kopf etwas zu senken

pflegt und den Bauch fast auf der Erde schleift. Von seinen vier keilförmigen Nagezähnen haben die unteren mit der Wurzel eine Länge von über zwei Zoll, die oberen sind etwas kürzer. Durch den Spalt der bärtigen Oberlippe zeigen sie ihre Schärfe. Bei alten Tieren haben diese Zähne eine schöne lichtgelbbraune Farbe.

Der Italiener nennt das Murmeltier mure montana, der Savoyarde marmotta, der Engadiner marmotella, der Franzose marmotte; in Oberbayern heißt es Mankei, in Glarus und den kleinen Kantonen Munk, im Bernergebiet Murmeli, und was es in anderen Gegenden sonst noch für Namen hat. Seine Heimat sind die Alpen, die Pyrenäen und die Karpathen. Hier treibt es sich paar- oder familienweise auf den höchsten Steinhalden, auf den Matten dicht unter dem ewigen Schnee und Eis herum und kommt höchstens bis zur Baumgrenze herab. Den Menschen flieht es; je einsamer die Gebirge sind, um so zahlreicher wird es noch gefunden. Da es, zumal dort oben auf der eisigen Höhe, wie die meisten Tagtiere, sich gern von der Sonne bescheinen läßt, so wählt es sich zu seinem Aufenthalt lieber die auf der Sonnen- als auf der Schattenseite gelegenen Flächen und Abhänge. Hier äst es auf den freien, durch steile Felsenwände begrenzten Plätzen die feinen, saftigen Alpenkräuter, vorzüglich deren Wurzeln; hier gräbt es sich auch seine Höhlen, kleinere für den Sommer, längere und geräumigere für den Winter, der dort sechs, acht und zehn Monate lang mit der furchtbarsten Strenge seine Herrschaft ausübt. Die Sommerwohnung liegt höher in dem Gebirge, oft bis über zehntausend Fuß über dem Meer, die Regionen, welche selbst die Gemse nur flüchtig durchstreift. Sie besteht aus einem nicht großen Kessel, zu welchem Gänge von drei bis zehn Fuß Länge mit mehreren engen Seitengängen und Luftlöchern führen. Die losgescharrte Erde wird nur zum kleinsten Teil hinausgeworfen, das meiste wird in den Gängen fest getreten, so daß diese dadurch ganz hart und glatt werden. Die Ausgänge sind meist unter Steinen angebracht. In der Nähe dieser Wohnungen findet man aber nicht selten noch eine ganze Anzahl kurzer, bloß zum Versteck bestimmter Löcher und Höhlen. Kann es bei Gefahr solche nicht erreichen, so verbirgt es sich unter Steinen und in Felsklüften. In seiner Sommerwohnung führt das Murmeltier während der wenigen milderen Monate ein sehr kurzweiliges Leben. „Mit Anbruch des Tages," sagt Tschudi, „erscheinen zuerst die Alten am Ausgang der Röhre, strecken vorsichtig den Kopf heraus, spähen, horchen, wagen sich dann langsam hervor, laufen etliche Schritte bergan, setzen sich auf die Hinterbeine und weiden dann eine Weile lang mit unglaublicher Schnelligkeit das kürzeste Gras ab. Bald darauf strecken auch die Jungen ihre Köpfe hervor, huschen heraus, weiden ein wenig, liegen stundenlang in der Sonne, machen Männchen und spielen miteinander." Dabei wird aber alle Augen-

liche Umschau gehalten und die Gegend mit der größten Aufmerksamkeit bewacht. Das erste, das etwas Verdächtiges bemerkt, einen Adler oder Fuchs oder einen Menschen, pfeift in wenigen Absätzen kräftig und laut durch die Zähne, fast wie ein Jäger oder Schäfer durch die Finger pfeift, die übrigen wiederholen es teilweise, und im Nu sind alle verschwunden. Durch dieses Pfeifen, mit dem sie auch die Gemsen auf ihre Verfolger aufmerksam machen, werden sie dem Gemsenjäger sehr lästig; ob sie eigene Wachen ausstellen, wie jene, ist nicht entschieden. Ihre Kleinheit und ihr erdfarbenes Gewand sichert sie jedenfalls besser vor dem Entdecktwerden; auch ist ihr Auge und noch mehr ihr Gehör und Geruch sehr scharf.

Ihre Winterwohnung, die sie gegen den Herbst hin graben, liegt mehr abwärts im Gebirge, gewöhnlich im Gürtel der obersten Alpenweiden, oft aber auch tief unter der Baumgrenze. Sie ist für die ganze, auf fünf bis fünfzehn Stücken bestehende Familie berechnet und deshalb sehr geräumig. Während die Röhren der Sommerwohnung immer offen sind, ist die bloß faustgroße Mündung der Eingänge in den Winterbau mit Heu, Erde und Steinen gut verstopft. Der Kessel selber bildet meist eine backofenförmige Höhle; er ist mit kurzem, weichem Heu angefüllt, das zum Teil alle Jahre erneuert wird. Vom August an fangen nämlich die klugen Tierchen an, Gras abzubeißen, das sie, wenn es dürr geworden ist, mit dem Maul zur Höhle schaffen. Bei diesem Einheuen helfen sich die zu einem Bau gehörigen in der Art, daß einige zum Sammeln weiter sich entfernen, andere näher beim Bau bleiben und den von ferne herkommenden die Grasbüschel abnehmen, oder es nimmt noch eine dritte Partie der zweiten die Last ab und trägt sie in die unterirdische Schlafkammer. Die Masse des gesammelten Heus ist oft so groß, daß ein Mann sie nicht auf einmal wegtragen kann. Was früher über dieses Einheuen erzählt wurde, daß ein Murmeltier sich auf den Rücken lege und zwischen seine Füße hinein sich mit Heu beladen und dann wie einen Schlitten von seinen Kameraden am Schwanz in den Bau ziehen lasse, gehört ins Gebiet der Fabel. Die Veranlassung dazu mag die Wahrnehmung gegeben haben, daß der Rücken mancher Murmeltiere ganz abgerieben war, was aber vom Einschlüpfen in die engen Röhren herrührte.

Sobald der erste Frost eintrifft, fressen sie nicht mehr, trinken aber unter lautem Schmatzen noch viel und oft, dann beziehen sie den Winterbau, manchmal schon in der zweiten Hälfte des Oktober, und verlassen ihn bis Mitte Mai nicht mehr. Dicht aneinander gedrängt, jedes zu einer Kugel zusammengerollt, liegen sie jetzt alle in todähnlicher Erstarrung. Die Temperatur ihres Blutes ist auf 4,5 Grad, die Zahl der Atemzüge bis auf 15 in einer Stunde herabgesunken, ein Puls ist kaum mehr bemerkbar. Man kann sie in diesem Zustand wie eine Kugel umherrollen, ohne daß sie

erwachen. Sehr abgemagert erscheinen sie im Frühjahr wieder vor den Öffnungen ihrer Winterwohnung; ist aber der Schnee noch nicht weggeschmolzen und sie müssen sich noch einmal in dieselbe zurückziehen, dann erliegen manche dem Hunger und der Entkräftung.

In seinem Sommerbau wirft das Weibchen zwei bis fünf Junge; bevor sie etwas herangewachsen sind, kommen sie aber selten vor die Höhle; bis zum nächsten Sommer teilen sie mit den Alten auch den Winterbau. Halbgewachsen gewöhnt sich das Murmeltier leicht an die Gefangenschaft und wird in hohem Grade zahm. Man füttert sie wie die Kaninchen mit allerlei Pflanzenstoffen, sie lassen sich aber auch Zuckerbackwerk gefallen und ziehen süße Getränke wie Milch dem Wasser vor. Es muß jedoch alles um sie her von Stein oder Eisen sein, sonst werden sie durch Nagen sehr schädlich. Auch ist es rätlich, nie zu vergessen, daß sie mit ihren meißelscharfen Zähnen einem gefährliche Bisse beibringen können. „Ich hielt ein Tatramurmeltier in meinem Zimmer,“ schreibt ein Tierfreund, „und es wurde bald allgemein zutraulich. Es kannte mich genau, achtete auf meinen Ruf, nahm allerlei possierliche Stellungen an, hüpfte aufgerichtet auf den Hinterbeinen umher u. s. w. Läßt



Murmeltiere.

man aber ein gezähmtes frei, so wird es bald wieder wild. Als ich das meinige einen ganzen Winter und den halben Sommer bei mir behalten hatte, ließ ich es in den Garten. Hier fing es sogleich an, unmäßig lange Gänge zu graben, und es kam aus denselben nur heraus, wenn man ihm zum Fressen lockte. Im ersten Winter hielt ich es im warmen Zimmer, wo es dann keinen Winterschlaf schlief; ich bemerkte bloß, daß es im Dezember und Januar traurig war und wenig aß; im Februar dagegen war es ungemein lebhaft und munter. Im zweiten Winter durfte es in der freien Luft bleiben, wo es sich dann im Heu vergrub und vier Monate schlief."

Das Fangen und Jagen des Murmeltieres hat um seiner Scheu und Vorsicht willen seine großen Schwierigkeiten. Die Sennen, welche ihnen nicht bloß des Fleisches, sondern namentlich auch des Fettes wegen, das sie als Arzneimittel für Kolik und Keuchhusten, für Gelenk- und Gliederschmerzen und andere Krankheiten gebrauchen, eifrig nachstellen, fangen sie in Fallen oder graben sie zu Anfang des Winters, wo sie am fettesten sind, aus. Ein altes Murmeltier giebt um diese Zeit zwei bis drei Pfund Schmalz. Die Haut (das Schwartl) steht niedrig im Preis, obwohl es gar kein schlechtes Rauchwerk ist und eine schöne braungraue, auf der Bauchseite braungelbliche Farbe hat. Das Fleisch junger Murmeltiere schmeckt gut. Die Schußzeit ist der Monat September und der Anfang des Oktober, am besten die Tage um Michaelis. Man schießt vorzugsweise die Männchen, in Oberbayern Bären geheißen, die Weibchen nennt man dort Katzen, auch Mütterinnen; letztere sind auf dem Bauch sehr dünn, jene stark behaart. Zum Jagen oder „Mankeipass'n", wie die Berchtesgadener Jäger sagen, braucht's eine große Portion Geduld.

Kobell erzählt, wie er zum erstenmal am Funtensee an der Grenze des steinernen Meers auf ein Mankei zu Schuß kam, es war anfangs Oktober 1840. „Nach einer erfolgreichen Gemsbirsch erfuhr ich bei der Rückkehr zur Holzhütte von dem Träger, daß er in der Nähe des Sees an einem Gehänge Mankei'n gesehen habe. ‚Könnt's leicht oa's schießen heunt,' sagte er, ‚weil's Wetter so fei' is, bal' Enk (falls Euch) 's Hi'hocka nit verdrießt.' Das war mir sehr lustig zu vernehmen, denn welcher Jäger wäre nicht vor allem begierig, ein Wild zu schießen, welches die wenigsten kaum einmal gesehen haben. Ich ließ mir den Platz möglichst genau angeben und machte mich sogleich auf den Weg. Die beschriebenen großen Steine und zerstreut herumliegenden Felsblöcke waren bald gefunden, und ich sah auch ohne vieles Suchen mehrere Röhren des Baus, an einigen frisch gescharrt und Geröll und Erde herausgeworfen. Es galt also, einen geeigneten Platz zu finden, um die begangensten Röhren zu überschauen, und Geduld im ‚Hi'hocka'. Während ich da und dort probierte, wie es taugen könnte, bemerkte ich eine kleine Mauer, aus aufeinandergelegten Steinen

gebaut, und erkannte bald, daß diese als Schirm den Jägern wohl schon gedient hatte. Es waren einige Löcher zum Durchschauen angebracht, und man konnte an der Seite mit der Büchse leicht und ungesehen in Anschlag kommen. So setzte ich mich an und war voller Hoffnung, da eine herrliche milde Luft (mit gutem Wind) wehte und die Sonne freundlich schien. Etwa nach einer halben Stunde zeigte sich unter dem ziemlich weiten Eingang der einen Röhre ein junges Mankei, kam heraus, setzte sich auf die Hinterbranten wie ein Hund, der aufwartet, und blieb so mehrere Minuten unbeweglich, als wäre es ein ausgestopftes Kabinettsstück. Dann aber wendete es sich, lehnte sich an einen Stein, über den es wegsehen konnte den See hinunter, und fing nun an, wiederholt zu pfeifen, daß der dickhaarige Bauch wackelte. Dann plötzlich mit einem Ruck war es in der Röhre, kam nach einiger Zeit abermals hervor und verschwand nach einigem Pfeifen wie das erste Mal. Als es ziemlich lange nicht mehr erschien, beschloß ich, wenn es wieder käme, mit dem Schießen nicht zu zaudern, denn die Jahreszeit war schon vorgerückt, und waren es vielleicht die letzten Tage, daß ein Mankei aus dem Baue ging, und ich wollte gar gerne einmal Mankeizähne erbeuten, um sie am Uhrgehänge zu tragen, wie man es bei Gebirgsjägern oft sieht. Es ist mit solchen Dingen nicht eigentlich wegen des Schmuckes, daß man sie haben will, sondern wegen des Erzählens, wenn einer gelegentlich fragt, was das für Zähne seien; denn im Erzählen macht man die Jagdscenen immer wieder durch, und handelt es sich um einen seltenen Fall, so bemerkt man gern, wie die anderen begierig oder auch neidisch zuhören. Das junge Mankei kam wirklich noch einmal, und nun nahm ich die Büchse fein zusammen, denn ich wußte, daß man den Kopf treffen müsse, weil das Tier, wenn es nicht auf den Fleck erlegt wird, in den Bau schlüpft und dann verloren ist. Der Finger lag schon so am Tupfer, daß ich dachte, jetzt müsse es knallen, als das Mankei wie der Blitz verschwand und ich fast erschrak, es könne der Schuß noch losgehen. Doch glücklicherweise geschah es nicht, und ich wollte eben die Büchse vom Backen nehmen, als ich mit Verwunderung den ganzen Eingang der Röhre mit Pelz sich ausfüllen sah und aus diesem wie aus einer Wildschur der graue Kopf eines alten Mankei zum Vorschein kam. Ich rührte kein Auge und atmete fast nicht. Das Mankei starrte eine Zeit lang gerade auf meine Mauer, dann wendete es langsam den Kopf und sah mit grämlicher Miene nach dem Abhang hinunter. Jetzt gilt's, ich visierte so gut wie möglich, und pumps! rollte der Knall in vielfachem Echo durch die Berge. Das Pelzwerk dort sank aber langsam in sich zusammen, ich sprang hin und zog einen herrlichen Mankeibären aus der Kluft mit prächtigen Zähnen, gut fürs Uhrgehänge und gut — zum Erzählen."

Mitten im Teifun.

Ein Pfingsterlebnis im Arabischen Meere. Von Oskar Voljahn.

Die Wasserwogen im Meere sind groß und brausen greulich; der HErr aber ist noch größer in der Höhe.
Ps. 93, 4.

Am Hafen-Kai von Sydney in Australien lag das schöne, mächtige, einer Hamburger Reederei gehörige, viermastige Klipperschiff „Belle Alliance" segelfertig, mit einer Ladung Wolle nach Liverpool bestimmt. Es war eins jener scharfgebauten Schiffe, welche es bei genügender Stärke des Windes gewöhnlichen Dampfern an Schnelligkeit nicht nur gleich-, sondern auch zuvorthun und welche sich durch die Schönheit ihrer äußeren Bauart vorteilhaft von gewöhnlichen Schiffen unterscheiden; auch haben sie außerordentlich hohe Masten und lange Rahen (Querstangen), um möglichst viele und große Segel tragen zu können.

Wenngleich Schiffe derart auch hauptsächlich zur Beförderung von Frachtgütern bestimmt sind, so haben sie doch stets eine Anzahl Kabinen, die mit allen Bequemlichkeiten der Neuzeit eingerichtet sind, zur Aufnahme solcher Reisender bereit, die ein Segelschiff einem Dampfer aus Gesundheitsrücksichten vorziehen. Der eine kann das Geräusch der Maschine und der Schiffsschraube, der andere nicht den Rauch ertragen; wieder andere wollen so lange wie irgend möglich auf dem Wasser sein, da sie durchaus keine Eile haben und der Aufenthalt auf dem Meere bekanntlich bei bestimmten Leiden der Gesundheit sehr zuträglich ist; wieder andere wollen ungenierter reisen, was bei dem Andrange von Passagieren auf den Schnelldampfern ganz unmöglich ist, da es auf solchen ganz wie in unseren großen Hotels zugeht.

So hatte auch die „Belle Alliance" außer ihrer Besatzung von zweiundvierzig Mann, den Kapitän und dessen Frau mit inbegriffen, zwölf Reisende an Bord. Da war zunächst ein älterer englischer Pastor nebst Frau, vier Kindern und einer Erzieherin; dann ein alter, leidender, reicher deutscher Pflanzer, welcher in einem der heimischen Bäder Heilung suchen wollte, mit seiner aus drei Personen bestehenden Dienerschaft und einem jungen Manne, welcher Krankenpfleger von Beruf war und sich so viel wie möglich die schöne Gotteswelt hatte ansehen wollen, nun aber aus Sehnsucht nach der geliebten Heimat zurückkehrte; er war von dem alten Pflanzer angeworben, um diesen während der Reise zu pflegen. Vorläufig war ihm jedoch von dem sehr unfreundlich dreinschauenden und scheinbar ganz unzugänglichen alten Herrn in kurzen Worten bedeutet worden, er möchte sich ihm nur auf seinen ausdrücklichen Wunsch nahen, sonst aber sich bei der Dienerschaft aufhalten, welche den gleichen Befehl erhalten hatte; dies war

dem Pfleger sehr erwünscht, da er ebenso wie die Diener nur mit Zittern und Zagen vor den Herrn trat.

Die Frau Kapitän Klara Hellmut hatte ein liebreiches, gläubiges Herz; der Kapitän Hellmut selbst war eine echte, nordische Seemannsgestalt; man sah ihm auf den ersten Blick an, daß er wußte, was er wollte, und in seinem Wörterbuche fehlte das Wort Furcht. Er stand soeben auf dem Quarterdeck (erhöhten Hinterdeck) und warf noch einen letzten, prüfenden Blick über das ganze Schiff, während der Lotse und der Ober- und Untersteuermann die nötigen Befehle erteilten. Am Lande standen Freunde und Bekannte der Reisenden und der Mannschaft, um den Scheidenden noch ein Lebewohl zuzurufen. Lustig wehten am hohen Maste die Flaggen, und schon blähten sich einige der kleineren, schneeweißen Segel, als ob sie ihre Kraft erproben wollten.

Nun erscholl ein bestimmter, schriller Pfiff aus der Kapitäns-Pfeife, worauf die letzten, das stolze, bereits vorwärts drängende Schiff noch haltenden Taue losgeworfen wurden und, majestätisch wie ein Schwan, die „Belle Alliance“ sich nun langsam unter Zurufen und Tücherschwenken in Bewegung setzte.

Etwa zehn Minuten vorher war der französische Klipper „Liberté“ in See gegangen. Im Vorbeifahren hatte der Kapitän dem unsrigen zugerufen, „ob er für ihn in Colombo* Quartier bestellen solle“, worauf dieser nur erwiderte: „Wir werden ja sehen, wer Quartier dort macht.“

So flogen nun die beiden Schiffe unter allmählicher Entfaltung aller Segel bei leichter Brise und dem schönsten, tiefblauen Himmel, der sich nur je über dem Indischen Ocean gewölbt hat, durch die krystallene Meerflut dahin, während die leicht aufschäumenden Wellen sich am Bug hin und wieder höher emporhoben, gleichsam als wollten sie neugierig einen Blick auf Deck werfen und sich Mannschaft und Reisende ansehen, um aber im nächsten Augenblick sich schnell wieder zurückzuziehen und in leise gurgelnden Tönen, schmeichelnd und plätschernd an der Schiffswand hinzufließen.

Da die „Liberté“ früher als wir den Hafen verlassen hatte, so hatte sie von vornherein einen Vorsprung; derselbe vergrößerte sich sogar noch dadurch, daß der Wind für die viel größere und tiefer gehende „Belle Alliance“ nicht stark genug war, was natürlich allseitiges Bedauern hervorrief.

Kapitän Hellmut blieb indessen bei froher, zuversichtlicher Laune; er vertraute darauf, zur Nacht werde der Wind an Stärke zunehmen, und darin hatte er sich auch nicht getäuscht. Mehr und mehr nahm die Brise schon gegen Abend zu, so daß sie am nächsten Morgen fast die Stärke eines leichtern Sturmes angenommen hatte.

---

* Auf Ceylon.

Während jetzt auf der „Belle Alliance" immer noch alle Segel standen, fing man auf der „Liberté" schon an, zu reffen, was durch ein gutes Fernrohr leicht festgestellt werden konnte. Allmählich wurde nun die Entfernung zwischen den beiden Schiffen kleiner und kleiner, was natürlich hier allseitig helle Freude erregte. Jung und alt, klein und groß sah achtsam nach dem französischen Gegner aus, und in jedem Herzen brannte das Verlangen, die deutsche Flagge aus diesem Wettstreite als Siegerin hervorgehen zu sehen und den Franzosen für seine prahlerische Herausforderung in Sydney verdienterweise zu demütigen.

Inzwischen war der Seegang mit dem immer noch stärker werdenden Sturme bedenklich höher geworden; aber so heftig das Schiff auch schwankte, so hatte doch niemand Zeit, seekrank zu werden, sondern jeder sah gespannt dem Ausgange der Wettfahrt entgegen. Und als — um 7 Uhr etwa — die „Belle Alliance" mit wehenden Flaggen, dieselben zum Gruße senkend, an der „Liberté" flott vorbeifuhr und die Mannschaft zu wiederholten Malen „hipp, hipp, hurra!" rief, da war der Jubel groß.

Die Matrosen hatten es während dieser ganzen Zeit nicht leicht gehabt; sie waren unaufhörlich mit dem Stellen der Segel und dem Festzurren aller an Deck befindlichen beweglichen Gegenstände beschäftigt gewesen; denn das Schiff legte sich unter dem starken Segeldruck mächtig auf die Seite und holte Sturzseen über Deck. Seekrank war jedoch nur die anfangs erwähnte englische Erzieherin. So wurde denn der Ober-Steward (Oberkellner) beauftragt, den Matrosen zur Belohnung für ihren Fleiß einen tüchtigen Grog zu brauen, von welchem der Kapitän nebst Frau das erste Glas tranken.

Am andern Tage legte sich der Sturm wieder; doch war die „Liberté" längst außer Sicht gekommen; sie sollte auch erst wieder in Colombo sichtbar werden, nachdem die „Belle Alliance" schon zwei Tage dort gelegen hatte.

Die Reise bis Colombo sollte in achtzehn Tagen zurückgelegt werden und verlief bei gleichmäßig gutem Winde und herrlichem Wetter zunächst ohne nennenswerte Zwischenfälle. Da Frau Kapitän Hellmut auch ihr Klavier an Bord hatte, wurde viel musiziert. Morgens hielt der Pastor eine Andacht, ebenso abends zwischen 6 und 8 Uhr; das ist eine Zeit, in welcher die ganze Schiffsbesatzung wach ist, während sonst ein Teil derselben schläft, da die in zwei Hälften geteilte Mannschaft sich von vier zu vier Stunden ablöst. Die Thüren des an Deck befindlichen Speisesaales, in welchem das Instrument stand, wurden dann geöffnet, damit die Mannschaft die Begleitung des zu singenden Liedes hörte; die drei an Bord befindlichen Damen waren musikalisch und begleiteten abwechselnd den Gesang.

Die der Andacht beiwohnenden Matrosen verhielten sich ruhig und

ernst mit Ausnahme eines einzigen, Namens Möller; dieser, an sich ein tüchtiger Seemann, hatte die üble Gewohnheit, fürchterlich zu fluchen. Bei den Andachten, welche für alle übrigen erbaulich waren, hatte er ein höhnisches Lächeln auf den Lippen, wenngleich er sich spöttischer Bemerkungen enthielt und sogar tapfer mitsang. Daß auch seine Stunde bald schlagen sollte, ahnte er nicht.

Selbstverstandlich war niemand gezwungen, den Andachten beizuwohnen, doch waren gewöhnlich die meisten Matrosen anwesend; und da die Seeleute auch fast immer englisch sprechen, so konnten sie die kurze, erbauliche, in englischer Sprache gehaltene Ansprache gut verstehen.

Am Tage wurden Unterhaltungsspiele getrieben, deren der Kapitän und dessen Frau immer neue ersannen; die rechte Würze gab denselben jedoch das angenehme, heitere, natürliche Wesen der Frau Kapitän, die sich längst die Herzen der Mitreisenden und der Mannschaft erobert hatte; wie sehr, das sollte sich in der Stunde der Gefahr noch deutlicher zu erkennen geben.

Während so oben alle fröhlich und guter Dinge waren, wankte unten in seinen drei Kabinen der eingangs erwähnte alte, leidende Pflanzer mühsam umher. Er war anscheinend mit sich und der ganzen Welt unzufrieden und zeigte allen eine mürrische Miene. Seinen Krankenpfleger duldete er nur dann in seiner Nähe, wenn derselbe ihm Medizin oder Essen reichte.

Als der junge Mann eines Tages, einem innern Drange folgend, zu ungewohnter Zeit in den kleinen Saal trat, fand er seinen Kranken auf dem Boden liegen, das Gesicht nach unten und an der Stirn aus einer kleinen Wunde blutend. Er entkleidete ihn schnell, legte ihn ins Bett, verband ihm die Wunde und erhielt endlich nach vielem eindringlichen Bitten die Erlaubnis, sich von nun an in der dem Schlafraume zunächstliegenden Kabine aufzuhalten.

Von diesem Tage an ging der Kranke sichtlich schnell seinem Ende entgegen. Dabei wurde er immer mürrischer und unzugänglicher.

Da erfolgte an einem Sonntagmorgen plötzlich etwas ganz Unerwartetes. Der Kranke rief den Pfleger ans Bett und befahl ihm, die Außenthür zu schließen, sämtliche Lampen und Kerzen anzuzünden, die Gardinen zuzuziehen, einen kleinen Tisch ans Bett und darauf zwei brennende Kerzen zu stellen und dann aus einem der Koffer Bibel und Gesangbuch hervorzulangen. Darauf ließ sich der Kranke den 23. Psalm „Der HErr ist mein Hirte" vorlesen, den Vers „Wenn ich einmal soll scheiden" vorsingen und examinierte dann mit überraschender Sachkenntnis den jungen Mann aus dem Katechismus. Als das beendet war, wurden die Lichter wieder ausgelöscht und alles in den gewohnten Zustand gebracht.

Von diesem Augenblick an war eine starke Wandlung mit ihm vorge-

gangen; er war nicht mehr mürrisch und ungeduldig, sondern er war ganz, ganz still und weich geworden, und in das kurz vorher noch so grimmig dreinschauende Gesicht war ein Zug unbeschreiblicher Milde gezeichnet. Dann ließ er den Pastor zu sich bitten und hatte eine lange Unterredung mit ihm.

Er ersuchte ihn, an mehrere seiner in Deutschland lebenden Verwandten, welche die Erben seines großen Vermögens wurden, zu schreiben; besonders ließ er eine Verwandte, mit welcher er dauernd in Zwietracht gelebt hatte, in rührendster Weise um Verzeihung bitten. Nachdem er noch einige Wohlthätigkeits-Anstalten mit ansehnlichen Vermächtnissen bedacht und seiner Dienerschaft, dem Krankenpfleger und sogar den Matrosen nicht unerhebliche Geldgeschenke ausgesetzt hatte, bat er den Pastor, die Abendandacht heute bei ihm im engen Kreise abzuhalten, nachher jedoch auch noch eine solche mit der Mannschaft zu feiern. Vom Kapitän und von dessen Frau nahm er in besonders inniger Weise Abschied, desgleichen von seiner Dienerschaft. Für jeden hatte er ein anerkennendes und auch seiner frühern Härte wegen abbittendes Wort; jedem gab er noch eine freundliche Mahnung auf den Weg mit. Von nun an lag er still und friedlich bis zum Abend; und als die Andacht beendet war, da hatte auch sein Leben geendet, und der Pastor dankte dem HErrn für den seligen Abschied. Ein tiefer Friede verklärte das Angesicht des Verstorbenen.

Der großen Hitze wegen mußte nun sofort an die Vorbereitung zu dem am folgenden Morgen stattfindenden Begräbnisse gedacht werden. So wurde denn noch an demselben Abend die Leiche unter Beifügung zweier schwerer Eisenstücke, welche das schnelle Herabsinken auf den Meeresboden bewirken sollten, in Segeltuch genäht und am andern Morgen auf dem Quarterdeck aufgebahrt. Statt der Blumen war die Hülle mit neuen deutschen Flaggen bedeckt.

Es war ein sonniger, glühend heißer Morgen; kein Lüftchen regte sich, die Segel hingen schlaff am Maste und das Schiff stand fast still. Die Flaggen waren auf Halbmast gezogen, das Deck war mit feinem, weißem Sande bestreut; vorn am Schiffe erklang die Totenglocke, was auf alle Anwesenden einen nahezu unheimlichen Eindruck machte.

Nachdem sich der Kapitän, die Offiziere und die gesamte Mannschaft in Sonntags-Uniform eingefunden hatten, erschienen auch die Mitreisenden und der Pastor. Zuerst wurde ein Lied gesungen, und dann hielt der Geistliche eine so warme Ansprache, daß alle sichtlich ergriffen waren; ja, man konnte sogar über des Kapitäns wetterharte Wange eine Thräne fließen sehen. Selbst auf den Gesichtern der Matrosen, denen ein solches Begräbnis nichts ganz Neues war, lag unverkennbar hoher Ernst. Niemand von ihnen ahnte, wie bald sie dem Tode nahe ins Antlitz schauen sollten.

Nun nahmen acht Matrosen die Leiche auf ihre Schultern, um einen Rundgang um das Schiff zu machen. Dicht hinter dem Sarge schritten der Pastor und der Kapitän; dann folgten der Krankenpfleger und die Dienerschaft, hierauf die drei Frauen und die Kinder; dann der erste und der zweite Steuermann, dann sämtliche Matrosen. In der Mitte des Schiffes wurde Halt gemacht, noch ein Choral erklang, der Segen wurde gesprochen, und langsam glitt die irdische Hülle über das Brett hin ins Meer.

Die Flaggen wurden jetzt auf Vollmast gezogen. Gearbeitet wurde an diesem Tage nicht, sondern derselbe wurde wie ein Sonntag behandelt.

Vier Tage später lief die „Belle Alliance" in den Hafen von Colombo ein, woselbst zu allseitigem Bedauern der Pastor nebst seiner Familie &c. Abschied nahm. Zwei Tage darauf verließ das Schiff den Hafen gerade in dem Augenblick, als die „Liberté" einlief; jetzt war die herausfordernde Miene des französischen Kapitäns einer sehr gedrückten gewichen.

Es war sechs Tage vor Pfingsten und bisher stets schönes Wetter gewesen. Wir waren im Arabischen Meere angekommen und befanden uns etwa an der Stelle, an welcher vor einigen Jahren das schöne deutsche Kriegsschiff „Augusta" während eines Teifuns mit seiner gesamten Besatzung ein Grab gefunden hatte, als am Nachmittag gegen 5 Uhr einige kleine, weiße Wolken mit scharfen Rändern am Horizont sichtbar wurden, welche Kapitän Hellmut mit sorgenvollen Blicken beobachtete. Bald umkreisten in dichten Scharen die Sturmvögel das Schiff und kreischten, daß es durch Mark und Bein ging.

Mit unheimlicher Schnelle zog bald darauf eine graugelbe, gewaltige Wolkenbank herauf, während das Meer noch spiegelblank lag. Eine erdrückende, schwüle Stille umgab das Schiff; hier und da nur ein leiser Pfiff im Takelwerk und in weiter Ferne ein dumpfes Grollen.

Der Kapitän hatte die nötigen Sturm-Kommandos erteilt, welche bereits mit gewohnter Schnelligkeit ausgeführt waren. Da brach mit donnerähnlichem Getöse der Teifun los; denn ein solcher war es leider. Die Sonne sah blutrot aus; die Luft war schwefelgelb und ganz mit feinem Wüstensande erfüllt; dieselbe Farbe hatte das Meer, welches sich ungewöhnlich rasch erhoben hatte. Immer finsterer, immer schwüler wurde es, fast zum Ersticken.

Die gesamte Mannschaft war mit dem Wegnehmen der Segel und dem Festmachen aller beweglichen Gegenstände beschäftigt. Da brauste plötzlich ein fürchterlicher Windstoß aus Südost über das Schiff weg und drückte es so tief auf die rechte Seite, daß die Wellen über die Brustwehr schlugen. Unter furchtbarem Krachen bricht der Vordermast und von den übrigen drei Masten die Bramstenge — die dritte Verlängerung der Masten — alles nebst mehreren Rahen geht über Bord; das Deck ist von einem förmlichen

Hagel von Splittern und Trümmern übersät, während das Schiff in allen Fugen ächzt und stöhnt, als müßte es jeden Augenblick in Trümmer zerbersten.

Inzwischen — also in etwa drei Minuten seit Beginn des Sturmes — ist es fast nacht dunkel geworden. Plötzlich tritt eine Todesstille von 5 bis 6 Sekunden ein. Doch im nächsten Augenblick braust aus entgegengesetzter Richtung, aus Nordwest, der Orkan mit einem Getöse über das Schiff herein, als würden hundert Kanonen mit einem Mal abgefeuert. An irgendwelche Arbeit ist nicht mehr zu denken; jeder hat vollauf damit zu thun, sich festzuhalten, damit die über das furchtbar hin und her schwankende Schiff sich ergießenden Sturzseen ihn nicht über Bord spülen.

Jetzt bricht auch schon der Großmast und der dritte Mast und stürzen über Bord; der erneute, entsetzliche Sturmanprall hat sie wie Zündhölzer geknickt. Die Reisenden mußten sich in ihren Kabinen halten, in die auch bereits das Wasser durch die Thüren eingedrungen war. Die beiden Matrosen am Steuer waren festgebunden. Neben ihnen stand der Kapitän, seine Frau mit starkem Arme umschlingend, während sie die Hände im stummen, heißen Gebete rang.

Wieder ist es einen Augenblick still, wie im Grabe; und wieder nach wenigen Sekunden setzt der Orkan mit erneuter Wucht aus Südost ein, mit gewaltigem Stoße auch den letzten Mast, den Kreuzmast, wie Spreu über Bord fegend. Und wieder folgt einen Augenblick unheimliche Stille; so windstill ist es, daß man ruhig mit einer brennenden Kerze über Deck gehen kann, ohne daß dieselbe verlischt und dann — von neuem bricht der Teifun mit verheerender Wut aus Nordost herein.

Von allen Seiten erhebt sich die See turmhoch; das ganze Wasser ist ein einziger gelber Gischt, der gen Himmel schäumt, und da sich das Schiff jetzt nicht mehr unter Segeldruck befindet und somit aufgehört hat, dem Steuer zu gehorchen, wird es willenlos hin und her geworfen, von allen Seiten mit Sturzseen bedeckt und legt sich rechts und links so stark auf die Seite, daß man glaubt, es werde sich im nächsten Augenblick nicht mehr aufrichten.

Inzwischen sind auch das Küchenhaus, der Speisesaal und zwei von den fünf Rettungsbooten verschwunden, teils durch die brechenden Masten weggerissen, teils von den Sturzseen zertrümmert. Und das alles im Verlauf von zehn grauenvollen Minuten.

* * *

Als es wieder etwas heller wurde, konnte man den ganzen Umfang der angerichteten Verwüstung übersehen. Vor allen Dingen galt es nun, so schnell wie möglich die noch an den Tauen über Bord hangenden Masten loszumachen, richtiger das Schiff von ihnen durch Zerhauen der Taue zu

befreien, da die Lasten das Schiff fast zum Kentern brachten. Es war eine äußerst gefährliche Arbeit; ganze Wasserberge ergossen sich noch immer über das furchtbar stampfende Schiff, weshalb der Kapitän sich auch nicht entschließen konnte, das entsprechende Kommando zu erteilen.

Da wirft sich in ihrer großen Herzensangst plötzlich seine Frau auf die Knie, und während sie sich mit beiden Händen an einen im Deck eingeschraubten Eisenring klammert, beginnt sie laut zu beten. Schon bei den ersten Worten kniet auch ihr Mann ihr zur Seite. Und nun geschieht etwas, das wohl niemand vorher geglaubt hätte: der Matrose Möller, welcher stets so greulich fluchte und Gott lästerte, er sinkt als dritter, wie vom Blitze getroffen, in die Knie, desgleichen die übrigen Matrosen. Jeder hält sich fest, woran immer es sei. Zuerst liegt Möller still, dann aber bald ruft er unter Thränen Gott mit so lauter Stimme um Gnade, Vergebung und Rettung an, laut, als wolle er den Orkan übertönen, damit Gott es auch höre. Erst nach langem Gebete erhebt er sich, dann tritt er vor den Kapitän und bittet um den Befehl zum Kappen der Taue; und als dieser gegeben ist, da ist er der erste, der mit wuchtigen Hieben die Axt auf die dicken Taue niedersausen läßt. Und angefeuert durch sein Beispiel, thun auch die anderen Matrosen ihr möglichstes, und nach einigen Stunden anstrengender, gefährlicher Arbeit ist das Schiff von den Masten befreit und damit vorläufig geschehen, was geschehen kann.

An Schlafen und Essen war nicht zu denken; das Kochhaus war, wie schon erwähnt, fortgerissen, die Betten schwammen. Nur hartes Schiffsbrot und Wein oder Cognac konnte verteilt werden. Es war eine grausige Nacht.

Bangen Herzens erwartete man den Morgen. Vielleicht zeigte sich ein rettendes Schiff; der Morgen kam; die Hoffnung erwies sich jedoch als trügerisch. Auch ließ der Sturm nicht nach, sondern nahm noch eher mit dem heraufdämmernden Morgen zu; nur ein Gutes brachte er, nämlich daß er stetig aus Nordost blies und somit Schiff und Wogen in gleicher Richtung vor sich hertrieb. Auch bis zum Abend ließ sich nirgends ein Segel erblicken.

Inzwischen bringt der Zimmermann die Schreckensnachricht, daß sich im Schiffsraume Wasser befinde; doch gelingt es vorläufig noch, wenigstens so viel Wasser auszupumpen, wie eindringt.

In der Nacht wird auch noch das dritte Rettungsboot von den Wellen fortgerissen, es blieben mithin nur noch die beiden größten übrig, die allerdings immer noch groß genug sind, um im äußersten Notfalle alle Schiffbrüchigen aufzunehmen.

Vollauf hatte nun der Krankenpfleger zu thun; die meisten Matrosen

hatten sich leichtere oder auch schwere Verletzungen zugezogen; doch jeder, der noch eine Hand rühren konnte, mußte pumpen helfen.

Wie hatte man sich auf das liebe Pfingstfest gefreut, und welche Gaumengenüsse hatten Frau und Herr Kapitän Hellmut den Leuten heimlich zugedacht! Und nun? Ja, man mußte Gott danken, daß man noch ein Schiff, wenn auch ein leckes, immerhin doch ein Schiff unter den Füßen hatte und trockenes, hartes Schiffsbrot zu essen.

Als auch am dritten und am vierten Tage kein Schiff in Sicht kam, das Wasser aber im Schiffe immer bedenklicher stieg, und die Mannschaft, geschwächt durch Mangel an Schlaf und an warmer, kräftiger Nahrung und warmer, trockener Kleidung, voraussichtlich nicht lange mehr imstande war, die Pumpen erfolgreich zu bedienen, wurde Schiffsrat gehalten und beschlossen, falls sich auch am nächsten Tage, dem fünften, kein rettendes Schiff zeigen sollte, in den beiden übrig gebliebenen Booten den Versuch zu machen, das Land zu erreichen.

Gegen diesen Beschluß kämpfte aber Frau Kapitän Hellmut eifrig an, indem sie die feste Zuversicht aussprach, daß bis oder zu Pfingsten der allmächtige, treue Gott Rettung senden werde; und aus Liebe und Verehrung für die Frau des Kapitäns wagte niemand, auch nur ein Wort zu entgegnen.

Der fünfte Tag brach an und kein Schiff kam in Sicht; dagegen brauste der Orkan immer noch mit ungeschwächter Kraft. Die Wogen hatten inzwischen auch die ganze Brüstung des Decks fortgeschlagen, so daß jeder festgebunden werden mußte. Notmaste, die man mehrmals aufzurichten versucht hatte, wurden bald wieder von den Wellen zertrümmert. Nur durch überzeugendes, flehentliches Bitten gelang es der Frau Kapitän, ihren Mann zu bewegen, nicht den Befehl zum Einschiffen in die Boote zu geben. Gegen diese feste Glaubenszuversicht, die aus Worten und Blicken sprach, war nicht anzukämpfen.

Immer schwächer wurde die Arbeit an den Pumpen; immer höher stieg das Wasser; immer tiefer sank das Schiff, immer schwerfälliger wälzte es sich und ächzte auf den Wogen hin und her. Und immer tiefer sank der Mut der Leute; doch immer höher wuchs auch die Zuversicht in dem Herzen der jungen Frau.

Es war nachts ein Uhr. Der erste Pfingst-Feiertag war angebrochen, und deutlich merkte man, daß die Gewalt des Sturmes zusehends abnahm; und als der Uhrzeiger 4 Uhr morgens zeigte, da wehte nur noch eine ganz leichte Brise; auch hatte inzwischen der Seegang erheblich abgenommen.

Die Sonne ging in ihrer ganzen majestätischen Pracht auf, und ein schöner Tag brach an. So wurde denn beschlossen, daß die größere Hälfte der Mannschaft sich schlafen legen sollte, so gut es eben anging; die anderen mußten an den Pumpen bleiben.



Sonnige Kindheit.

Frau Kapitän Hellmut schlief nicht; sie rang auf ihren Knien mit Gott. Und er erhörte sie.

Gegen acht Uhr früh wurde plötzlich am Horizont Rauch entdeckt, und eine Stunde später kam ein großer Bremer Passagier-Dampfer in Sicht.

Und wie kam der hierher? in diese von Schiffen gar nicht befahrene Gegend? Auch ihn hatte der Teifun, dessen Rand ihn noch gefaßt hatte, vertrieben, und er suchte nun seine ursprüngliche Bahn wieder auf. Bald war er so nahe, daß eine gegenseitige Verständigung erfolgen konnte.

Zunächst wurde eine Anzahl Leute vom Dampfer zur Bedienung der Pumpen auf die „Belle Alliance" geschickt, gleichzeitig wurden sämtliche auf unserm Schiffe Befindlichen auf den Dampfer gebracht, wo sie mit warmer, trockener Kleidung, mit Speise und Trank versehen und mit viel Liebe versorgt und aufgenommen wurden.

Bevor sie jedoch zunächst für einige Stunden das Schiff verließen, um auf dem Lloyd-Dampfer auch gleichzeitig fröhliche Pfingsten mitzufeiern, vereinigten sich alle zu inbrünstigem Dankgebet. Von dem Augenblick an sah man nur fröhliche, glückliche Gesichter; jeder wollte der Frau Kapitän die Hand drücken, und es war so mancher kinderreiche Familienvater unter den Fahrgästen, der es thränenden Auges that; denn wäre man in die Boote gegangen — wovon man nur durch den unerschütterlichen Glauben dieser Frau zurückgehalten worden war —, wer weiß, wie das geendet hätte!

Auf dem Dampfer aber riß man sich förmlich darum, die Frau zu sehen, die so Gott vertraute und den Anker geworfen hatte, „der ewig hält".

Und sie? O, sie hatte nur Dankesthränen. Der Matrose Möller aber stand mit gefalteten Händen da und sagte es jedem, der es hören mochte, von nun an wolle er gewiß nie und nimmermehr fluchen.

Nach anderthalb Tagen war man glücklich in Aden angekommen, welches der Dampfer nach einigen Stunden wieder verließ. Reicher Dank und Segenswünsche begleiteten ihn.

Die „Belle Alliance" bekam hier neue Masten und neues Takelwerk und erreichte wenige Wochen später Liverpool, wohin die Ladung bestimmt war, und danach den Heimatshafen Hamburg.

Hier erhielten Kapitän und Mannschaft sowohl von den beiden Versicherungsgesellschaften, bei denen Schiff und Ladung versichert waren, wie auch vom Schiffsreeder selbst nicht unbedeutende Geldgeschenke für ihr treues, heldenmütiges Ausharren in der Stunde der Gefahr. Die Frau Kapitän Hellmut aber, der die Rettung des Schiffes und wahrscheinlich auch die der Menschenleben zu verdanken war, erhielt ein bedeutendes außerordentliches Geschenk, welches sie in ihrem heißen Danke gegen den HErrn sofort der „Witwen- und Waisenkasse verunglückter Seeleute" übergab.

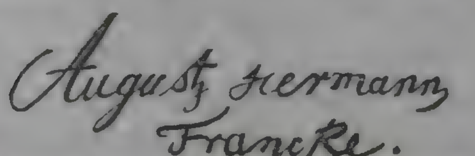
So zeigte der treue Gott diesen Menschen, daß fester Glaube und geduldiges Harren auf seine Hilfe belohnt wird, und daß er nicht umsonst gesagt hat: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen."

Alle waren darin einig, daß sie nie frohere Pfingsten erlebt hätten als auf der „Belle Alliance" und auf dem Lloyd-Dampfer im Arabischen Meere.

Die Franckeschen Stiftungen.

Von R. Julius Hartmann.





Es ist eine wunderbare Geschichte, die Geschichte von der Gründung und dem Ausbau des Waisenhauses zu Halle, eines Werkes, unternommen von einem Manne in felsenfestem Glauben und unerschütterlichem Gottvertrauen und zur Vollendung gelangt durch eine Liebesthätigkeit ohnegleichen, die sich als eine wahrhaft göttliche Antwort auf das Vertrauen des glaubensstarken Mannes seinem Werke zugewandt hat.

Vor den Thoren von Halle auf einem zu der Amtsstadt Glaucha gehörigen Baugrund waren am 13. Juli 1698 Armenfreunde und Bauleute, eine Schar Waisenkinder mit einer Anzahl Studenten, ihren Lehrern, um August Hermann Francke versammelt, den damaligen Pfarrer von Glaucha und Professor an der Universität zu Halle. Es galt, den Grundstein zu einem Waisenhause zu legen. Er selbst, der glaubensmutige Unternehmer des

Werkes, stieg in die Grube, in welcher die Bauleute den ersten Stein versetzten, und seine Glaubensgedanken und Zukunftshoffnungen strömten aus seiner tiefbewegten Seele in einem langen Gebete zu dem Gott, von dem er alles, alles erwartete. „Vollführe du es, damit ich dich einmal in der Höhe loben und preisen könne, da ich dich jetzt unten aus der Erde anflehe um deine Hilfe!“

Schritt für Schritt war August Hermann Francke zu dem kühnen Unternehmen geführt worden, ohne jegliche Mittel ein stattliches Haus zu bauen für die Waisenkinder, die er in seine Pflege genommen hatte.

Es war kaum drei Jahre her, da hatte Francke in der Armenbüchse, die er in der Wohnstube im Pfarrhaus zu Glaucha angebracht hatte, sieben Sechzehngroschenstücke gefunden. Eine Frau, die ihn besuchte, die Gattin des Kommissionsrats Knorr, hatte sie eingelegt. Als Francke die außerordentliche Gabe, 4 Thaler und 16 Groschen, in der Büchse fand, da sagte er: „Das ist ein herrlich Kapital, davor muß man etwas Rechtes stiften. Ich will eine Armenschule anfangen.“

Die Not der armen Kinder zu Glaucha, die unter allerlei Vorwänden der Schule entzogen wurden, war ihm gleich von Anfang an sehr zu Herzen gegangen, als er 1691 als Pfarrer nach Glaucha gekommen war. Den einen fehlte es am Schulgeld, den anderen an Schulbüchern. Manchen hatte er indessen zu beidem verholfen. Nun wollte er gründlich Abhilfe schaffen. Er richtete eine Armenschule ein, d. h. er ließ die armen Kinder in sein Pfarrhaus kommen und hier von einem armen Studenten gegen eine wöchentliche Belohnung von sechs Groschen täglich zwei Stunden unterrichten. Sein „Kapital“ dünkte ihm groß genug zu sein, trotzdem ein Teil der Bücher, die er darum gekauft hatte, von den Bettelkindern wieder verkauft worden war und ersetzt werden mußte. Für den Fortgang hoffte er auf den Ertrag seiner Armenbüchse. Im ersten Sommer hatten schon 50 bis 60 Kinder die Wohlthat freien Unterrichts in seinem Hause.

Der Raum im Pfarrhaus war zu eng geworden. So mietete er im Herbst 1695 eine Stube beim Nachbar, anfangs Winter eine zweite. Da mußte auch dem ersten „Präzeptor“ ein zweiter beigegeben werden. Jeder derselben erhielt für vier tägliche Stunden wöchentlich 16 Groschen. Francke bezahlte alles, er, der selbst nichts sein eigen nannte. Aber Gott und gute Leute sorgten, daß er jedem Lehrer wöchentlich seine 16 Groschen geben konnte nebst Holz und Licht, und zum Mietzins und zu Büchern reichte es auch.

Am liebsten hätte Francke die Kinder ganz behalten, um sie den nachteiligen Einflüssen der Gasse und der häuslichen Umgebung zu entziehen. Eine Liebesgabe von 500 Thalern (der Geheimrat v. Schweinitz, ein Freund Speners, war der ungenannte Geber) machte ihm den Entschluß

leicht. Mit einem Kind wollte er anfangen. Da wurden ihm vier Waisen zugeführt, vier Geschwister. „Ich wagte es auf den HErrn, sie alle vier zu nehmen; doch da das eine von anderen guten Leuten aufgenommen ward, nahm ich die übrigen drei, und es fand sich an des vierten Stelle sofort ein anderes."

Treuherzig erzählt es Francke, wie es ihm weiter erging: „Des nachfolgenden Tags, nachdem ich die vermeldeten vier Waiselein aufgenommen hatte, kamen gleich noch zwei dazu, des nächsten Tags darauf wieder eins, zwei Tage danach abermal eins, und acht Tage danach wieder eins, also daß den 16. November 1695 schon ihrer neune beisammen waren." Er hatte, wie er einmal an seinen väterlichen Freund Spener schrieb, ein lebendiges Waisenhaus aufgerichtet, ehe er ein Gebäude dazu hatte.

Zunächst wurden die Kinder bei christlichen Leuten untergebracht, auf Kosten der Armenkasse des Glauchaer Pfarrherrn; ein Studiosus der Theologie, Georg Heinrich Neubauer, Franckes nachmaliger getreuer Mitarbeiter, ein herrlicher Mensch, war mit der Aufsicht betraut. Eine unvermutete Spende von 1000 Thalern (sie stammte wieder von dem edlen Geheimrat v. Schweinitz) gab ihm mit einigen anderen größeren Beiträgen den Mut und die Mittel, das Haus zu kaufen, in dem seine Armenschule zur Miete war. So hatte Francke für seine Waisen nun auch ein Waisenhaus. Das alles kaum ein Jahr, seitdem ihm mit jenen 7 Sechzehngroschenstücken das erste „ehrliche Kapital" in die Hände gelegt worden war.

Wunderbar, die Mittel zum Unterhalt seiner Kinder, zu der Fortführung, zur Ausdehnung des Werkes kamen ihm immer zu. Wie anfangs die 9 Waisen, so hatten die 18, die ins neue Haus kamen, die 52, die er Ende 1696 beisammen hatte, die 101, die er das Jahr darauf in Pflege genommen, die 200, die an seinem Tisch saßen, alle satt zu essen, so hatten die Armenschüler, für die er auch schon das dritte Haus brauchte, ihre Lehrer, ihre Bücher.

Trotz allem schien doch nur ein großer Nebenbau die Möglichkeit zu bieten, dem unternommenen Werke die geeignete Stätte zu bereiten. Franckes Gottvertrauen schreckte vor diesem Unternehmen nicht zurück. „Gleichwohl nun das ganze Werk von Anfang her nicht auf einigen in Händen habenden Vorrat, sondern im Vertrauen und Glauben auf den lebendigen Gott angefangen worden, also ob ich zwar so wenig in Händen hatte, daß ich kein kleines, geschweige ein großes und öffentliches Haus davon unter Dach zu bringen hätte unternehmen mögen, gab mir doch der getreue Gott die Freudigkeit, daß ich einen festen Entschluß faßte, den Bau ohne Verzug anzufangen." Schon war Neubauer unterwegs auf einer Reise nach Holland, um dort die zu ihrer Zeit weit und breit berühmten Waisenanstalten kennen zu lernen. Von Francke zurückgerufen, kehrte er anfangs Juni zurück,



Die Franckeschen Stiftungen in Halle. — Der große Hof.

reich an Erfahrungen, durch geniale Begabung ausgerüstet als Studiosus der Theologie der Baumeister der Franckeschen Anstalten zu werden. Und so stand Neubauer am 13. Juli 1698 mit seinem Lehrer, der Professor und der Student, in dem ausgegrabenen Baugrund, in Gottes Namen den Grundstein zu legen.

Und rasch erstand der für jene Zeit ungewöhnlich stattliche Bau. Man wollte es dem glaubensmutigen Bauherrn ernstlich verargen, daß er so großartig baue, den Glaubensmut als Übermut verdächtigen. Ein einfacher, bescheidener Fachwerkbau, sagte man, hätte genügt. Francke war es, als hätte Gott zu ihm gesagt: „Baue du es von Steinen, ich will dies bezahlen.“ Die Steine fanden sich. Der Garten eines Bauerngutes, das er zur Versorgung des Waisenhauses mit Lebensmitteln angekauft hatte, barg die besten Bausteine, die Anfuhr übernahmen gute Freunde. Mit der fürstlichen Gabe von 100,000 Backsteinen und 30,000 Dachplatten förderte der Landesherr, Kurfürst Friedrich von Brandenburg, das angefangene Werk.

Wohl kamen im Lauf der Bauzeit Tage schwerer Sorge, wenn die Kasse leer war; denn neben dem Zahltag für die Bauleute erforderte die tägliche Versorgung der Pfleglinge fortlaufend große Summen. Aber nur um so reicher flossen dann wieder zu machtvoller Stärkung des nie verzagenden Gründers die Gaben in großen und kleinen Beiträgen, von fürstlichen Personen und Bürgersleuten, von Adeligen und Bauern, von arm und reich, von Knechten und Mägden, aus der Nähe und Ferne.

Als das Jahr vorüber und wieder der 13. Juli angebrochen war, da war der Bau unter Dach gebracht, der im Lauf von zwei Jahrhunderten 7104 Waisen eine Heimat bereiten sollte. Drei Vierteljahre später konnten die unteren Räume bezogen werden. Am 29. April 1700 weihte Francke den Speisesaal mit einer ergreifenden Rede und innigem Gebete ein. „Baue ferner dieses Haus,“ so sprach er, „und baue es aus, wie du es angefangen hast, und was ferner nötig, das alles berate du, für das alles sorge du, lieber Vater, daß man erkenne, daß du es seiest, der solches alles verrichtet . . . Darnach kann man sagen: Was Gott in seinem Namen hat anfangen lassen, das hat er herrlich vollendet.“ Abermal ein Jahr später, um Ostern 1701, konnte das ganze Haus bezogen werden; ein stattlicher Bau, schon mit seinem zweiten Stockwerk den Dachfirst der Häuser überragend, die in seiner Nähe standen; und es waren nicht die kleinsten Häuser von Glaucha, zwei Gasthäuser, die Francke bald darauf für die Zwecke des Waisenhauses und der mit ihm verbundenen, sich immer weiter ausdehnenden Anstalten erwarb. In fünf hohen Geschossen übereinander baut es sich auf, 125 Fuß lang und 43 Fuß breit, „mit gutem Bedacht“ mit hohen weiten Fenstern versehen, daß Luft und Licht den Bewohnern nicht fehle.



Gesamtansicht des Waisenhauses in Halle.

Eine große Freitreppe gab dem Haus ein stattliches Ansehen, aus dem Giebelfeld aber strahlte in goldenen Buchstaben die Inschrift herab: „Die auf den HErrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie die Adler."

Und dieses stattliche Haus sollte nur das erste sein unter vielen. Bald waren es 350 Pfleglinge, die im Waisenhaus und an den für arme Schüler und arme Studenten von ihm errichteten Freitischen täglich zu Gast waren; denn den letzteren besonders war „das Waisenhaus zu Glaucha vor Halle" von Anfang an eine Heimat geworden. Schon 1696 hatte Francke 24 armen Studenten freien Tisch zu Mittag und Abend gewährt, im Sommer 1697 waren es 42. Wir wollen den Mann, der ein ebenso treuer Studentenprofessor gewesen, wie er ein liebevoller Waisenvater war, selbst erzählen lassen, wie es ihm weiter ging.

Wieder hatte Francke von der dürftigen Armut eines Studenten gehört und gefunden, daß auch der nicht der einzige unversorgte sei. „So faßte ich denn," so erzählt er, „in dem Namen des HErrn den Schluß, Anno 1702 am 1. Sonntag nach Trinitatis, da vom armen Lazaro gepredigt wird, alle Mittag weitere zwölf Studiosos speisen zu lassen, und weil solcher Dürftigen sich gleich mehr als zwölfe funden, wurde sofort nach acht Tagen, nämlich am 2. Sonntag nach Trinitatis, da von dem großen Abendmahl gehandelt wird, damit fortgefahren und noch zwölfen mehr des Mittags der Tisch gedeckt. Da aber dieses noch nicht hinreichte, wurden 14 Tage hernach, nämlich am 4. Sonntag nach Trinitatis, da das Evangelium Lucä 6: ‚Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist', erklärt wird, noch ein Tisch von zwölf Personen hinzugethan; und als noch immer der Dürftigen, die sich nach solcher Wohlthat sehnten, zu viel waren, wurden drei Wochen nachher, nämlich am 7. Sonntag nach Trinitatis, da von Christo geprediget wird, daß ihn des Volks gejammert, da sie nicht zu essen hatten, die Zahl bis auf 52 gesetzt." Im Spätherbst erhöhte er sie auf 64, einige Jahre nachher war die Zahl auf 84 gestiegen, „da denn nun weiter in dem dazu bestimmten Saal kein Raum mehr vorhanden war". Vierundachtzig Mittagsgäste aus der Studentenschaft zu den vielen Studenten, die mittags und abends bei ihm den Tisch hatten und dafür zu gelegentlicher Mitarbeit an den Anstalten, zu Schreibgeschäften u. a. herangezogen wurden. Sah Francke ein Bedürfnis, so wartete er nicht; die Mittel würden sich schon finden. Es war auch so. Immer ist „Gottes Brünnlein auch für die armen Studiosos geflossen". Auch der Waisen und Armenschüler wurden es immer mehr.

Kein Wunder, daß der erste Bau schon längst nicht mehr genügte. Im Jahre 1709 erhielten die Waisenmädchen ein eigenes Haus, 1710 fügte Francke dem Hauptbau einen zweiten mächtigen Flügel an mit einem zu-



Das Franckedenkmal von Rietschel vor dem Direktorialgebäude. 217

gleich als Versammlungssaal zu Hausandachten bestimmten Speisesaal von 100 Fuß Länge, 40 Fuß breit und 20 Fuß hoch. Weitausschauend hatte Francke den Baugrund durch umfangreiche Erwerbungen erweitert. Große Gärten boten Raum für ein Stadtviertel. Das entstand auch mit den Jahren. Der Bau des Pädagogiums, so stattlich sich dieses 109 Fuß lange, fünfstöckige Bauwerk darstellt, nimmt sich klein aus neben dem „langen Gebäude", das im selben Jahr 1713 begonnen wurde, ein Haus von 5 bis 6 Stockwerken, 365 Fuß lang, bestimmt zu Wohnungen für Schüler und Studenten. Dazu kamen die nötigen Nebengebäude, alles erbaut durch nie versiegende Beisteuer und den sich in erfreulicher Weise steigernden Ertrag aus zwei mit dem Waisenhaus verbundenen Anstalten, der Apotheke und der Buchhandlung. Als einmal der Kronprinz Friedrich Wilhelm in Halle war und auf einer Fahrt vor die Thore der Stadt hinaus nach Glaucha kam, da rief er staunend aus: „Ist das ein Bauen, eine ganze Gasse von Häusern!" Vordem irregeleitet durch falsche Urteile über Francke und darum ihm ganz und gar nicht gewogen, wurde der Kronprinz, überwältigt von dem, was er sah, und besser unterrichtet über die Person und das Werk des Halleschen Professors, sein wärmster Freund, als König sein treuester Gönner, sein mächtiger „Protektor".

Aus einer Gasse von Häusern waren es zwei und drei geworden; in ununterbrochener Flucht 860 Fuß lang, reihte sich Haus an Haus, und weithin dehnten sich die Gärten und Felder, mehr denn 50 Morgen. Zweihundert Waisen hatten zugleich hier ihre schöne Heimat, 255 Freitischstudenten und 200 Freitischschüler ihren gedeckten Tisch. Das alles erlebten der Gründer des Waisenhauses und mit ihm sein unermüdlicher Baumeister und „Oeconomus", der kindlich demütige Neubauer, der nie einen Pfennig Lohn genommen hat, so wenig als jener andere Mitarbeiter Heinrich Julius Elers, der Leiter der Buchhandlung des Waisenhauses und innigste Vertraute seines Gründers, der bei einem Besuch Friedrich Wilhelms I. im Waisenhaus auf die Frage des Königs, was er denn davon habe, die Antwort gab: „Majestät, ich habe davon alles, was ich brauche, wie ich gehe und stehe; Gehalt nehme ich nicht." Da klopfte ihm der König auf die Schulter und sagte: „Nun begreife ich, wie Ihr so etwas zustande bringt. Solche Leute habe ich freilich nicht."

Wunderbar freilich, was Francke zustande brachte. Was hat er alles in den Mauern vereinigt, die er aufgebaut! Das Waisenhaus, das er errichtete und das seinen Unternehmungen im Mund der Leute den Namen gegeben hat, sollte nur ein Teil der Stiftungen werden, die auf ihn zurückgehen und heute noch unter dem Namen der „Franckeschen Stiftungen zu Halle" vereinigt sind.

Da war die Armenschule, — jenes Erstlingsunternehmen, aus dem die

Waisenfürsorge herausgewachsen ist. Manche Bürgersleute hatten den Wunsch, ihren Kindern denselben guten Unterricht zuzuwenden, der dort geboten wurde; denn Francke war groß als Erzieher wie als Menschenfreund. So wurde der Armenschule die Bürgerschule zugesellt. Ende des Jahres 1698 waren es in diesen beiden Schulen schon 409 Kinder, für die Francke 56 Lehrer bestellt hatte, lauter Studenten, die sich hier unter der Leitung besonderer Inspektoren im praktischen Schuldienst ausbildeten. 24,500 Knaben und 17,000 Mädchen sind in diesen zwei Jahrhunderten seit der Gründung allein durch die Bürgerschule des Halleschen Waisenhauses gegangen und haben hier den Segen eines auf christlicher Grundlage aufgebauten Unterrichts genossen. Ins selbe Jahr 1698 reichen auch die Anfänge der „lateinischen Hauptschule" zurück, die im Lauf der Zeit bis zum vorigen Jahre 25,280 Schüler aufgenommen hatte.

Was die Bürger von Glaucha und Halle in den Franckeschen Schulen fanden, das wollten andere in der Nähe und Ferne ihren Söhnen auch gönnen; denn weithin ins deutsche Land, ja bis übers Meer war der Ruf der Franckeschen Anstalten gedrungen. So hatte sich Francke durch die Umstände, denen er nie auswich, wo sich ein wirkliches Bedürfnis zeigte, genötigt gesehen, eine Erziehungsanstalt für auswärtige Knaben und Jünglinge zu errichten, die zum akademischen Studium vorbereitet werden sollten, das berühmt gewordene „Pädagogium", das schon 1698 in Hieronymus Freyer einen ganz ausgezeichneten „Inspektor" erhielt. Die vornehmsten Familien, regierende Häuser sandten ihre Söhne nach Halle. Nach Verlauf des ersten Jahrhunderts waren es 2338 „Scholaren", am Ende des zweiten Jahrhunderts zählte man seit der Gründung 11,000 Pensionäre, im Realgymnasium 7770 Schüler. So war es Francke reichlich beschieden, daß ihm, wie er's sich einmal wünschte, „Gott nach dem Verlangen seines Herzens die Jugend anzuführen oder deren Erziehung zu dirigieren anvertraute". Denn die Seele des Ganzen war und blieb Francke.

Sollte die Jugend gute Erzieher und Lehrer haben, so mußten auch diese herangebildet werden. Das „Seminarium praeceptorum", das unentgeltlich Studenten der Theologie zu Lehrern ausbildete, war die Stätte, von der aus weithin in die Welt die erzieherischen Grundsätze Franckes getragen wurden.

Die Stiftung des edlen Freiherrn Karl Hildebrand v. Canstein, die Bibelanstalt, war von Anfang an mit dem Waisenhaus aufs innigste verbunden. An dem Leiter der „Buchhandlung des Waisenhauses" — einer noch blühenden Verlagsanstalt —, Heinr. Jul. Elers, fand sie einen erprobten Geschäftsführer. Nach Cansteins Tode ging sie an Francke und das Hallesche Waisenhaus als Erben des Stifters über. In den Räumen des Waisenhauses wurden die heiligen Schriften gedruckt und gelagert, von

hier aus in die Welt hinausgesendet. „Zu finden im Waysenhaus zu Halle“, so steht's in den ersten Ausgaben. Dort ist die „Cansteinsche Bibelanstalt“ heute noch zu finden und auch in ihr die Segensspur August Hermann Franckes, der sie als Mitarbeiter und Erbe seines Freundes in die Hand genommen.

Die Anfänge der Freundschaft zwischen beiden reichen wieder in das bedeutsame Jahr 1698 zurück, dasselbe, in dem Francke zur Gründung seines Waisenhauses schritt. Nun begreifen wir, daß er „eine Gasse voll Häuser“ brauchte, um alles unterzubringen, was an sein Waisenhaus sich anfügte.

Als Francke am 13. Juli 1698 den Grundstein zum ersten Bau legte, hat er bei aller Zuversicht auf das Gelingen des Werkes solches gewiß nicht zu denken gewagt, was er an seinem Lebensabend schauen durfte, so hoch auch seine Hoffnungen gingen, so grenzenlos sein Gottvertrauen war. Wunderbar, was sein glaubensvolles Wagen, was unermüdliche Liebe unter Gottes Segen „zustande brachte“. Es ging so, wie Francke bei der Weihe des Hauses zu erbitten sich erkühnte: „Ach, was du bisher gethan hast an dem ganzen Werk, das laß nur ein Schattenwerk sein gegen dem, was du noch ferner thun wirst, denn du bist ein allmächtiger Gott von Kraft und Gnade; denn wenn du anfängst, dich zu erbarmen, so ist des Erbarmens kein Ende, wenn du anfängst zu segnen, so ist des Segnens kein Ende.“

Des zum Zeugnis steht bis auf den heutigen Tag Franckes Stiftung, das Waisenhaus zu Halle.

Fürst Bismarck als Naturfreund.

Von Wilhelm Horn.

Fern den Geschäften, welche den größten Teil seines Lebens ausfüllten, lebte Fürst Bismarck in den letzten Jahren seines thatenreichen Lebens auf seinem ländlichen Schlosse Friedrichsruh, und was er in seinen besten Mannesjahren so oft während der Durchführung seiner gewaltigen Pläne entbehren mußte, das wurde ihm im Alter: Ruhe, Stille und der Verkehr mit der Natur. Mit festem Auge auf die Erreichung seiner politischen Ziele ausblickend, nur seiner kühlen Überlegung folgend und unnachgiebig gegen verwirrende Gefühlseinflüsse, ist er oft als reiner Verstandesmensch hingestellt worden. Doch ohne Grund. Fürst Bismarck besaß nicht nur Verstand, er besaß auch Gemüt, und dieses sein Gemüt offenbarte sich nicht zum wenigsten in seiner Liebe zur Natur.

An einem Dezembertage während der Belagerung von Paris äußerte der Fürst in Versailles über sich selbst: „Ich bin doch auch eine poetisch angehauchte Natur" — und ein anderes Mal nannte er sich einen Naturschwärmer. Wenn mit diesen Bezeichnungen ein warmes Empfinden für die Reize und den Reichtum der Natur ausgedrückt werden soll, so verdient er sie in vollem Maße. So oft er in früheren Jahren zur Erholung von den amtlichen Anstrengungen in Friedrichsruh oder Varzin weilte, unternahm er fast tagtäglich, sobald es nur die Verhältnisse gestatteten, stundenlange Ausflüge in die Buchenwaldungen und Kiefernforsten, und im Varziner Park kannte er jeden bemerkenswerten Baum. Lothar Bucher, der dem Fürsten nicht nur als Mitarbeiter, sondern auch als Mensch nahe stand, hat gelegentlich darauf hingewiesen, daß dieser ein großer Freund der Natur und malerischer Gegenden sei. Mehrmals habe er mit ihm die Nachbarschaft von Varzin durchstreift, und dabei habe er gewöhnlich zum Schluß gesagt: „Sie werden uns jetzt zum Essen erwarten, aber sehen Sie dort den Hügel, da müssen wir noch hinauf, da giebt's noch eine Aussicht."

Wenn auch durchaus nicht ohne alles Verständnis für die Großartigkeit der Gebirgsscenerie, so liebte der Fürst sie doch nicht so sehr, erstens, wie er selbst seinen Geschmack begründete, wegen der im Thale gewöhnlich beschränkten Aussichten, dann wegen des Auf- und Absteigens. „Ich bin," fuhr er in demselben Gespräch fort, „mehr für die Ebene, wenn auch nicht gerade für die bei Berlin. Aber kleine Hügel mit hübschem Laubwerk, schnelle klare Bäche, etwa wie in Pommern und überhaupt an der Ostsee—." Die See fesselte ihn ganz besonders. In einem Briefe des Jahres 1853 schreibt er aus Brüssel: „Ich habe Ostende mit Bedauern verlassen und bin heute voller Sehnsucht dahin; ich habe dort eine alte Geliebte wiedergefunden, und zwar so unverändert und reizend wie bei unserer ersten Bekanntschaft. Die Trennung empfinde ich gerade in dieser Stunde schwer und sehe mit Ungeduld dem Augenblick entgegen, wo ich mich bei dem Wiedersehen in Norderney wieder an ihre wogende Brust werfen kann. Ich begreife eigentlich kaum, wie man nicht immer an der See wohnen kann, und warum ich mich habe überreden lassen, zwei Tage in diesem geradlinigen Steinhaufen hier zuzubringen."

Nicht weniger empfänglich war er für den magischen Zauber des Mondscheins. Oft ist er in schlaflosen Nächten bei Mondschein durch den Varziner Park gewandert, und im Jahre 1851 schrieb er an seine Gemahlin: „Am Sonnabend bin ich mit Rochow und Lynar nachmittags von Frankfurt nach Rüdesheim gefahren; da nahm ich mir einen Kahn, fuhr auf den Rhein hinaus und schwamm im Mondschein, nur Nase und Augen über dem lauen Wasser, bis nach dem Mäuseturm bei Bingen, wo der böse

Bischof umkam. Es ist etwas seltsam Träumerisches, so in stiller, warmer Nacht im Wasser zu liegen, vom Strome langsam getrieben und den Himmel mit Mond und Sternen und seitwärts die waldigen Berggipfel und Bergzinnen zu sehen und nichts als das leise Plätschern der eigenen Bewegung zu hören."

Auch in jenen arbeitsvollen Tagen, wo es galt, die deutsche Einheit zu begründen und den deutschen Kaiserthron aufzubauen, verlor Fürst Bismarck sein offenes Auge für die Schönheiten der Natur nicht. Als damals auch eine Deputation des Norddeutschen Reichstages unter der Anführung von Simson nach Versailles geschickt worden war, unternahm der Kanzler mit diesem eine Ausfahrt. Von diesem Ausflug mit Simson zurückgekehrt, bemerkte der Kanzler zu seiner Umgebung: „Er ist das letzte Mal 1830 nach der Julirevolution hier gewesen. Ich dachte, er würde sich für den Park und die hübschen Aussichten in ihm interessieren. Aber er zeigte nichts davon. Es scheint, daß ihm der landschaftliche Sinn verschlossen ist. Es giebt viele, bei denen das der Fall ist."

Selbst im Traum gelangte in denselben Tagen seine Vorliebe für die Natur zum Ausdruck. So erzählte der Fürst einstmals an der Tafel in Versailles, an der die Grafen Frankenberg und Lehndorf, sowie der Fürst Pleß teilnahmen: „Ich habe übrigens heute seit langer Zeit wieder ein paar Stunden recht gut und fest geschlafen. Zuerst konnte ich nicht in Schlaf kommen vor allerlei Sorgen und Gedanken. Dann erschien mir plötzlich Varzin, ganz deutlich, bis ins Kleinste, wie ein großes Bild, mit allen Farben sogar — grüne Bäume, Sonnenschein auf den Stämmen, blauer Himmel darüber. Ich sah jeden einzelnen Baum. Ich bemühte mich, es los zu werden, aber es kam immer wieder und quälte mich, und als ich's zuletzt aus dem Gesichte verlor, kam anderes — Akten, Noten, Depeschen."

Ganz von selbst verbanden sich bestimmte landschaftliche Vorstellungen dem Fürsten mit gewissen Erinnerungen. Als er, ebenfalls in Versailles, gelegentlich auf einen alten Kuhhirten Brand in Schönhausen, „eines jener alten Möbel", zu sprechen kam, „mit denen seine Jugenderinnerungen", wie er sagte, „untrennbar verknüpft sind", fügte er hinzu: „Wenn der mir ins Gedächtnis kommt, ist mir immer wie Heidekraut und Wiesenblumen."

Die Sehnsucht nach einem stillen Zufluchtsort inmitten der ewig jungen Natur hat den Fürsten während der ganzen Zeit seiner politischen Wirksamkeit begleitet. Wiederholt verlangte er in den Briefen an seine Gemahlin Johanna und seine Schwester Malwine von Arnim-Kröchlendorf nach Land, Wald und See. Und schon in Frankfurt äußerte er, als das Gerücht ging, er werde von seinem Gesandtschaftsposten beim Bundesrat

abgelöst und zum Minister ernannt werden, gegen einen Bekannten, daß er erst zehn Jahre Gesandter, dann ebenso lange Minister sein, darauf aber sein Leben als Landedelmann beschließen möchte.



Bismarck der Naturfreund im Lorbeerregen.

Die Briefe, die der Fürst im Lauf der Jahre an seine Familienmitglieder gerichtet hat, zeichnen sich aus durch wahrhaft überraschende Landschaftsschilderungen. Wer imstande ist, derartig anschauliche und farbensatte Bilder zu entwerfen, muß nicht nur eine warme, sondern auch eine

künstlerische Naturempfindung besitzen. Einige wenige Striche genügen ihm zuweilen, um die Eigenart eines ganzen Landes zusammenzufassen. So erscheint ihm Holland als „eine immer gleich grüne und gleich flache Wiese, auf der viele Büsche stehen, viel Vieh weidet und einige aus alten Bilderbüchern ausgeschnittene Städte liegen." Aber auch da, wo er auf die Schilderung von Einzelheiten eingeht, tritt das gezeichnete Bild fast greifbar vor die Augen. „Ich habe," schreibt er über das Thal von Gastein, „es auf einem reizenden Morgenspaziergange zum erstenmal in seiner ganzen Schönheit gesehen. Moritz von Blankenburg würde sagen, daß es eine riesige Schüssel mit Grünkohl ist, schmal und tief, die Ränder mit weißen Falleiern rundum besetzt. Steile Wände einige tausend Fuß hoch mit Tannen- und Wiesengrün, mit eingestreuten Sennhütten bis an die Schneegrenze bedeckt und das Ganze von einem Kranze weißer Spitzen und Bänder umzogen, die der Schnee reichlich bepudert hat, und deren untere Grenze die Sonne nun allmählich höher rückt. Dutzende von silbernen Fäden durchziehen das Grün von oben, Wasserbäche, die sich herabstürzen in eiliger Hast, als kämen sie zu spät zu dem großen Falle, den sie mit der Ache zusammen dicht vor meinem Hause bilden."

Ebenso anschaulich ist seine Darstellung einer Wildnis in dem schwedischen Smaland. Er schreibt darüber seiner Gemahlin: „Keine Stadt, kein Dorf weit und breit, nur einzelne Ansiedler und bretterne Hütten mit wenig Gerste und Kartoffeln, die unregelmäßig zwischen abgestorbenen Bäumen, Felsstücken und Buschwerk einige Ruten angebautes Land finden. Denke Dir von der wüsten Gegend von Viartlum" — Viartlum ist ein Gut der Familie Puttkamer in Pommern — „etwa hundert Quadratmeilen aneinander, hohes Heidekraut mit kurzem Gras und Moor wechselnd und mit Birken, Wacholder, Tannen, Eichen, Ellern, bald undurchdringlich dick, bald öde und dünn besetzt, das Ganze mit zahllosen Steinen bis zur Größe von haushohen Felsblöcken besät, nach wildem Rosmarin und Harz riechend, dazwischen wunderlich gestaltete, stille Seen, von Heidehügeln und Wald umgeben."

Dieser Beschreibung einer schwedischen Landschaft reiht sich ebenbürtig eine Schilderung Rußlands an. „Grün," so heißt es in einem Briefe aus Moskau, „ist mit vollem Recht die russische Leibfarbe. Von den hundert Meilen hierher habe ich etwa vierzig verschlafen, aber die anderen sechzig waren in jeder Handbreite grün in allen Schattierungen. Buschartige Wälder mit Birken decken Sumpf und Hügel, schöner Graswuchs unter ihnen, lange Wiesen dazwischen, so geht es zehn, zwanzig, vierzig Meilen fort . . . Moskau sieht von oben wie ein Saatfeld aus, das Blech der Dächer grün, die Kuppeln grün, die Soldaten grün, und ich zweifle nicht, daß die vor mir stehenden Eier von grünen Hühnern gelegt sind."

Ähnliche Darstellungen ließen sich noch in großer Anzahl mitteilen. In allen bekundet sich die tiefste Empfindung für die Naturschönheiten. Diese Liebe zur Natur ist es auch gewesen, die den Fürsten mitbestimmt hat, seinen Wohnsitz nicht in dem heimatlichen Schönhausen, sondern in Friedrichsruh zu nehmen. Dort hatte er fast eine Stunde zu gehen, ehe er den Wald erreichte, hier dehnte er sich dicht vor seinen Fenstern aus. Die Hingabe eines Lieblingsplatzes war ihm um keinen Preis feil. Das kennzeichnet sich unter anderem in einer Bemerkung des Fürsten, in der er mit Rücksicht auf gewisse gerichtliche Enteignungen erklärte: „Sie können es mir gar nicht mit Geld bezahlen, wenn sie den Park meines Vaters in einen Karpfenteich verwandeln."

In einem Gespräch mit Lothar Bucher hat die Fürstin einmal, eine volkstümliche Bezeichnung für die Feldrübe gebrauchend, den Ausspruch gethan: „Glauben Sie mir, eine Wruke interessiert ihn mehr als Ihre ganze Politik." Darin liegt natürlich eine scherzhafte Übertreibung, zugleich doch aber auch ein gutes Stück Wahrheit. Denn die Äußerung der Fürstin findet eine treffliche Ergänzung in einem eigenen Wort des Fürsten, das kurz sein innerstes Empfinden ausdrückte: „Am besten ist mir da zu Mute, wo man nur den Specht hört."

Stille Stunden.

Es zieht ein tiefes Sehnen
Zuweilen durch das Herz.
Es rühret uns zu Thränen
In süßem Heimwehschmerz.
Ein wunderbares Ahnen
Die enge Brust durchbebt,
Indes zu höhern Bahnen
Der freie Geist sich hebt.

Es kommt in stiller Stunde,
Da man die Welt vergißt,
Und bringt uns liebe Kunde,
Wie schön der Himmel ist.
Dann eilt der Geist im Fluge
Dem armen Leib voraus
Und folgt dem Sehnsuchtszuge
Zum ew'gen Vaterhaus.

Drum seid, ihr stillen Stunden,
Mir immer froh gegrüßt!
Ich hab' in euch gefunden,
Was alles Leid versüßt.
Und muß ich weiter wallen
Im Land der Sterblichkeit,
So weiß in Salems Hallen
Ich schon durch euch Bescheid.

M. Ulbrich.

Die Rache des Orang-Utan.

Ein Abenteuer auf der Halbinsel Malakka.

Mein Haus lag einsam im Berglande, umgeben von Waldesdickicht. Man brauchte etwa zwei Stunden zu Pferde, um es von der See aus zu erreichen. Die Umgebung war reich an wilden Tieren aller Art. Einen Orang-Utan hatte ich indessen noch nicht wahrgenommen. Als ich nun eines Tages mit meinem Diener Pamba, einem Malaien, einen weitern Ausflug zu Pferde unternahm, bemerkten wir auf der Rückkehr in nächster Nähe meines Hauses ein ganzes Rudel dieser häßlichen Ungeheuer. Sie machten einen furchtbaren Lärm; es schien, als ob sie miteinander zankten und dabei an Geschrei unter sich wetteifern wollten. Der Anblick war für mich äußerst wunderbar: ich stand ganz verdutzt und starrte die abscheulichen haarigen Leiber und riesigen Gliedmaßen der Affen an, da — welch ein Schauspiel! Wie auf Kommando stürzten plötzlich alle zusammen über einen unter ihnen her, der in der Mitte wie ein Gefangener stand, und fingen an, ihn zu zerreißen. Sie hatten also Gericht gehalten und das Todesurteil über den Missethäter gesprochen, das sofort vollzogen wurde. Wie der Angstruf einer tödlich erschreckten Frau, so klangen die Schmerzensrufe des gequälten Tieres.

Nach einer halben Minute war alles vorbei. Mein Diener, welcher die Beweise seines Mutes auf seinem Gesicht zur Schau trug, das über und über mit Narben bedeckt war — sie sollten zum Teil von einem furchtbaren Kampfe mit einem gefleckten Tiger herrühren, der sich eine von Pambas Ziegen geholt hatte und dessen Fell einen prächtigen Fußteppich in seiner Behausung abgab — näherte sich ruhig dem Rudel und feuerte aufs Geratewohl einige Schüsse auf dasselbe ab. Im Augenblick waren die Tiere nach allen Richtungen hin auseinandergestoben, und nur ein Affe blieb zurück; er war verwundet worden und wälzte sich vor Schmerz auf der Erde hin und her. Wir rückten ihm zu Leibe, aber da erhob er sich und schleppte sich in das Dickicht.

Pamba war voller Freude und Mutwillen über dieses Abenteuer. Er lachte ausgelassen und rief: „Waldmensch bang geworden, nichts wissen von Feuerwaffen!"

Mich hatte die ganze Scene so in Erstaunen gesetzt, daß ich nicht gleich zu Worte kommen konnte. Kaum war ich aber über den ganzen Ernst der Lage klar geworden, als ich auch sofort meinen Diener für seinen Übermut gehörig zurechtsetzte. Denn die Tiere hatten ebensogut auch auf uns losgehen und ihren Zorn geradeso an uns auslassen können, wie sie es eben mit ihrem Gefährten gethan. Dann hätte unser Haus lange auf die Rückkehr seiner Bewohner warten können.

Auch meine Frau las ihm bei unsrer Heimkehr nochmals ordentlich den Text, daß er mein Leben einer so großen Gefahr ausgesetzt hatte. Was ihn selbst anbetraf, so machte sie ihm begreiflich, daß sein Leben geringeren Wert habe. Er ließ auch alles ruhig über sich ergehen und gestand ein, daß er eine recht große Dummheit begangen.

Ich selbst vergaß die Geschichte sehr bald. Erst nach einigen Monaten wurde sie mir wieder in die Erinnerung zurückgerufen, als man mir die Mitteilung machte, daß sich Orang-Utans auf der Waldeslichtung, in der mein Haus errichtet war, gezeigt hätten. Zwar bedeutete das zunächst ja nichts Schlimmes, immerhin war es keine angenehme Nachricht. Ich schärfte meinen Bedienten Wachsamkeit und Vorsicht ein und gab ihnen den Befehl, sich nie allzuweit voneinander zu entfernen.

Eines Abends saß ich gerade beim Essen, als Pamba mich rief. Er zeigte mir am Saum der Lichtung eine Anzahl Affen, an deren Spitze ein riesiger, grauhaariger männlicher Orang-Utan postiert war, der ganz das Aussehen hatte, als ob er der Anführer der Bande sei, und fortwährend schrie und heftige Bewegungen machte, indem er nach meinem Hause zeigte. Einer seiner Arme war gebrochen und hing schlaff an seinem Körper nieder — ohne Zweifel eine Folge der Schüsse meines Dieners.

Um die Tiere einzuschüchtern und sie dadurch womöglich aus unsrer Nähe zu bannen, beabsichtigte ich nun selbst, ihnen eine Lektion zu geben, holte ein Gewehr und trat, von Pamba begleitet, der gleicherweise bewaffnet war, aus der Hausthür. Aber kaum hatten uns die Affen erspäht, als sie einen gewaltigen Lärm erhoben. Bevor wir jedoch auf sie anlegen konnten, waren sie spurlos verschwunden. Pamba machte wieder seine spaßhaften Bemerkungen dazu. „Waldmensch bange vor Feuerwaffen. Denken an damals,“ sprach er.

Schon glaubte ich, unsre Drohung mit den Gewehren hätte wirklich Erfolg gehabt und hielte die Scheusale ab. Wenigstens konnten wir in der nächsten Zeit keins von den Tieren zu Gesicht bekommen. Um so schrecklicher war der Eindruck, als man eines Tages eins der Kinder meines Bedienten erwürgt auffand und an seinem Halse die Spuren scharfer Fingernägel gewahrte, die nur von einem Orang-Utan herrühren konnten. Natürlich brachte dieses Ereignis uns alle in Aufruhr, und sobald sich jetzt ein Orang-Utan zeigte, wurde auf ihn ohne weiteres gefeuert. So hielten wir die Tiere von unserer Lichtung fern.

Mittlerweile hatte sich der Zustand meiner kranken Frau zum Schlimmern gewendet. Fieber und Schwindelanfälle warfen sie ganze Tage lang aufs Krankenlager. So beschloß ich denn, nicht länger zu zögern und sie nach Pinang zu schaffen, damit sie von dort aus mit dem nächsten Dampfer zur Besserung ihrer Gesundheit nach England zurückkehren könne. An einem

Sonnabendnachmittag war's gegen 3 Uhr — ich erinnere mich des Tages wohl, als die „Dogcart" vor meinem Wohnhause hielt. Ich ließ nur einen Koffer meiner Frau aufladen, denn den Rest wollte ich selbst bei meiner eigenen Abreise mit mir nehmen. Bevor wir abfuhren, drängte es Pamba, mir noch etwas zu sagen.

„Wenn der Herr klug ist, so wartet der Herr lieber bis morgen und umgeht auch den Wald. Der kürzere Weg ist schlecht und voll wilder Tiere," meinte er.

„Ei was, Pamba," erwiderte ich, „wer wurde denn jemals bei hellem, lichtem Tag von wilden Tieren angefallen und noch dazu, wenn er ein Gewehr besitzt! Spring hinten auf, Mensch, und nimm Charles (meinen Knaben) zu Dir; meine Frau und ich sitzen vorn auf und nehmen die Kleine."

„Der Herr muß es wissen! Für die Herrin wäre es besser, wenn sie in einem Tragestuhl mit sechs Mann reisen würde. Es sind viele Gefahren im Wald, wie der Herr weiß."

„Na, Pamba, ich glaube wirklich, Du fürchtest Dich vor den Waldmenschen," meinte ich lächelnd. — „erinnerst Du Dich denn nicht, wie sie vor der Feuerwaffe flohen?"

Fest sah mich der Malaie mit seinen großen braunen Augen an und erwiderte gelassen: „Nein, Pamba fürchtet sich nicht."

Der Ton, in dem er dies sagte, und die Erinnerung daran, daß mein Diener bereits manche Probe seines Mutes abgelegt hatte, ließ es mich fast bereuen, daß ich ihn zu verspotten versucht hatte. Und in der That, nur zu bald sollte Pamba einen Mut an den Tag legen, um den ihn der tapferste Mann beneiden könnte!

Wir fuhren also ab. Die erste Wegstunde ging es durch dichte Schatten des Waldes — ich bekenne, nicht ganz ohne Beklemmung. Doch je länger wir fuhren, desto mehr faßten wir Mut. Entsetzlich war der Weg und uneben. So konnten wir nur langsam fort. Pamba verhielt sich schweigend. Unter seinem Kopftuch spähten seine Augen vorsichtig nach rechts und nach links. Ich gewahrte, daß er außer Pistolen, die ich ihm gegeben hatte, noch seinen „Kris" trug, eine zweischneidige, geflammte Waffe, scharf wie ein Rasiermesser, deren sich die Malaien mit Vorliebe bedienen.

Wir befanden uns etwa auf der Hälfte des Weges. Noch einige Stunden nur und wir waren wohlbehalten an Bord der Djunke, um den schmalen Wasserarm zu durchqueren, der Pinang vom Festlande trennt.

Aber gerade, als sich der Wald etwas zu lichten begann und der Weg ebener wurde, hörten wir gar fremdartige Töne — „tsjick, tsjick" über unsren Köpfen. Zwei Orang-Utans waren es, die aus den Zweigen eines hohen Baumes grimmig auf uns herabglotzten. Und als wir weiter fuhren,

bemerkten wir, daß auf jedem der umstehenden Bäume eine Anzahl Affen wie Schildwachen lauerten. Immer aber, wenn wir an einem Baum vorbei waren, ließen sich die Affen auf den Weg herabgleiten und trotteten schwankend hinter der Dogcart her. Dabei stießen sie unaufhörlich ihr „tsjiek, tsjiek" aus.

Ich gab meinem Pony die Peitsche. Das Tier hatte von selbst einen schärfern Gang eingeschlagen, und nun eilte es im Galopp dahin. Aber ich sah bald ein, daß die Affen trotz ihres wankenden Ganges ganz gemächlich mit uns Schritt halten konnten.

Immer weiter fuhren wir. Von den Bäumen glitten immer noch grinsende Ungeheuer und schlossen sich der Schar unsrer Verfolger an. Einige versuchten sogar, sich aus den über uns hangenden Zweigen auf den Wagen herabgleiten zu lassen, doch sie verfehlten zu unserm Glück ihr Ziel und stürzten Hals über Kopf hinter uns auf den Weg. Nur einem Affen, der an einem niedriger über unsren Köpfen hängenden Zweigen sich hin und her schwang, glückte es besser, er kam gerade auf den Fußtritt des Wagens zu stehen. Seine abscheulichen gelben Zähne befanden sich kaum einen Fuß von mir entfernt, — aber da sauste Pambas rechter Arm nieder, und gräßlich heulend und mit zerbrochenen Kinnladen kollerte der Affe hintenüber. Meine Frau, die sich fest an mich geschmiegt hatte, fiel in Ohnmacht. Meine beiden Kinder schrien aus Leibeskräften. Keine Möglichkeit war mehr, durch die Schnelligkeit unsrer Fahrt uns zu retten. Schon schwankte der Wagen auf dem holperigen Wege hin und her und drohte jeden Augenblick umzuschlagen.

Jetzt waren die Orang-Utans kaum noch 30 Yards von uns entfernt. „Pamba," rief ich, „feuere blindlings unter sie! Sie werden sicher wie früher entfliehen!" „Nein, Herr, sie werden nicht entfliehen; sie wissen, daß wir ihnen nicht entrinnen können!"

Einer der Affen stürzte als das Opfer der beiden Pistolenschüsse nieder. Die übrigen setzten ihren Lauf fort. Schweigend zog ich meinen Revolver aus dem Gurt und reichte ihn Pamba.

Er wartete, bis sie dicht bei uns waren — in einer Entfernung von kaum zwanzig Fuß. Dann feuerte er hintereinander sechsmal. Kein Zweifel — das verwunderte die Tiere. Augenscheinlich hatten sie geglaubt, daß sie mit einem Schuß davonkommen würden. Wie dem auch sei, sie hielten einen Augenblick an, als zwei getroffen niederstürzten. Aber einen Augenblick nur! In der nächsten Minute sah man sie wieder in ihrer schwerfälligen Weise auf dem Marsch. Dichter und dichter kamen sie heran. Unser Pony konnte kaum noch, und der Endpunkt unsrer Reise lag noch vier Stunden weit — und dabei keine Spur von Hilfe auf dem einsamen Weg!

Endlich brach Pamba das Schweigen: „Mein Herr muß weiter fahren; Pamba wird den Waldmenschen entgegentreten — es giebt keinen andern Ausweg.“

„Schweig, Dummkopf!“ sagte ich. „Aushalten, — es ist noch möglich!“ Dennoch hegte ich keine Hoffnung mehr. Ich blickte auf meine bewußtlose Gattin, die entsetzten Kinder, und mein Kopf sauste.

Ich glaube, diesen Blick nahm Pamba wahr. Wie dem auch sei, im nächsten Augenblick sah ich Pambas Gesicht dicht an meiner Wange, und er flüsterte mir ins Ohr: „Mein Herr wird Pambas Frau Dhoba schützen und seine Kleinen. Gottes Wege sind gerecht. Herr, lebt wohl!“ Und noch bevor ich sein Vorhaben zu begreifen vermochte, war er, seinen blitzenden Kris in der Hand, von dem Wagen herabgesprungen.

Über meine Schultern zurücksehend, gewahrte ich seinen athletischen Körper, den Trupp heulender Affen überragend und bei jedem Stoß die Waffe in seiner Hand blitzen. Wie im Traum fuhr ich weiter — es war mir elendiglich zu Mut. Als ich mich dann noch einmal umwandte, gerade als ich um eine Ecke bog, war der Malaie nicht mehr zu sehen — ich sah nichts weiter als einen Haufen tummelnder, heulender und kreischender Gestalten.

Ich langte wohlbehalten in Pinang an. Folgenden Tages kehrte ich desselben Weges mit zehn Malaien zurück. Alle Orang-Utans waren verschwunden. Pambas Körper fanden wir in Stücke zerrissen auf. Um ihn herum lagen elf tote Affen, jeder so groß wie ein Mann.

Wie es mir bei den Vegetariern ging.

Von Th. L.

Vor allen Dingen möchte ich hiermit gleich feststellen, daß nichts mir ferner liegt, als etwa eine Streitschrift gegen die Vegetarier* verfassen zu wollen. Wenn ich überhaupt das Zeug dazu hätte, so wäre ich doch nicht boshaft genug, oder umgekehrt.

Nämlich, als ich meine ersten gründlichen Zahnschmerzen hatte — viele meiner geschätzten Leser und Leserinnen werden aus eigner bitterer Erfahrung wissen, daß man in diesem Zustande zu allem zu bringen ist — ließ ich mich von einer Tante, einer Art Stiefcousine meiner Großmutter eigentlich, bereden, ein Elixier anzuwenden, welches Fürsten-, oder

* Leute, welche sich ausschließlich von Pflanzenkost nähren.



Diensteifrig.

Königs-, oder Kaisertrank genannt wurde, irgend etwas Potentatliches war dabei. Es sollte für alles oder gegen alles helfen, schmeckte recht angenehm nach Himbeeren und hat mir wirklich gar nicht geschadet.

Eingehüllt war das Glas in ein gelbes, mit einem ergreifenden Gedicht bedrucktes Papier. Diese Dichtung las ich trotz meiner Schmerzen von A bis Z, und sie hat sicher mehr Wirkung auf mich ausgeübt als der Trank selbst.

Doch um wieder beim Anfang anzufangen — ich will ganz einfach und wahrheitsbeflissen erzählen, „wie es mir bei den Vegetariern erging," mit demselben Rechte, mit dem ein Weltreisender von seinen Fahrten und Abenteuern berichtet.

Also, als junges Mädchen war ich längere Zeit recht krank gewesen, befand mich noch in der Wiedergenesung, und der Arzt hatte Luftveränderung angeraten. Es ward beschlossen, mich zu Vetter Heinrich, einem Sohn jener Elixiertante, zu senden, der in einer sehr schön gelegenen thüringischen Residenz wohnte und dort bei irgend einer Behörde beamtet war.

Offen gestanden, ganz entzückt war ich über diesen Familienbeschluß nicht. Ich hatte es noch so in der Erinnerung, als wäre mit Vetter Heinrich, der bedeutend älter war als ich, nicht recht gut Kirschen zu essen gewesen, seiner Heftigkeit und Empfindlichkeit wegen. Stimmungen, Meinungen und selbst Grundsätze pflegten, früher wenigstens, bei ihm ganz unberechenbar zu wechseln und wurden mit um so größerer Leidenschaftlichkeit von ihm verfochten, je mehr er innerlich schon wieder von ihnen abgewendet war. Ich entsann mich gut noch mancher peinlichen Scene, die entstanden war, wenn andre den Vetter nicht wie ein rohes Ei behandelt und angefaßt hatten.

Nun hatte ich ihn lange nicht gesehen; er war inzwischen verheiratet, und mich mit der Hoffnung tröstend, daß Hertha, seine Frau, ihren erziehlichen Einfluß an ihm geübt haben würde, langte ich eines schönen Nachmittags am Orte meiner Bestimmung an.

Vetter Heinrich nahm mich liebenswürdigerweise auf dem Bahnhof in Empfang, und nach herzlicher Begrüßung schlenderten wir langsam durch die Anlagen seiner Wohnung zu, dem Gepäckträger nach.

„Was hast Du denn da noch?" forschte der Vetter, nachdem die herkömmlichen Fragen erledigt waren.

„O, nur ein paar Wurstbrötchen von daheim."

Er riß mir das kleine Paket förmlich aus der Hand und hielt es zwischen spitzen Fingern, wie man etwas recht Widerwärtiges anfaßt. Ich bemerkte, daß jene charakteristische Längsfalte, die wir früher schon „die Gewitterfalte" benamst hatten, sehr deutlich auf seiner Stirn ausgeprägt

war. Ohne ein Wort zu sagen, warf er meine Brötchen einigen Kötern hin, die sich in der Allee um einen Knochen zausten.

„O, warum thust Du das?“ rief ich.

„Ich dulde keine W — Wu — Wurst“ — es war fast, als sträube sich seine Zunge gegen das Wort — „in meinem Hause,“ gab er mir zur Antwort, und als fühle er, daß er mir doch eine Erklärung schuldig sei, setzte er ruhigeren Tones hinzu: „Hertha und ich sind nämlich schon seit acht und einer halben Woche überzeugungstüchtige“ — er sagte wirklich überzeugungstüchtige — „Vegetarier.“

„So?“ gab ich gedehnt zurück und konnte nicht unterlassen, mich wehmütig nach meinen Wurstbrötchen umzusehen, welche von den entzückten Kötern inzwischen schon zur Hälfte verschlungen worden waren. Dies entging Heinrich nicht, und infolgedessen gewitterte es schon wieder über seiner Nasenwurzel. „Ja,“ sagte er, „seit genau acht und einer halben Woche schon, und wir fühlen uns wohl — sehr wohl — äußerst wohl dabei.“

„Du glaubst es wohl nicht?“ fuhr er mich, die ich nichts darauf zu sagen gewußt hatte, plötzlich an, und da ich vor Schreck auch jetzt nur ein „O“ stammeln konnte, redete er in immer gesteigertem Tone weiter: „Du glaubst mir nicht! Ich sehe es Dir ja an, daß Du mir nicht glaubst! Schöne Vergeltung der Gastfreundschaft“ — vorläufig befand ich mich unter freiem Himmel und wäre in diesem Augenblick recht gern wieder umgekehrt —, „mich für einen Flunkerer und Lügner zu halten.“

Seine Stimme schnappte fast über, und ich, schwach wie ich noch war, zitterte bei diesem ungeahnten Gefühlsausbruch an allen Gliedern. „Aber, Heinz,“ dies war nämlich ein Schmeichelname, den er, wie ich mich erinnerte, früher besonders gern gehört hatte, „aber, Heinz, wie kannst Du mir nur so etwas zutrauen,“ stotterte ich. „Über den Vegetarismus kann ich ja gar keine eigne Meinung haben, und ob Ihr Euch dabei wohl fühlt, kann doch niemand beurteilen als Ihr beide ganz allein.“

„Du darfst nicht etwa annehmen, Röschen,“ dies war die Quittung für meinen Heinz, „daß unser Küchenzettel an Einförmigkeit leide; Hertha versteht es brillant, Abwechslung hineinzubringen. Hertha ist nämlich die beste Hausfrau der Welt. Du glaubst es wohl nicht?“ fuhr er dann wieder auf mich los, da ich diesem ehemännlichen Lobe nicht gleich zustimmte.

„Aber gewiß, aber natürlich, Heinz,“ beeilte ich mich zu versichern.

„Sie ist unerschöpflich in überraschenden Neuheiten,“ berichtete er freundlichsten Tones weiter, „und ich bin überzeugt, sie wird auf diesem Gebiete noch Lorbeeren ernten. Da war neulich in unserm Organ ‚Die saftige Weide‘ ein Preisausschreiben für das originellste Kochrezept, und Hertha hat sich an den Laden gelegt“ — er gebrauchte diesen Ausdruck

wirklich — „und eine Erfindung gemacht, eine Erfindung!" Er schaute ganz verzückt darein, gleich darauf aber wandte er sich auffallend zur Seite und preßte das Taschentuch vor Mund und Nase. Da ich keinen Grund dafür bemerkte, sah ich mich nach allen Seiten um und erblickte nur die verlockende Auslage eines Delikatessengeschäfts, in welcher besonders stattliche Würste prangten, wegen deren Herstellung die Stadt schon von altersher Ruf hat.

„Ist dieser Anblick nicht geradezu sittlich empörend?" fragte Vetter Heinrich, nachdem wir eine Strecke weitergegangen waren. „Zeugen menschlicher Roheit! Wenn Du es heute noch nicht begreifst, so wirst Du in vierzehn, in acht Tagen schon sicher mit mir übereinstimmen. Du glaubst es wohl nicht?"

Zum Glück waren wir an seiner Wohnung angelangt und ich dadurch einer Antwort enthoben. Die „beste Hausfrau der Welt" empfing uns oben an der Treppe. Sie stak in einem langen, kaftanähnlichen Hauskleide von dunkler Farbe, wie in einem Sack, und ich dachte bei ihrem Anblick, daß sie für eine Frau, die sich „an den Laden legt", einen etwas trag-schlaffen Eindruck mache.

„Immer noch nicht?" fragte Vetter Heinrich bedeutungsvoll, nachdem er uns miteinander bekannt gemacht und ich pflichtschuldigst um freundliche Aufnahme gebeten hatte.

Hertha schüttelte resigniert das Haupt. „Bis jetzt noch nicht; die Zeit wird mir recht lang, und es wäre mir lieb, wenn's einmal erst so weit wäre."

„Mir auch," seufzte Heinrich. „Na, es muß ja in diesen Tagen ankommen."

Ich bin von Natur etwas wißbegierig, und diese geheimnisvolle Zwiesprache zwischen den Eheleuten machte mich sehr gespannt, zu erfahren, welchem Ereignis mit so viel Ungeduld entgegengesehen wurde. Ich war doch nicht etwa zu einer kritischen Zeit hier ins Haus gefallen?!

Als ich mich ein wenig vom Reisestaub befreit, bat Vetter Heinrich mich galant, zum Lunch zu kommen.

„Jetzt paß auf," schmunzelte er, mich zu dem Tisch führend, an welchem Hertha, immer noch im Faltenkaftan, bereits in würdiger Weise den Vorsitz führte. Eine Platte, bedeckt mit rätselhaften, großen, schwarzen Knollen, dampfte uns entgegen.

„Ahnst Du, was das ist?" fragte er, mit siegesstolzer Miene darauf deutend.

„Nein," gestand ich ehrlich, denn daß ich die Dinger allenfalls für marinierte Kanonenkugeln halten könne, mochte ich nicht sagen.

„Herthas neueste Erfindung, das Preisrezept! Koste und staune!"

rief er ausdrucksvoll. „Klöße aus Schrotmehl, bis jetzt noch in keinem Kochbuch zu finden, aber delikat, delizios" — er warf schwärmerische Blicke zur Decke empor — „und so nahrhaft!"

Ich fand thatsächlich kaum den Mut, eines der Geschösse mir auf den Teller zu laden, und während ich noch immer überlegte, wie dasselbe am besten in Angriff zu nehmen sei, mußte ich die Fixigkeit bestaunen, mit welcher das Ehepaar unter den übrigen aufräumte.

Zwischendurch hielt Heinrich einen gemeinnützigen Vortrag über den staunenswürdigen Nährwert des Schrotmehls, das er auch Vollmehl nannte; es war darin viel von Eiweiß, Phosphor, Blut- und Knochenbildung die Rede, und von ihm allein hätten können gut zehn Mann satt werden. Herthas Miene, der etwas allgemein Vorwurfsvolles eigentümlich zu sein schien, wurde von Minute zu Minute vorwurfsvoller, und da ich dies auf meine geringe Eßleistung zurückführen mußte, bezwang ich endlich die Hälfte meines Kloßes, wonach ich mir aber vollständig erschossen vorkam.

„So zimperlich zu essen ist nicht das richtige," belehrte Heinrich. „Sieh uns an; wir essen nur einmal des Tages warm, aber dann ordentlich." Er rollte sich die vorletzte Schrotkugel auf seinen Teller — ich glaube, es war bereits seine sechste — und gab Hertha die allerletzte — es war bestimmt ihre sechste.

„Der Arzt hat es mir zum Gebot gemacht," wandte ich schüchtern ein, „stets nur wenig auf einmal zu essen, dafür aber öfter."

Beim Vetter gewitterte es schon wieder. „Der Arzt, der Arzt," höhnte er, „geh mir mit diesen gewinnsüchtigen Nichtswissern! Wenn alle leben wollten wie wir, würde bald der letzte dieser elenden Pfuscher zu Grabe getragen werden."

„Wirst Du uns begleiten?" fragte er später seine Frau. „Ich habe mich für einige Stunden freigemacht, um unserm Gaste ein wenig die Stadt zu zeigen."

„Aber wie kann ich, Du weißt doch," antwortete sie, noch vorwurfsvoller als gewöhnlich aussehend.

„Du hast recht, Herthchen! Ist auf alle Fälle die Müllerin" — das war die Aufwartefrau — „bei der Hand?"

Hertha nickte.

Schon wieder diese Andeutungen; mir wurde ganz schwül.

„Ist Hertha etwa leidend?" konnte ich mich nicht enthalten zu fragen, als ich mit Heinrich allein war.

„Leidend? wie meinst Du das? Vegetarier sind überhaupt nie leidend, merke Dir das. Du glaubst mir wohl nicht?"

Das letzte schleuderte er mir förmlich an den Kopf und schien überhaupt nicht übel Lust zu haben, mich beim Arm zu fassen.

„Lieber Heinz," bat ich, vor Bestürzung ganz fassungslos, „bitte, nimm doch ein für allemal an, daß ich Dir einfach alles glaube, was Du sagst. Und dann, sieh, ich bin von meiner Krankheit her wahrscheinlich noch etwas nervös, wenn Du nicht immer gleich so aufbrausen wolltest."

„Aufbrausen, ich?" rief er, ganz kirschrot im Gesicht, „ich, der sanfteste, duldsamste, ruhigste aller Männer?" Da ihm nicht entgehen konnte, daß einige Fußgänger sich nach uns umsahen, fuhr er in heiserem Flüstertone fort: „Früher, das räume ich ein, da hätte man diese Bezeichnung auf mein Temperament anwenden können; aber jetzt, seit wir uns der fleischvertilgenden Lebensweise entschlagen haben, bin ich so sanft, so sanft! Du glaubst —"

„Doch, doch, Heinz, ich glaube es," kam ich seiner Frage eilig zuvor.

„Es ist überhaupt," begann er von neuem, während wir weitergingen, „der wirklich heilsame Einfluß nicht zu verkennen, den der Vegetarismus auf alle Lebewesen ohne Unterschied ausübt. Werden zum Beispiel Hühner längere Zeit mit Fleischabfällen gefüttert, so arten sie förmlich zu Raubvögeln aus, fahren wild aufeinander los und —"

„Reißen sich gegenseitig die Schwanzfedern aus," ergänzte ich, da er gezwungen war, eine Pause zu machen, um einen Bekannten zu grüßen. „Dies habe ich nämlich selbst schon beobachtet," setzte ich vorsichtig hinzu, weil ich fürchtete, er könne meinen Einwurf als Spott auffassen.

„Da ist im Gegensatz der Elefant," fuhr er in seinem Vortrage fort, „dieser größte, stärkste und verständigste aller Vierfüßler; er nährt sich ganz ausschließlich aus dem Pflanzenreich, von Reis. Wollte er Fleischnahrung zu sich nehmen, welchen gefährlichen Gebrauch würde er von der ihm zugeteilten rohen Kraft machen! Durch den Reis wird er sozusagen auf eine höhere Stufe hinaufgehoben, er wird offenbar veredelt. — In den ersten Wochen, ehe wir eine größere Anzahl von vegetarischen Kochrezepten besaßen, haben Hertha und ich absolut nur von Reis gelebt."

„Na," konnte ich mir nicht versagen einzuschalten, „wie Elefantenküken seht Ihr beide aber durchaus nicht aus."

Diese meine unbedachte Äußerung hatte ihn aber wirklich verletzt, und wenn er auch im gekniffenen Schweigen verharrte, so that er es doch wohl nur, um seine durch mehrwöchentliche Reiskost gewonnene Sanftmut zu beweisen. Ich fühlte mich ganz elend, als wir zu Haus anlangten.

Hertha, noch immer im Kaftan, lag augenscheinlich ganz erschöpft auf ihrem Bett.

„Es ist angekommen," hauchte sie ihrem Mann entgegen.

„Endlich!" rief er. „Und warst Du ganz ohne Hilfe?"

„Die Müllerin war noch da."

„Aber wo ist?" — er sah sich suchend um.

Sie wies mit matter Handbewegung nach dem anstoßenden Zimmer; er riß die Thür auf und rief „Ach!“

Mir fiel wirklich ein Stein vom Herzen: da leuchtete, was vorher nicht der Fall gewesen, aus der leichten Dämmerung heraus von schön geschnitzter Säule herab eine prächtige Bismarckbüste. Das also war des Pudels Kern! Wahrscheinlich war sie schon vor längerer Zeit bestellt gewesen, nach peinvoll langem Warten heute gegen Abend eingetroffen und von Hertha unter Assistenz der Müllerin gleich aufgestellt worden. Ich begriff Herthas Erschöpfung: es mochte nicht leicht gewesen sein, die Kolossalbüste an ihren Standort zu spedieren.

Heinrich ergriff meine Hand und führte mich mit würdevollen Schritten zu der Säule hin.

„Blick her, Therese“ — wenn er böse war oder feierlich, hieß ich immer Therese, niemals Röschen — „und betrachte den Lohn unserer Enthaltsamkeit! Nicht nur, daß die von uns erwählte Lebensweise gesund ist, sie ist auch, um es ganz prosaisch auszudrücken, billiger als die andre. Von dem bisher erzielten Überschuß haben wir uns dies erhabene Kunstwerk angeschafft.“

„Hättet Ihr es Euch denn sonst nicht leisten können?“ forschte ich beklommen.

Er warf mir einen mitleidigen Blick zu. „Therese,“ sagte er, „Dir fehlt noch viel.“

Freilich, mir fehlte noch viel, vor allen Dingen jede Hoffnung, daß ich den erhabenen Standpunkt meiner Verwandten je würde erreichen können; ich dachte ja nur daran, wie ich mir wohl ein anständiges Beefsteak verschaffen könne! Heinrich nannte dies den Übergang, was mich an den Aal erinnerte, dem man bei lebendigem Leibe die Haut abzieht.

Anfangs hatten wir doch wenigstens einmal des Tages „warm“ (sonst nährten wir uns von Magermilch mit Schrotbrot), unglücklicherweise aber erfand Hertha eine Art Brei, der sich die ganze Woche über hielt. Montags rührte sie ihn in einem großen Kessel an und verteilte ihn in sechs Mittagsportionen; Sonntags kamen ausnahmsweise die marinierten Kanonenkugeln auf den Tisch.

Da mir jede Spur von Begeisterung für die Sache mangelte, konnte sie mir nicht gedeihen, ich ward hohlwangig und recht lebensunlustig. Ich begriff Hertha, die ihren Kaftan nie ablegte, und hätte ebenso am liebsten die ganze Zeit im Morgenrock zugebracht, schon um nicht in Versuchung zu kommen, aus dem Hause zu gehen. So ein Gang durch die Straßen war wirklich mehr als Spießrutenlaufen, wegen der vielen Fleischerläden mit ihren saftigen Lendenstücken, Schinken und Koteletts, deren Anblick den in mir gärenden „Kannibalismus“, wie Heinz sich auszudrücken beliebte,

zum Ausbruch zu bringen drohte; ich war mir durchaus nicht sicher, daß ich nicht plötzlich einmal eine Ladenfensterscheibe einschlagen und mich mit einem Beutestück davonmachen würde.

An meine Eltern mochte ich nicht davon schreiben, das hätte ich selbst nicht nett gefunden, sonst aber war mein Charakter, anstatt sich zu veredeln, schon so tief gesunken, daß es mir nicht darauf ankam, hinter dem Rücken meiner Gastfreunde allerlei nichtswürdige Heimlichkeiten zu spinnen. Mein kleines Taschengeld erlaubte mir allerdings keine großartigen Ausschreitungen, es reichte jedoch hin, um den Bäckerjungen zu bestechen, daß er mir verstohlenerweise ein Dreierbrötchen hinter einen bestimmten Blumentopf außen im Vorplatz legen sollte, hinter welchem ich die nötigen Kupfermünzen schon am Abend vorher deponierte.

Jeden Morgen, kurz bevor Heinz ins Bureau ging, schwang sich auch ein Fleischerjüngling mit einer Mulde auf der Achsel zu den höheren Stockwerken empor. Mittels einiger Extranickel zähmte ich mir auch diesen so weit, daß er mir jedesmal ein Viertelpfund Wurst hinter den Blumentopf steckte. Dreierbrot und Wurst wurden dann im Laufe des Tages unter allerlei Fährlichkeiten in irgend einem heimlichen Winkel verzehrt; es war ja nicht viel, aber doch etwas, um den Kannibalen in mir vorläufig noch niederzuhalten. Ich hatte mit dem Fleischerjüngling ausgemacht, daß er jedesmal, zum Zeichen, daß der Streich gelungen sei, im Aufwärtshüpfen irgend eine kleine Strophe singen solle, damit ich mir meine Ration alsogleich holen könne; denn da um diese Zeit alles im Hause schon wach war, hätte dieselbe leicht von andern entdeckt werden können.

Unglücklicherweise wählte er das an und für sich ganz harmlose Liedchen „Wenn der Hund mit der Wurst über'n Eckstein springt", was Heinrich, dem es schon beim zweiten Mal auffiel, als eine gegen ihn persönlich gerichtete Bosheit auffaßte. Von da ab lauerte er, meistens noch in Hemdärmeln und Hosenträgern, grimmigen Antlitzes hinter der Korridorthür, um den jugendlichen Sänger zu ohrfeigen.

Diesem aber machte die Sache entweder Vergnügen, oder seine musikalischen Kenntnisse reichten nicht weiter, kurz, er ließ unverzagt jeden Morgen den Hund mit der Wurst über'n Eckstein springen, bis ich endlich, um eine Katastrophe zu verhüten, mit Aufopferung eines ganzen Markstückes ihn bewegen konnte, davon abzulassen. Natürlich verzichtete ich damit auch auf mein Viertelpfund.

Als die Tage heißer und die Abende länger wurden, pilgerten wir nach Sonnenuntergang manchmal nach dem Berggarten hinaus. Zu meiner Verwunderung ließ auch Hertha sich gleich bereit finden, ihr Hausgewand abzulegen und in ein anderes zu schlupfen; als ich ein Wort darüber fallen ließ, meinte sie: „Ach, am Tage mag ich nicht ausgehen wegen der

Fleischerläden.“ Ich sah sie erstaunt an. Sollte ihre Überzeugungstüchtigkeit vielleicht nicht auf ganz festen Füßen stehen oder wohl gar keine freiwillige sein?

Es war wirklich sonst ganz hübsch im Berggarten, nur genierte es mich, daß wir stets nur Soda- oder Zuckerwasser tranken; mir schien es, als richteten die übrigen Besucher hinter ihren Bierkrügen spöttische Blicke auf uns.

Vielleicht gehört es zu den Grundsätzen der bewußten Überzeugungstüchtigkeit, dem Kellner kein Trinkgeld zu geben; Heinrich wenigstens that es nie, und mir schien es, als lege der uns bedienende Kellner nach und nach eine gewisse Verachtung in die Art seines Umgangs mit uns; ich kann mich ja irren, aber es schien mir bestimmt so. Darum benutzte ich es, da Hertha und Heinrich sich zufällig einmal vom Tisch entfernt hatten, rief dem Kellner, der gerade vorübersegelte, und schob ihm gesenkten Blickes einen Fünfziger, es war so ziemlich der letzte seines Stammes, hin. Kaltblütig strich er ihn ein, aber es war unverkennbar, daß er mich seitdem gegen meine Verwandten bevorzugte. Er bediente mich zuerst und titulierte mich „gnädiges Fräulein“, richtete auch zuweilen eine Bemerkung an mich, wie zum Beispiel: „Schöner Abend heute abend, gnädiges Fräulein,“ oder: „Die Gnitzen (so nannte er die Stechmücken) sind heute mal wieder recht leidenschaftlich.“ Er hatte eine komische Art, die Serviette dabei zu schütteln, als bewahre er seinen ganzen Redevorrat in ihren Falten auf und schüttle jedesmal das Nötige zum Gebrauch heraus. Vetter Heinrich war infolgedessen wütend und nannte ihn einen „unverschämten Pomadenbengel“, der sich einbilde, mit seinen „Kalbsaugen“ Eindruck auf mich gemacht zu haben.

Überhaupt war Heinrich in letzter Zeit von Tag zu Tag immer gesteigerter in seiner Stimmung, und der Verkehr mit ihm daher immer schwieriger geworden. Er redete nur noch in Komparativen und sprach viel und in leidenschaftlichster Weise von der absoluten Unumstößlichkeit seiner Grundsätze. So unangenehm dies für den Augenblick war, so wachte doch — auf Grund meiner früheren Erfahrungen mit ihm — in meinem Innern eine schwache Hoffnung auf, daß die Mehlbrei- und Schrotkloßperiode sich ihrem Ende nähere und es bei Heinrich nur eines glücklichen Anstoßes bedürfe, der es ihm möglich machte, sich mit Ehren aus der Affaire zu ziehen.

Eines Abends fanden wir den Berggarten so besetzt, daß wir nur mit Mühe ein paar Plätze an einem Tischchen eroberten, an welchem schon ein junger Mann sein Bier trank. Es war ein Bekannter von Heinrich, ein Doktor Eduard Köllein, und da er sich uns Damen gleich in verbindlichster Form vorstellte, konnte der Vetter nicht umhin, Hertha und mich gleichfalls

vorzustellen, so ungern er es zu thun schien. Als der Kellner uns das übliche Zuckerwasser brachte, stellte er gleichzeitig vor Herrn Köllein einen Teller mit — Schinkenbrot (Schwarzbrot mit Butter und einer dicken Scheibe Schinken) hin. Heinrich wollte aufspringen, wurde jedoch von Hertha am Rockzipfel festgehalten, doch wandte er dem Doktor ärgerlich den Rücken zu und forderte uns durch furchtbare Blicke auf, dasselbe zu thun.

Das brachte ich aber nicht fertig, besonders da Herr Kollein freundlich die Frage an mich richtete, ob ich die Fleischwaren der Stadt nicht auch vorzüglich fände.

„Ich, ich weiß nicht," stotterte ich in tödlicher Verlegenheit und fühlte dabei förmlich das Gewitter von Heinrichs Nasenwurzel herüberzucken. Wenn ich die Schinkenscheibe — sie war köstlich rosa mit zartem weißen Rand — ein wenig sehnsüchtig angeschaut habe, so kann ich nichts dafür — es war stärker als ich.

Er lächelte auf eine Weise, die mich vermuten ließ, er wisse um die Einzelheiten unsers Haushalts, und fuhr dann fort, die berühmtesten Spezialitäten der städtischen Fleischindustrie aufzuzählen, bis Heinrich mit dem Aussehen eines gereizten Truthahns wirklich aufsprang und uns barsch zum Nachhausegehen aufforderte. Er war so aufgebracht wie noch nie und sagte mir unterwegs die unangenehmsten Dinge.

Andern Tages zu einer Stunde, da Heinrich im Bureau war und die beste Hausfrau der Welt schlief — sie schlief überhaupt sehr viel, da sie ja eigentlich nichts Besseres thun konnte —, läutete es an der Korridorthür, und als ich geöffnet, stand zu meiner größten Verwunderung Doktor Kollein vor mir; da er sagte, er habe eine Bestellung für meinen Vetter, bat ich ihn, näher zu treten. Ein kleines weißes Päckchen lugte aus einer Tasche seines Sommerüberziehers, welches meine Blicke — warum, weiß ich nicht — mit magnetischer Gewalt auf sich zog; im Laufe des Gesprächs langte er es hervor und legte es mit einer gewissen nachdrücklichen Gebärde auf den Tisch. Dann sprachen wir noch ein wenig hin und her, über das Wetter und andre interessante Dinge, und darauf empfahl er sich, ohne mir einen Auftrag an Heinrich zu hinterlassen. Das Päckchen hatte er vergessen.

Wie schon erwähnt, ich bin von Natur etwas wißbegierig, und dann sprach ich schon von der magnetischen Gewalt, die es auf mich ausübte, ich lüftete zögernd das Papier. Es war noch eine zweite weiße Hülle darunter, aber die hatte einen — Fettfleck; ich hob auch diese — wundervoll rosa schimmerte es mir entgegen, die appetitlichsten Schinkenschnitten — und so eine Menge! Ich kann nicht beschreiben, welchen Kampf ich kämpfte, aber als nach einem Weilchen Hertha, frisch ausgeschlafen, erschien, verschluckte ich gerade den letzten Bissen und warf das zerknüllte

Papier zum Fenster hinaus. Hertha war sehr erstaunt über den Besuch, und Heinrich wurde fast grob; ich glaube, er nannte den Doktor einen „Wolf im Schafskleide".

Die ganze folgende Nacht konnte ich, von Unruhe geplagt, kein Auge schließen, bis ich endlich beschloß, dem Doktor, falls ich ihn wieder treffen sollte, mein Vergehen einzugestehen; ein gewisses Etwas in seinem offenen Gesichte ließ mich hoffen, daß ich bei ihm Verständnis und Vergebung finden werde. Am folgenden Tag um die gleiche Stunde wie gestern war er wieder bei uns. Mir sanken fast die Knie zusammen, und ich stammelte allerlei durcheinander, was gewiß keinen Sinn hatte, bis er hell auflachte und sagte: „Hat's geschmeckt, kleines Fräulein? Ich hatte es ja nur zu dem Zweck hier eingeschmuggelt." Er habe von der bei uns eingeführten Selbstkasteiung schon ein Vögelchen pfeifen hören, und mein Gesichtsausdruck an jenem Abend im Berggarten sei zu sprechend gewesen. So sehr ich mich schämte, so nahm ich doch von dem Guten, das er diesmal mitgebracht; unter Lachen und Plaudern aßen wir gemeinschaftlich, und als Hertha kam, war er ganz unbefangen, der Heuchler, und hatte wirklich einen plausibeln Grund für sein Erscheinen.

Von nun an kam er sehr häufig, und wenn ich seinem Besuch in der ersten Zeit sehnsüchtig entgegensah aus einem Grunde, den die Vegetarier sehr unhübsch „Fleischfreßsucht" betiteln, so veredelten sich meine Gefühle doch recht bald, und kurz und gut, eines Tages waren wir Brautleute.

Mein Eduard wollte es sich durchaus nicht nehmen lassen, ein kleines Verlobungsfest zu arrangieren. Ehe es zu Tische ging, hielt er jedoch eine, hauptsächlich an Vetter Heinz gerichtete Rede, in welcher er sagte, Heinrich solle doch heute nur ja kein Spaßverderber sein.

Zuerst gewitterte es natürlich gefährlich, aber waren es die aufregenden Düfte, die aus der Restaurationsküche zu uns drangen, oder hatte ich mich wirklich mit meiner Vermutung nicht getäuscht, daß es nur des gewissen ausgleichenden Anstoßes bedürfe, genug, Heinrich erklärte, nachdem er anstandshalber ein wenig gezögert, er wolle heute mal „nicht so sein". Hertha, aus deren Mienen wie mit einem Schlage alles Vorwurfsvolle und alle Trägheit verschwunden war, murmelte, ich hörte es deutlich: „Ach, wie schön ist die Freiheit!"

Wir hatten ein herrliches Diner, nicht die Spur vegetarisch; Heinrich war großartig in der Selbstüberwindung, und später hielt auch er eine kleine, nicht mehr ganz logisch zusammenhängende Rede. Er ließ zuerst das Brautpaar leben, ließ darauf ziemlich deutlich durchblicken, daß er den ganzen vegetarischen Rummel nur in Scene gesetzt habe, um uns — Eduard und mich — zusammenzubringen, und steigerte sich zum Schlusse so

weit, zu erklären, von nun an pfeife er auf den ganzen Vegetarismus. „Therese und Eduard, sie leben — hurra, hurra, hurra!“

Das liegt nun schon ein paar Jährchen hinter uns. Zwischen Hertha und mir findet ein sehr lebhafter Austausch von Kochrezepten statt; gestern war sie in einem sehr gut sitzenden Straßenkleid — die Fleischerläden genieren sie nicht mehr beim Ausgehen — bei mir und fragte, wie ich meine Gänsesülze mache, dieselbe hätte Heinrich letzthin bei uns so gut geschmeckt, daß er immer davon spräche.

Das Gebärdenspiel und Mitteilungsvermögen der Tiere.

Von L. H.

Die Sprache besteht nicht nur in ausgesprochenen Worten. Der Blick, die Gebärden, der veränderte Gesichtsausdruck lassen uns oft tiefer in das Innere eines denkenden und fühlenden Wesens hineinschauen, als die vernommenen Worte es gestatten. Je tiefer wir aber auf der geistigen Bildungsstufe hinabsteigen, die von den verschiedenen Menschenrassen eingenommen wird, um so wichtiger erscheinen uns jene Begleiter der menschlichen Sprache, während die Worte selbst mehr zurücktreten und sich vermindern. Den Tieren endlich fehlt jede artikulierte Sprache, weshalb sie darauf hingewiesen sind, ihre inneren Regungen durch Gebärden und unartikulierte Laute mitzuteilen.

Der Hund, welcher sich nach der Thür wendet und schweifwedelnd nach seinem Herrn schaut, um ihn einzuladen, ihm zu folgen; der Honigkuckuck, der vor dem Menschen herfliegt, um ihn zu einem Bienennest zu führen, bieten uns Beispiele einer mimischen Sprache. Und ist es denn etwas anderes, wenn der Hund der Magd einen Napf darreicht, um sie zu erinnern, daß es Zeit sei, die Kühe zu melken; oder wenn die Katze vor ihren Jungen lebende Mäuse laufen läßt, um ihnen die erste Anleitung zur Jagd beizubringen?

Bei einigen höheren Tieren, besonders dem Hunde und dem Affen, erlangt der Blick und das Spiel der Gesichtsmuskeln unter den Ausdrucksbewegungen eine besondere Wichtigkeit, weshalb man schon in früheren Zeiten diesen Tieren eine gewisse Verstellungskunst zuschrieb. So behauptet man in manchen Gegenden heute noch, daß der Schakal, wenn er seine Konkurrenten von der Beute ablenken wolle, die er soeben verborgen, mit einer Kokosnuß sich zu schaffen mache. Wahrscheinlicher schon ist die List,

die man bei den sibirischen Hunden beobachtet hat. Denn wenn der Rottenführer eines dortigen Hundegespanns bemerkt, daß seine Begleiter die Spur irgend eines Tieres entdeckt haben und deshalb vom geraden Wege abbiegen wollen, bellt er flugs nach der entgegengesetzten Seite, um seine Kameraden vermuten zu lassen, daß er eine andere Fährte entdeckt habe.

Hinsichtlich der Verstellung spielen die Affen jedenfalls die erste Rolle, und wenn auch nur ein kleiner Teil davon wahr ist, was von ihnen in dieser Beziehung erzählt wird, so stehen sie immerhin unter allen Tieren als die Meister in der Verstellungskunst da. Bekannt ist, daß sie sich mit ausgestreckten Extremitäten auf den Boden legen und sich schlafend stellen, um leichtgläubige Vögel, die sich in ihre Nähe wagen, zu übertölpeln und ihnen den Hals umzudrehen. Von einem Pavian erzählt man, daß er einst seine Arme ausstreckte und mit den Lippen den Ton des Küssens nachahmte, um eine Person an sich zu locken, die ihm zuwider war. Als aber dieselbe sich ihm näherte und ihn streichelte, biß er sie tüchtig in die Hand.

Ein anderer Fall über die Mitteilungsfähigkeit der Affen wurde vor einigen Jahren aus Paris gemeldet. Der kleine René N. spielte in seinem Zimmer mit einem Affen und ergötzte sich an dessen lustigen Sprüngen. Plötzlich faßte der Knabe den tollen Gedanken, auf den Tisch zu steigen, eine Schnur des Fenstervorhanges um seinen Hals zu binden und in der Luft zu baumeln. Bald aber verlor er den Atem und das Bewußtsein. Der Affe sprang auf ihn zu, stieß ihn und erhob ein durchdringendes Geschrei; doch niemand hörte ihn. Plötzlich that er einen Satz nach der Thür, öffnete dieselbe und lief eiligst in das Zimmer, in dem sich die Mutter des Knaben befand. Erschrocken über das bestürzte Gesicht des Affen, der sie in einem fort am Kleide zog, folgte sie ihm in das andere Zimmer, wo sie gerade noch zu rechter Zeit ankam, um ihr Kind vom Tode des Erstickens zu retten.

Die Ausdrucksweise der Tiere, um anderen ihre Empfindungen und Wünsche begreiflich zu machen, ist ungemein verschieden. So klopft der Specht mit seinem kräftigen Schnabel an einen dürren Ast, um damit einen Rivalen zum Kampfe aufzufordern, und ein Naturforscher erzählt, daß wilde Pferde und noch andere Tiere sich mehr durch ihre Haltung als durch bestimmte Töne ein Alarmzeichen geben. Die wilden Kaninchen schlagen bei Annäherung einer Gefahr mit den Hinterbeinen auf den Boden, während dies die Schafe und die Gemsen mit den Vorderfüßen thun.

Brussingault erzählt, in welcher bestimmten und nicht mißzuverstehenden Weise ihn seine Maultiere bei der Besteigung des Chimborasso, als sie sich von der dünnen und leichten Bergluft gepeinigt fühlten, zur Rückkehr einluden. „Der Boden wurde immer unwegsamer für unsere Tiere," schreibt der Reisende, „und diese suchten uns mit einem wunderbaren In-

stinkt ihre Erschöpfung begreiflich zu machen; die Ohren, die sie in der Regel aufrecht tragen, ließen sie schlaff herabhängen, und während der häufigen Pausen, die sie zum Atmen gebrauchten, hörten sie nicht auf, in die Ebene hinabzublicken.“ Die Tiere brachten demnach ihre Beschwerden in richtiger Weise mit dem Orte in Verbindung, an dem sie sich befanden, und zeigten durch ihre Haltung an, daß sie sich in die Ebene hinabsehnten, um da leichter atmen zu können.

Wenn Tiere einander ihre Wünsche mitteilen wollen, bedarf es oft nur eines einzigen Blickes, einer kurzen Bewegung des Kopfes, einer leisen Berührung. So kannte Professor Romanes einen jungen Dachshund, der, solange er für sich war, ein äußerst friedfertiges Benehmen zeigte, in Begleitung seines Vaters aber ein wahrer Raufbold war. Einst lag der Alte schlafend in seiner Hütte, als ein mächtiger Hund vorüberging, an den sich der junge Dachshund nicht wagte. Als aber sein Vater bald darauf erwachte, lief der andere ihm sofort entgegen, rieb ihm mit dem Kopfe etwas an der Seite, als wenn er ihm etwas sagen wollte, und augenblicklich liefen beide kampfbereit dem Gegenstand ihrer Rauflust nach.

Ich selbst habe längere Zeit einen jungen Ziegenbock beobachtet, der jeden Tag mit kleinen Kindern Versteckens spielen wollte. Von frühester Jugend auf an den Umgang mit den Kindern gewöhnt, versteckte er sich anfangs mit diesen gemeinsam und freute sich, wenn er gefunden wurde; bald aber begann er sich auf eigene Faust zu verstecken, und wo er eine Hecke oder sonst ein geeignetes Plätzchen fand, das seinen Körper halbwegs deckte, lief er dahinter und ließ ein gedehntes „Määk!“ erschallen, gleichsam als wolle er die Kinder zum Suchen auffordern. Wenn ihn diese dann fanden und erfreut ausriefen: „Da steckt Peterchen!“ so sprang er vor Freuden wie toll umher und stieß die Kinder leise an, um sie zur Fortsetzung des Spieles zu ermuntern.

Man hat es oft gehört, daß Hunde den menschlichen Gesang durch ein eigentümliches Geheul zu begleiten suchen, und Romanes beobachtete einen Dachshund, der von einem sanften Gesange so mit fortgerissen wurde, daß er ihn begleiten mußte und den verlängerten Tönen der menschlichen Stimme solche Töne folgen ließ, die mit jenen in Übereinstimmung zu sein strebten.

Der gelehrte Reisende Houzeau beobachtete in Texas eine blinde Kuh, die von einer anderen geführt wurde, wenn sie essen oder trinken oder auch einen schmalen Pfad passieren wollte, und dies ging alles so gut, als wenn sie hätte sehen können. Und dennoch merkte man außer einem gedämpften „Muh“ nichts als dann und wann eine Bewegung des Kopfes und ein leichtes Anschmiegen an ihre Nachbarin. Derselbe Beobachter erwähnt auch eine Taube, die sich auf einen offenen Fensterflügel niederließ und hier

durch eine schiefe Haltung des Halses und das Schließen der Augen ihre Sympathie bekundete, sobald ein junges Mädchen auf der Harfe ein besonderes Stück spielte.

In einiger Entfernung von Aberdeen brach einst ein Jäger, als er über den zugefrorenen Deefluß hinwegschritt, durch das Eis in das tiefe Wasser und wäre ertrunken, wenn er sich nicht an sein Gewehr hätte anhalten können, das quer über dem Loche auf dem Eise auflag. Sein braver Hund suchte ihn anfangs selbst aus dieser kritischen Lage zu befreien, da ihm dies aber nicht gelang, eilte er in das nahe Dorf, wo er sich einem Manne aufdrängte und diesen so lange an den Kleidern zog, bis er sich bewegen ließ, dem aufgeregten Tiere zu folgen.

Die Beispiele über das Mitteilungsvermögen des Hundes sind ungemein zahlreich, und jeder Besitzer eines solchen findet täglich Gelegenheit, sich davon zu überzeugen. Aber auch anderen Tieren fehlt diese Gebärdensprache durchaus nicht. Romanes erzählt die Geschichte einer Katze, deren Junges zwischen einem Bett und der Mauer eingeklemmt war und trotz aller Anstrengungen sich aus seinem engen Kerker nicht befreien konnte. Da suchte die zärtliche Alte ihren Herrn auf und schmiegte sich bald an ihn, bald zupfte sie ihn am Beinkleid und miaute ängstlich so lange um ihn herum, bis er sich entschloß, der jammernden Alten zu dem Bett zu folgen, wo ihr Kleines in Todesgefahr schwebte.

Ebenso sicher ist es, daß sich die Ratten untereinander ihre Eindrücke über die Gefahren mitteilen, von denen sie sich bedroht sehen. Dr. Courmelles erzählt die interessante Beobachtung eines Freundes, der eine neue Rattenfalle konstruiert hatte, die ihm anfangs recht gute Dienste zu leisten versprach. Denn am ersten Tage ließen sich sogleich zehn Ratten fangen, und auch nachher fand man immer noch zwei bis drei Stück in der Falle eingesperrt. Wenn man sie aber in ihrem Gefängnis die ganze Nacht hindurch sich selbst überließ, waren sie in der Regel am folgenden Morgen daraus verschwunden. Das war aber nur durch den Beistand möglich, den diese Tiere einander leihen; und in der That fand man an der Bleikugel, welche die Bewegung des Hebels regierte, Spuren von ihren scharfen Nagezähnen. Dieser Kugelzusammenhang mit der Klappe zum Öffnen der Falle wurde ohne Zweifel von einer Ratte beobachtet und ihren Kameraden mitgeteilt, welche sodann laut dem Zeugnis der Zähne diese Erfahrung zur Befreiung der Gefangenen benutzten.

Daß die Gebärden- und Tönesprache eine höchst ausdrucksvolle und mannigfaltige ist, dürfte von niemand bezweifelt werden. Hören wir nicht die Vögel sich überall miteinander unterhalten? Der Pirol pfeift, die Schwalbe zwitschert, die Ringeltaube girrt, das Rotkehlchen singt, die Nachtigall flötet und schlägt; überall schenken ihnen die Kameraden die ge-

wünschte Aufmerksamkeit, der sicherste Beweis, daß sie ein Verständnis für die Sprache haben, die sie vernehmen.

Die Papageien und besonders die Kakadus vereinigen sich gewöhnlich zu Gruppen und stoßen dann eigentümlich gurgelnde Töne aus, die sie zu verstehen scheinen. Auch die Rabenvögel sind im Besitz einer Anzahl krächzender Töne, die ihren augenblicklichen Eindrücken entsprechen. Der Ton, den die Krähe ihren Kameraden zuruft, wenn ein Feind sich nähert, ist ein ganz anderer als der, wenn in der Ferne eine Beute sichtbar wird, oder wenn sie sich am frühen Morgen auf den Gipfeln der Waldbäume mit ihren Schwestern unterhält. Und daß ihre Sprache von ihnen verstanden wird, bezeugt uns die Genauigkeit, mit der ihre Anordnungen befolgt werden.

Gehen wir zu noch niedriger stehenden Tieren hinab, so sind es die Insekten, und besonders die gesellig Lebenden, denen alle Forscher bewundernswertes Mitteilungsvermögen zuschreiben. Und ohne gegenseitige Verständigung wäre ja auch der ganze Haushalt dieser staatenbildenden Insekten gar nicht denkbar. Daß sich z. B. die Ameisen durch ihre mit starken Nerven versehenen Fühler gegenseitig sehr detaillierte Mitteilungen, und zwar über ganz bestimmte Dinge, zu machen im stande sind, ist bekannt. Der Engländer Jesse erzählt noch folgenden interessanten Fall: „Ich habe öfters eine kleine grüne Raupe in der Nähe eines Ameisennestes niedergelegt. Bald wurde sie auch von einer Ameise aufgestöbert und ergriffen, die aber, nachdem sie vergebliche Anstrengungen gemacht hatte, die Raupe in das Nest hinabzuziehen, sich zu einer anderen Ameise begab. Da sah man nun, wie beide mit Hilfe ihrer Fühler sich miteinander unterhielten, sich dann gemeinsam zu der Larve begaben und dieselbe mit vereinten Kräften in den Bau hineinschafften."

Auch die Bienen haben eine Sprache, die jedenfalls, wenn wir sie auch nicht verstehen, bedeutender Leistungen fähig ist. Es ist sowohl eine Ton- wie eine Gebärdensprache, und es ist zweifellos, daß sich die Bienen mit Hilfe derselben vielerlei mitteilen können. Die Entdeckung irgend eines Stückchen Zuckers oder sonstigen Nahrungsschatzes durch eine einzelne Biene hat sofort zur Folge, daß binnen kurzer Zeit eine ganze Schar hungriger Bienen daselbst ankommt. Stellt man ein Schälchen mit Honig vor einen Bienenstock, so kommen alsbald einige Bienen hervor, die sogleich ihre Stimme erheben. Auf diesen Ruf kommt sofort eine große Menge Bienen aus dem Stocke, um den gebotenen Honig einzusammeln. Wenn der Bienenzüchter seine Bienen im Frühjahr auf das in der Nähe der Stöcke bereit gehaltene Wasser aufmerksam machen will, das sie zur Bereitung des Futterbreies bedürfen, so braucht er nur ein mit Honig bestrichenes Stäbchen vor das Flugloch zu halten, und die wenigen Bienen,

die sich zuerst darauf niederlassen, nach der Wasserstelle hinzutragen. Diese genügen, um bei ihrer Rückkehr das Vorhandensein des Wassers zur Kenntnis der ganzen Kolonie zu bringen.

Das beste Mittel zur gegenseitigen Verständigung besitzen die Bienen wie die Ameisen in ihren Fühlern, mit denen sie einander berühren, und diese interessante Mitteilungsweise kann man am besten beobachten, wenn man einem Stocke seine Königin nimmt. Da laufen anfangs nur wenige Tierchen, die den Verlust bemerkt haben, ängstlich herum und teilen ihre Erfahrung den Nachbarn durch Betasten mit den Fühlern mit, und in kurzer Zeit ist der ganze Schwarm von dem Ereignis in Kenntnis gesetzt.

Daß auch die Käfer das Vermögen besitzen, ihre Wünsche den Kameraden mitzuteilen, beweist schon das Verhalten des „Totengräbers", wenn er einen Kadaver vor sich hat, den er allein nicht zu beerdigen vermag. Findet er seine Anstrengung nutzlos, so eilt er davon und kommt bisweilen erst nach mehreren Stunden mit einem oder einigen Kameraden zurück, mit denen er nach vorheriger Verständigung die Arbeit vollendet.

Überall in der niederen Lebewelt finden wir die Spuren dieses Vermögens, und je mehr wir die kleinen tierischen Wesen beobachten, um so interessanter sind die Wahrnehmungen, die wir über den gegenseitigen Austausch der Empfindungen und Wünsche derselben machen können. Wer über viel freie Zeit zu verfügen hat, findet da Gelegenheit in Fülle, sie sich angenehm zu kürzen und die Werke des HErrn anbetend und lobpreisend zu bewundern.

Hochzeitsbrauch auf den Faröerinseln.

Jedes Volk hat seine Sitten und Gebräuche, die es seit Jahrhunderten von den Ahnen übernommen hat, an denen es mit ausdauernder Zähigkeit festhält und die vorzugsweise bei wichtigen Ereignissen des Lebens, wie z. B. bei Heiraten, der Geburt oder Taufe eines Kindes, sowie bei Todesfällen zu Tage treten. Besonders gilt dies bei solchen Völkern, die, von der übrigen Welt durch die geographischen Verhältnisse ihres Landes abgeschlossen, den Charakter und die Traditionen ihrer Vorfahren am meisten bewahrt haben, wie z. B. von den Bewohnern der Faroerinseln, und unter ihren verschiedenen Gebräuchen stehen ohne Zweifel die bei Hochzeiten obenan.

Hat der Faroer-Bauer, oder, wie er sich selbst nennt, der „Färinger", seinem Sohne Haus und Hof übergeben, um den Rest seiner Tage in Ruhe

hinzubringen, denkt letzterer vor allem daran, sich eine Frau zu suchen, die das oft ausgedehnte Hauswesen zu führen versteht. Die Wahl einer solchen ist jedoch nicht immer eine leichte Sache, denn nicht nur soll nach Färinger Begriffen das Vermögen des Bräutigams zu dem der Braut in Einklang stehen, sondern die Mädchen auf den Färöerinseln sind außerdem oft sehr wählerisch, ehe sie einem jungen Mann fürs ganze Leben Hand und Herz schenken. Dazu kommt dann noch der besondere Umstand, daß ein Korb, den ein Mädchen austeilt, den unglücklichen Brautwerber dem Gespött der ganzen Dorfjugend preisgiebt; kein Wunder also, wenn dieser alle Vorsicht anwendet, ehe er um die Hand der Erwählten anhält. Um daher möglichst sicher zu gehen, läßt er meist vorher bei der Familie des Mädchens nachforschen, wie etwa eine Werbung von ihm aufgenommen werden möchte. Sind die Aussichten zu seinen Gunsten, so begiebt er sich an einem der nächsten Sonntage nachmittags in das Haus seiner zukünftigen Schwiegereltern und bringt dort seine Werbung vor. Wird er von diesen freundlich aufgenommen, so ist dies schon ein gutes Vorzeichen. Jedoch darf er keineswegs hoffen, schon bei diesem Besuch von dem Mädchen selbst, und wenn es ihm noch so sehr gewogen wäre, eine bejahende Antwort zu erhalten. Solches wäre nach dem Dafürhalten der Färinger zum mindesten unschicklich. Schenkt sie ihm nun auf seine Werbung ein Glas Branntwein ein, so darf er, wenn er nächstens wiederkommt, bereits auf einen günstigen Bescheid hoffen. Hat er hiernach bei einem zweiten Besuch sowohl das Eheversprechen des Mädchens als auch die Einwilligung der Eltern und ist er mit den letzteren bezüglich der Brautaussteuer einig geworden, so findet noch am selben Tage die Verlobung des jungen Paares statt, zu der schnell alle Verwandten geladen werden.

Die Hochzeit selbst, der das übliche Aufgebot vorangehen muß, wird in der Regel auf den Herbst, und zwar den Monat Oktober verschoben, teils weil um diese Zeit die Feldarbeit beendet ist und daher die geladenen Gäste zum Hochzeitsfest leichter abkommen können, teils weil auf den Inseln um diese Jahreszeit frisches Schaf- und Ochsenfleisch am billigsten zu haben ist.

Der Wochentag, an dem Hochzeiten gehalten werden, ist, wie bei den alten Germanen, meistens der Freitag. Am Morgen desselben begiebt sich der Bräutigam im Hochzeitsgewande in das Haus der Braut, um diese zur Trauung abzuholen. Seine Tracht ist von der gewöhnlichen der Färinger wesentlich verschieden und besteht aus einem schwarzen, hochrot ausgenähten oder gestickten Rock, Beinkleidern von derselben Farbe, weißen wollenen Strümpfen und Schuhen von gelbem dänischen Leder. Auf dem Kopfe trägt er einen hohen, aus schwarzem Tuch gefertigten Hut von eigentümlicher Form, dessen Rand so zusammengebogen ist, daß er vorn und hinten in eine emporstehende Spitze endigt. In der Hand hat er den Freierstab,

der genau so lang sein muß wie sein Träger selbst, so daß bei senkrecht in die Höhe gestreckten Armen dessen Fingerspitzen das obere Ende berühren.

Nicht minder eigentümlich ist der Anzug der Braut. Ein faltenreiches, mit langen Ärmeln versehenes Kleid von roter oder blauer Farbe wird um die Hüften von einem mit Silber gestickten Gürtel zusammengehalten. An der Brust steckt eine silberne Nadel mit einer Gold- oder Silberplatte, an der eine Menge glänzender Kettchen, Ringe und Münzen befestigt ist. Nach einem alten Aberglauben gilt dieser Schmuck als eine Art Talisman und soll der Braut Glück in die Ehe bringen. — Den Hals und die Schultern bedeckt ein mit Spitzen besetztes Tuch, und gelbe Schuhe mit weißen wollenen Strümpfen gehören, wie beim Bräutigam, auch hier zum Hochzeitsstaat. Desgleichen macht auch ein Schmuck der Braut die Kopfbedeckung aus. Diese besteht in einem hoch aufgetürmten, aus Bändern und Flittergold zusammengesetzten kronenähnlichen Kopfputz, von dem je zwei goldgestickte seidene Schleifen über den Rücken und die Brust herabhängen.

So ausgestattet, begiebt sich das Brautpaar, von den Hochzeitsgästen begleitet, in die Kirche. Dem Zuge voran schreitet der Bräutigam in der Mitte zweier Führer, welche die Stelle seiner Diener vertreten und ihm auch morgens beim Ankleiden behilflich sein mußten. Unmittelbar hinter ihm folgen die Trauzeugen. Nach ihnen kommt die Braut; zwei Jünglinge führen sie, und Brautjungfern bilden ihr Gefolge. Ehemals herrschte auch die Sitte, daß die Braut mit ihren Brautjungfern von einer Anzahl junger Burschen mit gezogenen Schwertern begleitet wurde. Sie bildeten eine Ehrenwache, die wohl an jene Zeiten erinnern sollte, da häufige Überfälle der Seeräuber auf den Färöerinseln solchen Schutz nötig machten. — Dann schließen im Zuge erst paarweise die Männer und endlich die Frauen sich an.

Sind alle in der Kirche versammelt, so schließen sie vor dem Altare einen Kreis um das Brautpaar, und der Geistliche vollzieht den Trauungsakt, wobei das neue Paar die Ringe wechselt. Damit ist die kirchliche Feier zu Ende, und die Hochzeitsleute begeben sich nun zum Mahle, das in der Dorfschenke oder im Hause der Braut gehalten wird. Beim Zuge dahin beobachtet man genau wieder dieselbe Ordnung, nur daß jetzt der junge Ehemann an der Seite seiner jungen Frau einhergeht.

Unter den Speisen, die bei einem solchen Mahle gereicht werden, bildet das Hauptgericht ein gebratener Ochsenschweif, der, mit bunten Bändern und allerlei Flitterwerk verziert, in einer großen Schüssel aufgetragen und vor das Brautpaar zuoberst am Tische hingestellt wird. Nachdem dieses ein Stück davon abgeschnitten, trägt ihn einer der Zeugen, der zugleich das Amt des Schenken versieht, von einem Gaste zum andern um die Tafel herum, wobei jeder, während er sich nimmt, einen Reimspruch sagen muß. Außer

diesem Hauptgericht sind Weinsuppe, Rinderbraten und Rosinenkuchen, sowie auch Hammelfleisch an der Tagesordnung. Als Getränk beim Hochzeitsschmaus diente früher fast ausschließlich Kornbranntwein, in neueren Zeiten sind jedoch Bier und bei Reichen auch Wein in Aufnahme gekommen.

Zuweilen machen sich während des Mahles einige junge Burschen den Scherz, die Braut zu „stehlen", d. h. sie führen dieselbe, unbemerkt von der Gesellschaft, mit sich in ein andres Haus, wo dann der Bräutigam die Entführte suchen und wieder „auslösen" muß.

Der Aufbruch des Brautpaares nach ihrem neuen Heim geschieht bald nach Mitternacht. Die anwesenden verheirateten Männer umringen den Bräutigam, während gleichzeitig die Frauen einen Kreis um die Braut schließen. Es wird noch ein Psalm aus dem Gesangbuch angestimmt, und danach geleiten die Verwandten und Freunde das neugetraute Paar mit Fackeln nach Hause. Wohnt dasselbe auf einer andern Insel, so erfolgt die Begleitung auf Kahnen, was bei Nacht einen prächtigen Anblick gewährt.

In den Vormittagsstunden des nächsten Tages ist es Sitte, die Neuvermählten zu besuchen und sie zu beglückwünschen, wobei die Hochzeitsgäste kleine Geschenke mitbringen und dafür von der jungen Frau mit Getränken bewirtet werden. Damit endet die Festlichkeit.

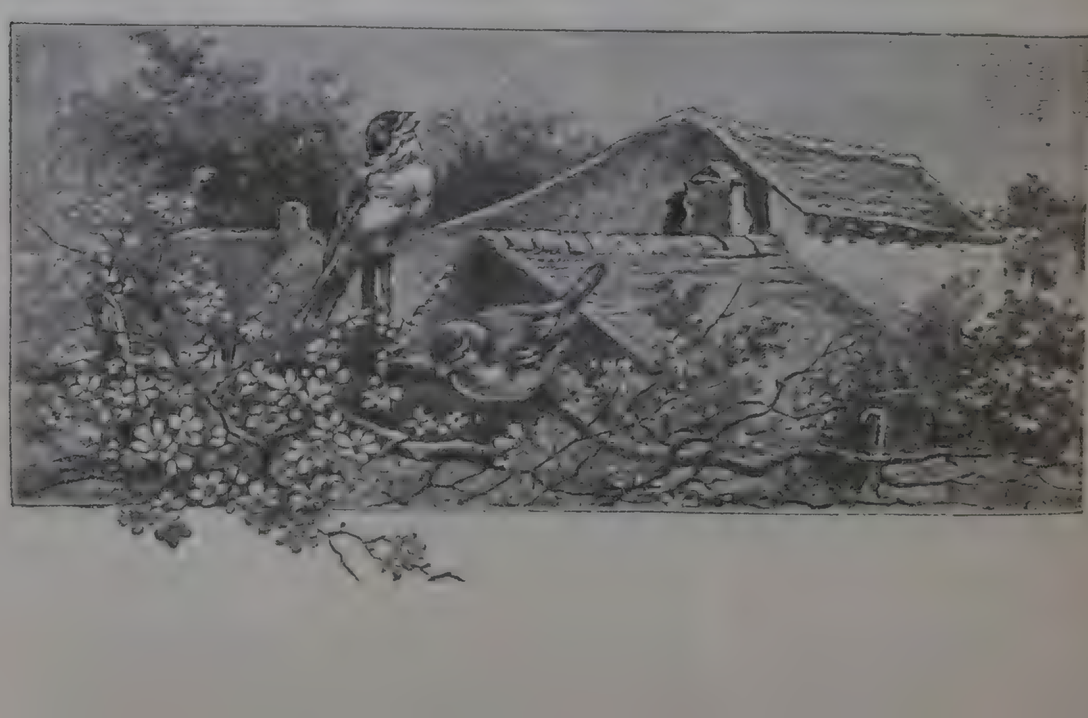
Daß eine Hochzeit mit allem, was dazu gehört, große Kosten verursacht, braucht nicht erwähnt zu werden, und die jungen Eheleute, für deren Rechnung alles gerichtet wird, müssen hinterher oft jahrelang sparen und arbeiten, um das in der Wirtschaftskasse eingerissene Deficit wieder auszugleichen. Welchen Aufwand ein solches Fest verursacht, geht z. B. aus einer Rechnung hervor, nach welcher bei einer Hochzeit, die vor etwa vierzig Jahren abgehalten wurde, nicht weniger als ein ganzer Ochs, eine Kuh und achtundvierzig Schafe geschlachtet wurden. Außerdem fand sich noch eine Tonne Roggenmehl für Kuchen und Backwerk, sowie zwei Tonnen Branntwein auf dem ansehnlichen Konto.

Des Frühlings Spur.

Es schimmert goldner Sonnenschein hoch über Berg und Thal,
Kein Wölkchen trübt das Firmament, doch Strauch und Busch stehn kahl.
Noch schläft der Wald, noch schläft die Flur —
Denn als der Winter die Natur
So kalt und finster angeblickt —
Da sind sie müde eingenickt.
Und lautlos flogen Flocken her und deckten leise zu
Die Armen, Müden mitleidsvoll zum Schlafe und zur Ruh'!

Es flutet milder Sonnenschein auf Berg, auf Wald, auf Flur,
Von Süden laue Lüfte wehn, man merkt des Frühlings Spur.
Schon rinnt der Schnee, schon sprudelt hell
Am Bergessaum der muntre Quell. —
Ob wohl die müden Schläfer auch
Erwecken wird des Frühlings Hauch? —
Ist erst hinweg das Leichentuch, des Winters Eis und Schnee,
Ob sie wohl richten noch einmal die Köpflein in die Höh'?

Es wächst gar manches Blümelein am stillen, lausch'gen Ort,
Doch bald verblüht's, verwelkt, stirbt ab, die Winde wehen's fort!
Vergeblich sucht das Aug' die Statt



Da, wo es einst gestanden hat —
Doch schärfer schaut der Sonnenschein,
Dringt tief und immer tiefer ein
Ins feuchte, finstre, dumpfe Grab, sprengt endlich Schloß und Thor
Und ruft das Auferstehungswort:
„Kommt, Schläfer, kommt hervor!"

Es flutet goldner Sonnenschein auf Wald und Wiesengrund,
Da regt sich Leben allerort, ihr kahler Rock wird bunt.
Hier lugt ein zartes Reis hervor,
Dort rankt ein zartes Grün empor,



Hier schießt ein Hälmchen in die Höh',
Dort sprießt ein Blatt von grünem Klee.
Ja, Wald und Wiese sind verjüngt, das Leben dauert fort,
Nach Todesschlaf, nach Wintersnacht folgt's Auferstehungswort! —

Du, Heiland, bist mein Sonnenschein, mein Leben und mein Weg,
Du leuchtest mir nach finstrer Nacht, du richtest meinen Steg.
In Sündenangst, in Pein, in Schmerz
Da tröstest du das müde Herz;
Nach Wintersnacht, nach Todesgraun
Läßt du mich bald das Leben schaun.
Ja, flieht das Leben, trägt man mich hin auf der Toten Ort,
Doch weißt du Rat; einst findet mich dein Auferstehungswort.

M. J. V. d. Au.

Margarete von Kunheim.

Martin Luthers jüngste und einzige ihn überlebende Tochter.

Von Pfarrer Nietzki in Mühlhausen.

„Siehe dies Wunder, in vollem Lauf und mit vollen Segeln eilt das Evangelium nach Preußen," so schrieb Luther im Jahre 1525 an den ersten lutherischen Bischof Georg von Polentz. Der frühzeitige und schnelle Siegeslauf des Evangeliums in diesem Lande blieb für den Reformator sein ganzes Leben hindurch eine Quelle reinster Freude.

Er konnte nicht ahnen, daß dieses im fernsten Osten des Reiches liegende Herzogtum zweien seiner Kinder eine neue Heimat und eine letzte Ruhestätte bieten würde.

Hans Luther, sein ältester Sohn, kam 1575 wieder nach Königsberg, der Stadt seiner Studien. Hier erkrankte er und starb am 29. Oktober 1575. Sein Leichnam wurde vor dem Altare in der altstädtischen Kirche beigesetzt. Nachdem diese 1826 niedergelegt ist, verkündet auf dem Kirchenplatze der Altstadt ein ansehnlicher Marmorwürfel, daß „des großen Reformators ältester Sohn" hier begraben liegt; jenes Hänschen Luther, an den der Vater von der Koburg den lieblichen Märchenbrief vom Paradiesgärtlein schickte.

Drei Meilen entfernt, vor dem Altare der schönen Dorfkirche in Mühlhausen, im Kreise Pr.-Eylau, ruht Luthers jüngste Tochter, seine „allerliebste Margarete".

Geboren wurde sie dem Reformator als das sechste Kind am 17. Dezember 1534. Sein ältestes Töchterchen Elisabeth, geboren 1527, hatte er schon im ersten Lebensjahre verloren; die zweite, Magdalene, war bei der Geburt ihrer jüngsten Schwester fünf Jahre alt. Luther sagt in den Tischreden: „Die Eltern haben die jüngsten Kinder am liebsten, denn sie bedürfen der Eltern Sorge am meisten. Darum steiget die Liebe der Kinder allezeit einfältig niederwärts."

So wird das Nesthäkchen Margarete der Gegenstand besonderer Liebe der Eltern gewesen sein. Als sie vier Jahre alt war, schrieb der Vater an ihren Paten Jakob Probst: „Es grüßt Euch meine Frau Käthe und Euer Patgen Margaretgen, mein Töchterlein, dem Ihr nach meinem Tode einen feinen frommen Mann schaffen werdet." Die Worte klingen scherzhaft, sind aber ein rührender Ausdruck treuester Fürsorge des damals kränklichen Vaters für sein jüngstes Kind, das er nicht mehr erwachsen zu sehen hoffen konnte.

An seiner Wiege dichtete und sang der Reformator das liebliche Weih-

nachtslied „Vom Himmel hoch da komm' ich her", jenen Engelssang, der für Millionen von Kindern von der seligen Weihnachtszeit unzertrennlich geworden ist.

Margarete hatte eine glückliche Kindheit im Elternhause gehabt. Herrschte doch in ihm ein fröhlicher Geist, hatte doch der Vater seine Freude daran, die Kinder lustig spielen und springen zu sehen, war doch die Frau Musika „die herrliche Gabe Gottes, an die man die Jugend stets gewöhnen soll", die beste Freundin des Hauses.

Als dann schon im Jahre 1542 die einzige Schwester Margaretes „mit Fried dahinfuhr von ihrem Herzensvater zu jenem Vater", da werden die Eltern die Liebe zu dem heimgegangenen Kinde auf ihr nunmehr einziges Töchterchen übertragen haben.

Freilich mußte Margarete von früher Jugend an unter Leitung der arbeitsamen Mutter fleißig die Hände regen. Der Vater oft kränklich, eine Anzahl Tischganger, Magister und arme Studenten, ein immer offenes Haus — da durfte die einzige Tochter nicht müßig sein. Auf die goldene Zeit der Kindheit folgte aber bald die eiserne der Not. Wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel traf die Familie die Kunde von dem Tode Luthers in Eisleben, da er sie noch wenige Tage vorher durch einen scherzhaften Brief erfreut hatte. Bei dem Leichenbegängnis des Vaters in Wittenberg fuhr Margarete neben ihrer Mutter „mit etlichen Matronen in einem Wäglein, das hinnach geführt wurde", unmittelbar hinter dem Sarge.

Wenn auch Luthers Nachlaß dank der Sparsamkeit Katharinas nicht unbedeutend war, so genügten doch die Zinsen nicht, um eine Familie von fünf Personen gegen mehrfache Geldverlegenheiten zu schützen. Ihren Höhepunkt aber erreichten die Sorgen, als 1547 der Schmalkaldische Krieg ausgebrochen, der Kurfürst von Sachsen, der treue Freund der Hinterbliebenen, gefangen genommen und die Stadt Wittenberg dem Kaiser übergeben war. Von ihren drei jüngsten Kindern begleitet, floh Katharina nach Magdeburg, von wo sie Melanchthon nach Braunschweig führte. Als sie dann nach der Lutherstadt zurückkehren konnte, blieben die Unterstützungen aus, und die Nahrungssorgen begannen. Zu alledem brach 1552 eine so furchtbare Pest in der Stadt aus, daß die Universität nach Torgau verlegt werden mußte und auch Luthers Witwe mit ihren Kindern sich dorthin zu flüchten genötigt sah. Mit ihrer Tochter und den zwei Söhnen Martin und Paul kam sie durch einen auf der Reise erlebten Unfall und durch heftige Erkaltung schwer erkrankt in Torgau an. Hier hat Margarete die an Auszehrung daniederliegende Mutter drei Monate hindurch treulich gepflegt, bis diese nach einem inbrünstigen Gebet für die Kirche und ihre Kinder am 20. Dezember 1552 verschied.

Nachdem sie die Mutter am folgenden Tage in die Stadtkirche zu

Torgau zur letzten Ruhe geleitet hatte, stand sie, in dem jugendlichen Alter von achtzehn Jahren, völlig verwaist da. Sie kehrte nach Wittenberg zurück, wo sie bei den zahlreichen Verehrern ihres entschlafenen Vaters am ehesten Anschluß und Beistand zu finden hoffen konnte. Nahrungssorgen hatte sie nicht zu befürchten, da in den nunmehr friedlichen Zeiten die Hinterlassenschaft der Eltern wieder zu ihrem Werte kam.

Nachdem sie am 4. April sich mit ihren drei Brüdern in dieselbe geteilt hatte, konnte sie sich sogar einer gewissen Wohlhabenheit erfreuen. Ihr fielen durch den Teilrezeß zwei Gärten im Werte von 500 Gulden, ferner die Anwartschaft auf 400 Gulden von einem Kapital zu, mit dessen Zahlung die Grafen Mansfeld noch rückständig waren. Außerdem bezog sie den vierten Teil der Miete von zwei Häusern.

„Und als der Jungkfrauen die Weibliche Gerade zuständigk, soll sie das Leinen, Geredt und Feder Bett zu voraus haben, aber einem jeglichen Bruder ein gericht Bett, so gutt allda ist, ein Tischduch und ein Handquehl (Handtuch) reichen und geben, wie dann solches der Mutter seligen meinung und will gewest."

Da sich die Kinder Luthers, wie ausdrücklich im Teilrezeß vermerkt ist, „von wegen Jungkfrauen Margareten umb die ganze Erbschaft vereinigt und vertragen haben", so ist es wahrscheinlich, daß dieselbe schon damals mit ihrem zukünftigen Gatten Georg von Kunheim, welcher zu jener Zeit in Wittenberg die Rechte studierte, das Eheversprechen ausgetauscht hatte. Sie hat denselben gewiß im Hause ihres Vormundes Melanchthon kennen gelernt, welcher den fleißigen Studenten alle vier Wochen examinierte. Daß sie viel im Hause des besten Freundes ihres Vaters verkehrte, geht aus der treuen Fürsorge hervor, welche derselbe ihren Angelegenheiten widmete. Melanchthon wurde auch der Begründer des ehelichen Glückes, das sie an der Seite ihres Gemahls fünfzehn Jahre lang genoß.

Dieser war im Jahre 1550 von dem Herzog Albrecht von Preußen, der ihm bei dem Begräbnis des Vaters, des Lehnsherrn von Knauten, zugerufen hatte: „Weine nicht, mein Georg, ich will Dein Vater sein", nach Wittenberg gesandt worden. Hier widmete er sich juristischen und theologischen Studien und war der besonderen Aufsicht des dem Herzoge befreundeten Melanchthon unterstellt. Zu Anfang des Jahres 1554 faßte Georg von Kunheim eine innige Zuneigung zu Margarete Luther. Er versprach ihr die Ehe und teilte seinen Entschluß, sie zu heiraten, seinen Vormündern in Preußen mit. Man war hier aber keineswegs gewillt, die Wahl des jungen Mannes zu billigen. Dem Ahnenstolz der Familie, welche zu den ersten des Herzogtums gehörte, sagte diese Verbindung nicht zu. Auch mochte man das Verlöbnis als eine That jugendlicher Übereilung ansehen, denn Georg von Kunheim war erst 22 Jahre alt. Des-

halb wandten sich die Vormünder an den Herzog Albrecht mit der Bitte, ihn aufzufordern, von seinem Plane abzustehen, ihn heimzurufen und Melanchthon mit Rücksicht auf die Unmündigkeit des Jünglings zu veranlassen, daß er das Eheverlöbnis ganz aufhebe.

So hohe Achtung und Liebe der Herzog Albrecht auch für Luther hatte, dem er die politische und religiöse Reformation seines Landes verdankte, so



Margarete von Kunheim.

gab er doch dem, den Anschauungen seiner Zeit durchaus entsprechenden Ansinnen nach. Er schrieb an Melanchthon, er möchte Kunheim bewegen, von seinem unbedachtsamen Vorhaben abzustehen und ungesäumt nach Preußen zurückzukehren. Da aber trat Melanchthon bei dem Herzog in einem rührenden Schreiben vom 18. Dezember 1554 für das bedrohte Liebesglück des jungen Paares ein. Dasselbe lautet in deutscher Übersetzung:

„Erlauchtester und gnädigster Fürst!

Ich zweifle nicht daran, daß Eure Hoheit von väterlicher Gesinnung gegen beide Familien beseelt ist, gegen die Kunheims und gegen die Nachkommen des ehrwürdigen Doktor Luther, zumal gegen seine tugendsame Tochter, welche einen guten Charakter hat. Eure Hoheit mögen die frommen Dienste Luthers und seine Gesinnung gegen Eure Hoheit, welche, wie ich der Wahrheit gemäß versichere, eine sehr liebevolle war, bedenken. Das möge Eure Hoheit nicht zulassen, daß Luthers Tochter in Verachtung komme, nachdem Kunheim ihr das Versprechen der Ehe gegeben hat und dieses bekannt geworden ist. Beide Verlobte klagen, daß sie sich nicht trennen können, ohne ihr Gewissen zu verletzen. Daher wagte ich nicht, eine Lösung des Verhältnisses zu versuchen. Auch wollte ich nicht über den Auftrag der Vormünder reden, da beide in einem für die Ehe reifen Alter sind und Gefahren für das Gewissen zu befürchten waren . . . Daher möge Eure Hoheit den Vater Luther vor Augen haben und die Tochter nicht verlassen. Während ich dieses schreibe, stürzen mir die Thränen aus den Augen, da ich viel an Luther selbst und auch an das Elend des Staates denken muß, welches seinem Tode folgte, und mir kommt jener Vers in den Sinn:

‚Hoc vivo stetit, hoc cecidit Germania lapsò.'*

Die Thränen hindern mich, weiter zu schreiben."

Durch diesen Brief und eine innige Bitte in einem Schreiben vom 10. April 1555 hat Melanchthon den Widerstand des Herzogs und auch der Familie beseitigt. Am 15. August 1555 fand in Wittenberg in Gegenwart „vieler Grafen und Herren", ferner des gesamten Lehrkörpers der Universität und unter freudiger Teilnahme der Bürgerschaft die Hochzeit statt. Das junge Paar blieb nach derselben noch zwei Jahre in Wittenberg.

Sobald Georg von Kunheim 1557 mit seiner „herzlich geliebten Margarete" auf seine Lehnsgüter nach Preußen kam, wurde er von dem Herzog Albrecht zum Landrat, Landrichter und Kastenherrn und schließlich noch zum Amtshauptmann über Bartenstein erhoben. Er kam seinen Amtspflichten mit der größten Gewissenhaftigkeit nach, war für die Ausbreitung des lutherischen Glaubens eifrigst thätig, leistete seinem Landesherrn große Dienste und „wurde also die Zierde der ganzen Kunheimschen Familie".

In seinem Ehestande mit Margarete wurden ihm neun Kinder ge-

---

* Zu deutsch: „Als dieser (Luther) noch lebte, stand Deutschland, als er starb, sank es zu Boden."

boren. Sechs von ihnen starben in früher Jugend und wurden in der Kirche zu Mühlhausen beigesetzt.

An dreien aber erlebten die Eltern die Freude, sie erwachsen sehen zu können. Die älteste Tochter Margarete vermählte sich mit Hans von Saucken, Herrn auf Podangen, Maulfritzen &c. Ihre Nachkommenschaft hat sich bis auf die Gegenwart fortgepflanzt, und ist es mir gelungen, dieselbe feststellen zu können. Der einzige Sohn, Volmar, ist unvermählt vor dem Jahre 1627 gestorben, mindestens aber 47 Jahre alt geworden. Es wurde ihm als eine hohe Ehre angerechnet, daß er „magni illius Lutheri nepos“ (ein Enkel des großen Luther) war, und er wird geschildert „als ein Erbe der väterlichen Frömmigkeit und Charakterreinheit“. Von der jüngsten Tochter Margaretes, Anna, habe ich nur die Notizen auffinden können, daß sie mit dem „Edlen, Gestrengen und Ehrenvesten Christoff Wolffert“ vermahlt war und 1611, ohne Kinder zu hinterlassen, verstorben ist.

Margarete Luther hat als Herrin über das große Lehnsgut Knauten ein arbeitsreiches Leben gehabt. Schon die Beköstigung des zahlreichen Hofgesindes, welches es an Botmäßigkeit nur zu oft fehlen ließ, war eine tägliche Sorge. Klagt doch der damalige Pfarrer in Mühlhausen, der treue Seelsorger Margaretes, Kaspar Henneberger, immer wieder über die Faulheit und Trunksucht des Gesindes, von dem er gern einen guten Wagen voll nach Litauen schicken möchte, wo die Müßiggänger hungern müßten. Oftmals hat er „seiner lieben Gevatterin“ Margarete ein Klagelied vorsingen müssen über die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse, die damals im Kirchspiele herrschten. Infolge der mit Polen geführten Kriege war das Land zur Hälfte verödet und wüst, „so daß ein Bauer kaum auf drei Hufen sich behelfen konnte“. Da gab es für die Tochter Luthers, die „gar tugendsame Matrone“, wie sie Henneberger nennt, viel Not und Elend zu lindern.

Es fehlte ihr, dank einem Legate, welches ihr Schwiegervater für seine armen und schwachen Unterthanen, „so niemand hatten, der sie ernähren konnte“, gestiftet, nicht an Mitteln, um wohlzuthun. Damit für die Kranken sogleich Arzeneien zur Hand wären, wurde „eine feine Hausapotheka“ eingerichtet und in jedem Jahre allerlei Wasser zu Medizinen gebrannt, nach denen sogar fremde Leute kamen. Auch die Kranken außerhalb des Kirchspiels vergaß Margarete nicht. Auf die Kosten der Gutsherrschaft in Knauten wurden die Armen im Hospital zu St. Georg in Königsberg jährlich „nicht mit geringer Kostung gespeist“.

Sehr befremdet hat Margarete sicherlich „die grausam schändlich Abgötterei“, wie der Pfarrer sagte, welche noch tief im Herzen der preußischen Landleute steckte. So wurde am Johannisabend auf der Viehweide bei Mühlhausen ein feuriges Rad auf einem Gestell durch Stricke gedreht,

wobei viele „sonderliche Worte“ hergesagt wurden. Am nächsten Morgen wurde dann das Vieh aus dem Stalle, dessen Thüre mit großen Kletten, Beifuß und verschiedenen Kräutern besteckt war, über die Brandstätte geführt. Dadurch sollte es fest werden gegen Krankheit und Zauberei, daß nicht etwa der alte Preußengott „Pikollos im Stalle rumpele“. „Das ist unsere alte Gerechtigkeit,“ erklärten die Bauern, „aber wir sind Christen und halten uns zum Sakrament.“

Mit welcher Andacht mag Margarete in der schönen Dorfkirche in Mühlhausen, die Ende des 15. Jahrhunderts durch Ablaßgeld erneuert worden war, dem Gottesdienste beigewohnt haben, dessen Ordnung streng nach Luthers Vorschrift geregelt war. War ihr doch in der Kirche nicht nur der Geist ihres himmlischen Vaters nahe, es war ihr auch stets eine liebliche Erinnerung an ihren irdischen Vater, wenn sie in den geheiligten Räumen Gottes Wort hörte, wie er es verdeutscht hatte, wenn sie die Lieder sang, welche er gedichtet, er sie gelehrt, er mit seiner Familie zuerst gesungen hatte.

Das feste Band ihres ehelichen Glückes war die innige evangelische Frömmigkeit, welche sie mit ihrem Gatten, einem strenggläubigen Lutheraner, verband. Zur Winterszeit hielt der Geistliche auf den Wunsch der Eheleute in Knauten jede Woche eine Andacht. Nach der Predigt wurde dann „ein colloquium über die Materie, so tractieret, gehalten“.

In den ersten Jahren ihrer Ehe hat Margarete die Freude gehabt, in ihrer neuen Heimat im fernen Osten einen lieben Verwandten bei sich zu sehen. Es war ihr ältester Bruder Hans, der in Königsberg auf Kosten des Herzogs studiert und damals von ihm wahrscheinlich ein Amt übertragen erhalten hatte. So haben, fern der Heimat, das älteste und das jüngste Kind des großen Reformators in geschwisterlicher Liebe sich zusammengefunden und Erinnerungen an das teure Elternhaus ausgetauscht.

Dann kamen auch wieder Zeiten der Einsamkeit, wenn ihr Gemahl durch amtliche Reisen von ihr getrennt wurde. Aber die Freude an ihren Kindern und an der schönen, waldreichen Natur Preußens, die sie mit liebevollem Auge betrachtete, half ihr über sie hinweg. Die Freude an der Natur hatte sie von ihrem Vater geerbt, der sie auch in der allerkleinsten Kreatur ein großes Wunderwerk zu schauen und in der Blume, der Biene, der Sonne Sinnbilder des ewigen Lebens zu erblicken gelehrt hatte.

Nach einer fünfzehnjährigen, sehr glücklichen Ehe verlor Georg von Kunheim seine Gattin durch den Tod im Jahre 1570. Sie hatte ein Alter von nur 36 Jahren erreicht. Noch im Jahre 1611 erzählten die alten Unterthanen „was für Liebe sich die Eheleute in den fünfzehn Jahren, die sie zusammen gelebet, bewiesen“.

In einem Gewölbe, welches der Witwer vor dem Altar der Kirche in

Mühlhausen errichtete, ließ er ihren Leichnam beisetzen. Dasselbe ist bedeckt von einer mächtigen Steinplatte, auf welcher die Worte stehen:

Tu patriam repetens, tristi nos orbe relinquis
Te tenet aula nitens, nos lacrimosa dies.*

In der Kirche hängt ein Gemälde, welches Margarete in ihrem dreiundzwanzigsten Lebensjahre darstellt und als ein sehr wertvolles Werk von Lukas Cranach d. J. nachgewiesen ist. Es ist von dem jüngsten Sohne Georg von Kunheims aus dessen zweiter Ehe gestiftet worden „aus Ehrfurcht gegen Luther, den Vater der ersten Gattin des Edlen Georg von Kunheim".

Das beigefügte Bild läßt namentlich in der Stirnbildung die Ähnlichkeit Margaretes mit ihrem Vater erkennen.

So ruhen nun die Gebeine der jüngsten Tochter Luthers in einer kleinen, aber schönen Dorfkirche Ostpreußens. An ihrem Eingange halten zwei gewaltige Linden Wacht, die schon zu Margaretes Zeit ein Alter von wenigstens hundert Jahren gehabt haben müssen.

Die tiefsten Wasserfälle.

Die allerhöchsten, respektive allertiefsten Wasserfälle der Erde sind die drei Krimlerfälle im Oberpinzgau mit einer Gesamthöhe von 1160 Fuß. Die drei nächsten Fälle gehören dem skandinavischen Norden an: der Vermofoß im Romsdal, 1000 Fuß; der Vältisfoß am Sognefjord, 865 Fuß; der Rjukanfoß in Thelemarken, 815 Fuß. Mit einem Abstand von 215 Fuß folgen dann die drei Velinofälle bei Terni, die drei Tosafälle im Val Formazza, 550 Fuß. Die Gasteinerfälle im Gasteiner Thal, 495 Fuß, sind in der Mitte zwischen Skjäggedalfoß am Hardangerfjord, 530 Fuß, und dem beim nämlichen Fjord befindlichen Vöringfoß. Gering nimmt sich daneben die große Aniokaskade bei Tivoli mit 320 Fuß aus, aber immer noch stattlich neben dem Elbfall im Riesengebirge, der nur 150 Fuß hoch herabfällt. Zieht man die Breite mit in Betracht, dann steht allen voran der nur 400 Fuß hohe, aber 8300 Fuß breite Viktoriafall des Zambesistromes in Südafrika, dann folgt der Niagarafall in Nordamerika mit 165 Fuß Höhe und 2000 Fuß Breite, erst in dritter Reihe kommt der Rheinfall bei Schaffhausen mit 150 Fuß Breite bei einer Höhe von 80 Fuß.

* Ins Vaterhaus kehrst Du zurück, uns läßt Du im Thale des Elends;
Dich hält nun ein prunkender Saal, uns aber ein thränender Tag.

Malerisches Pflanzenleben in California.

Von E. H.



Wenige Landstriche der Erde erfreuen sich eines so gleichmäßig milden Klimas wie das californische Küstengebiet vom Strande des Oceans bis zu den Höhen der Sierra Nevada, der das Küstengebirge parallel läuft. Das Klima übertrifft die mildesten Gegenden des Mittelmeergebiets und ähnelt demjenigen der japanischen Inseln. An der Bai von San Francisco (38 Grad n. B.) steht der kälteste Tag des Jahres nur um fünf Grad hinter dem wärmsten zurück. Den Winter bildet eine fünf bis sechs Monate dauernde Regenzeit, dementsprechend den Sommer eine regenlose Zeit von sechs bis sieben Monaten. Der ungemein milde Winter gestattet zahlreichen gegen den Frost höchst empfindlichen Gewächsen das Fortkommen; aber eine tropische Vegetation wie unter derselben Breite in Andalusien, auf Sicilien oder in Algier macht der sehr kühle Sommer unmöglich. Dessenungeachtet ist die californische Pflanzenwelt überreich an höchst merkwürdigen, ja großartigen Gebilden.

Einen großen Irrtum würde freilich derjenige begehen, welcher den größten Teil des Landes mit einer ursprünglichen Pflanzendecke versehen glaubte. Von einer solchen sind nur noch verhältnismäßig geringe Überreste vorhanden. Dafür haben die Ansiedler, früher besonders die Goldgräber, in neuerer Zeit die Landbebauer, die Eigentümer von Obstgärten, Gemüseländereien und Getreidefeldern, gesorgt. Ausgedehnte Pflanzungen von Orangen und Ölbäumen haben in der Nähe der Küste den Urwald verdrängt. Die californischen Weine haben sich längst selbst in Europa einen guten Ruf erworben. Die Fruchtbarkeit des Landes wie des Klimas ist erstaunlich.

In Californias Waldungen sind die Haupttypen die Nadelhölzer und die Eichen. Durch die Mannigfaltigkeit der Formen und durch die riesigen Dimensionen sind überhaupt die nordamerikanischen Nadelhölzer ausgezeichnet. Man denke sich Tannen wie die Gummifichte, Lebensbäume wie die



Südcalifornischer Bananenbaum.

Riesenceder mit prachtvoll pyramidaler Krone und einem schnurgeraden Stamm von 200 Fuß Höhe neben Rot-, Weiß-, Schwarz- und Balsamtannen, canadischen Tannen, Douglas-Tannen, Pappeln und Ahornen. Aber die ausgezeichnetsten Formen sind die Riesenbäume aus der Gattung Sequoia,

welche California eigentümlich ist, und zwar in zwei Arten: dem Mammutbaum und dem Rotholz.

Wer kennt nicht den Mammutbaum, nächst dem Eucalyptus globulus, einem Myrtenbaum Australiens, der höchste Baum der Erde? Der Mammutbaum ist auf die californischen Abhänge der Sierra Nevada in einer Meereshöhe von 4700—6500 Fuß beschränkt. Entdeckt wurde derselbe durch Goldgräber an den Nebenflüssen des San Joaquin in 38 Grad n. B. Hier standen gegen 300 Bäume, hoch hervorragend aus dem übrigen Tan-



„Der rote Veteran."

nenwalde. Größere Bestände des Baums wurden später von Brewer in 36 bis 37 Grad n. B. aufgefunden. Die Höhe der Bäume beträgt 300—450 Fuß, ihr Umfang 60—90 Fuß, ihr Stammdurchmesser 25—34 Fuß. Der größte Baum besitzt vier Fuß über dem Boden einen Stammumfang von 99 Fuß. Kein Baum auf der Erde kann einen derartigen Holzvorrat liefern. Sie ragen über den Straßburger Münster, über den Nikolaiturm in Hamburg und über den Stephansdom in Wien hinaus und erreichen die Höhe der Pyramide des Cheops.

Um eine handgreifliche Vorstellung von dem erstaunlichen Umfang eines solchen Baumes zu erhalten, beachte man nur die Art und Weise, wie das erste Exemplar von den Goldgräbern gefällt wurde. Mit den gewöhnlichen Hilfsmitteln, mit Axt und Säge allein, war hier nichts auszurichten, das



„Die Mutter des Waldes."

sah man sofort ein. Es wurden also in bestimmter Höhe über dem Boden mit Erdbohrern zahllose Löcher durch die Rinde in die Mitte des Stammes gebohrt, dann arbeitete man mit der Axt das Holz zwischen den Bohrlöchern heraus, ein Unternehmen, dessen Ausführung Monate in Anspruch nahm. Endlich war der kolossale Stamm durchschnitten. Man befestigte in 200

Fuß Höhe ein ausnehmend starkes Tau und spannte 36 Pferde an, um den Gewaltigen umzureißen. Dieser aber schüttelte beim Anziehen der Pferde gleichsam verächtlich seine Krone. Um ihn zu Fall zu bringen, mußte man, während die Pferde anzogen, eine soeben gefällte 200 Fuß hohe Tanne gegen den Riesenstamm werfen. Jetzt stürzte dieser mit donnerartigem Krachen und machte den Erdboden erschüttern. Der Sockel hatte einen Umfang von 90 Fuß.

Die Bestände der Rotholzfichte nehmen die Abhänge und die Querthäler des Küstengebirges ein, abwechselnd mit Eichenbeständen und mit lieblichen, grünen Weideländern. Dieser Baum erreicht zwar nicht die Höhe seines Bruders auf der Sierra Nevada, aber sein Wuchs ist noch malerischer. Er bildet ausgedehnte, fast reine Bestände in den Thälern der Bergströme, wie z. B. des Gualala, ebenso an den hohen Abhängen in der Nähe des Oceans, wo der Rotholzwald in Schluchten und Terrassen hoch emporsteigt, und auf den abgerundeten Gipfeln der Berge hoch über dem Seenebel, wo die Ausläufer des Nadelwaldes in die Region der Eichen und Lorbeeren hinübergreifen.

Diese beiden Arten der Gattung Sequoia sind auf California beschränkt, die einzigen auf der Erde. Bald werden auch sie vom Erdboden gänzlich verschwunden sein. In solchen Beständen, wo das Rotholz am kräftigsten gedeiht, erblickt man Gruben im Boden von 30—50 Fuß im Durchmesser und 5 oder 6 Fuß Tiefe. Auf dem ringförmigen Umfang dieser Gruben erheben sich 7 oder 8 Rotholztannen von 12 Fuß Stammdurchmesser. Es sind Wurzelschößlinge eines längst gestürzten und vermoderten Riesenvaters.

California besitzt gegen 30 Arten von Nadelhölzern, von denen die Hälfte ihm eigentümlich ist. Zu den größeren Formen gehört die harzreiche Zuckerkiefer und die californische Edeltanne.

Wie Amerika überhaupt, so besitzt insbesondere California einen großen Reichtum von Holzpflanzen aus der Familie der Heidegewächse. Verschiedene Arten bilden bald niedrige Zwergsträucher, bald höhere Gebüsche, bald mächtige Bäume, fast alle schönblühend und viele mit prächtig gefärbten Beerenfrüchten versehen. Ein wahrer Riese unter diesen schönen Pflanzen ist der Madronnabaum des Küstengebirges.

Die großen, länglichen, tiefgrünen Blätter erinnern an diejenigen der großblütigen Magnolie. Die jungen Zweige sind lichtgrün, dann werden sie gelblich, später prächtig scharlachrot. Die weißen, glockenartigen Blumen, nicht unähnlich den Maiglöckchen, hängen in rispigen, einseitswendigen Endtrauben herab. Prachtvoll heben sich die kleinen scharlachroten Beeren ab von dem schönen glänzenden Laube. Die jungen Bäume bilden Dickichte. Ihre Stämme sind hoch, schnurgerade, glänzend und von der allerverschieden-

sten Farbe, so daß kaum zwei einander völlig gleichen. Je nach dem Alter der Rinde wechselt die Farbe zwischen Hellgrün und Gelb und zwischen Gelb und Bräunlichrot bis zum rosigen Purpur. Kaum kann es im Wald etwas so Frisches, Sauberes, Reichfarbiges geben als ein Madronnadickicht. Die großen immergrünen Blätter gruppieren sich bisweilen in Wirtel, fast so regelmäßig wie die Zweige bei der Tanne der Norfolkinsel. Die glänzenden Stämme zerstreuen das Licht nach allen Seiten und sind mit einer Rinde bekleidet, so weich wie Ziegenleder.

Seltener treten die Madronnas einzeln auf außerhalb der Dickichte.



„Die Hütte des Pioniers."

Sie bekommen dann einen ganz andern, ausgebreiteten Wuchs und einen oft kolossalen Umfang bei einer Höhe von 80—100 Fuß. Solche Baume sind nicht minder malerisch als alte Cypressen oder die californische Olive. Bei so alten Stämmen ist die Rinde rauh, mit zahlreichen rotbraunen Knoten und Wülsten besetzt, zwischen denen völlig glatte, goldige, olivengrüne oder fast scharlachrote Flecke von äußerst glänzender Färbung hervortreten. Streckenweise findet man die Madronnas von niedrigem, krüppelhaftem, strauchartigem Wuchs.

Wie in allen mäßig warmen Gegenden der Erde, so findet sich auch in California die sogenannte Bärentraube, der Arbutus der Engländer. Dieses

milde Land besitzt überhaupt eine ganze Anzahl von Arten dieser Gattung, von denen 9 oder 10 ihm eigentümlich sind. Eine der schönsten, die es mit dem Oregongebiet gemeinsam hat, ist die Manzanita. Sie bildet knorrige Gebüsche oder kleine Bäume von ähnlicher Farbenpracht wie die Madronna. Die Blätter sind kleiner, dicklich, verkehrt eiförmig oder fast herzförmig, kurz zugespitzt, ganzrandig, glatt, immergrün. Die kleinen krugförmigen, weißen oder rötlichen, duftenden Blumen bilden end- und seitenständige, lockere, herabhängende Rispen. Das Küstengebirge war auf große Strecken mit der Manzanita bedeckt, aber Tausende von Acres sind schon ausgerodet und in Weinberge oder Obstgärten verwandelt, denn wo die Manzanita



Ein Orangenhain bei Pasadena.

wächst, da findet sich stets der trefflichste Boden. Auf das ebene Land oder in die Gärten läßt sich die Manzanita nicht verpflanzen, denn sie widersteht der Kultur. Das Holz wird zu Spazierstöcken und zu Drechslerarbeiten verwendet. Wie in England die Bärentraube, so gewährt in California die Manzanita einen wunderschönen Anblick, wenn auf dem dunkeln, glänzenden Laub die zahllosen korallenroten Beeren prangen. Die Blütezeit fällt in den Winter, je nach der Lage und Meereshöhe vom Dezember bis zum April. Täglich während der Blütezeit fallen die duftenden Blüten in so großen Mengen ab, daß sie den Boden mit einem zolldicken Teppich bedecken. Die Blüte der Manzanita ist das Zeichen für den Beginn des



Feigenbaum bei Santa Barbara.

californischen Frühlings. Die aus den Goldregionen kommenden Postkutschen halten an, damit die Passagiere aussteigen und blühende Manzanitazweige als die ersten Frühlingsboten abbrechen können. Die Zeltbewohner schmücken mit denselben ihre Tische und Zelte.

In leuchtenderen Farben der Blumen glühen freilich die beiden Arten

der Alpenrose neben den Gebirgsbächen, nicht minder die lilakähnlichen Dickichte der Rotwurzel in den schattigen Wäldern der Rotholzfichte; aber die Manzanita spottet jeder Konkurrenz bezüglich der wunderbaren Farbentöne und des feinen Wohlgeruchs.

Die riesenmäßige Entwickelung der Bäume ist keineswegs eine bloße Eigentümlichkeit einiger einheimischer Arten, sondern sie ist Folge des überaus günstigen Klimas und der ungemeinen Fruchtbarkeit des Bodens. Das geht am besten daraus hervor, daß alle von fernher eingeführten Kulturgewächse sich in California zu riesiger Größe entwickeln. Zu so massiger Entfaltung wie in den californischen Gärten und an den Landstraßen gelangt der Feigenbaum selbst in seinem Vaterland, dem südwestlichen Asien, nicht. Der gewaltige Stamm teilt sich nach allen Seiten in mächtige Äste, die ihrerseits wieder große Stämme bilden, und deren Seitenäste dicke Luftwurzeln zur Erde senden, welche zu neuen Stämmen werden, das riesige Laubdach stützend, so daß solch ein alter Baum einen ganzen Wald bildet, seinem Vetter, dem Banyanenbaum am Ganges vergleichbar. Und solche alten Bäume bringen ungeheure Massen von Früchten zur Reife, mit denen sie den Boden dicht bedecken.

In die Waldbildung am Küstengebirge teilen sich das Rotholz und die Eichen. Beide bilden größere Bestände, ohne sich miteinander zu vermischen. Von Eichen besitzt California eine große Anzahl. Teils sind dieselben immergrün, teils mit abfälligem Laub versehen. Zum Teil bilden die Eichen gewaltige Waldbäume, zum Teil verkümmern sie zu kriechendem Gebüsch. Die Eichen als Bäume, welche feuchten Boden lieben, finden sich besonders in den Thalgründen in größeren Beständen. Auffallend ist es, daß die 25 westamerikanischen Eichenarten weit mehr den europäischen gleichen als denen an der atlantischen Küste Amerikas. Die aus England eingeführten Eichen gedeihen in California sehr gut, während die ostamerikanischen daselbst verkümmern.

Zur Zeit der ersten Einwanderer waren noch alle Thäler mit Eichenbeständen gefüllt. Die großen Bäume stehen nicht dicht zusammengedrängt, sondern in geräumigen Abständen wie in unsern Parkanlagen. Von San Diego bis an die Grenze des Rotholzes, das ganze Küstengebirge aufwärts, konnte man buchstäblich in beständiger Nachbarschaft von Gruppen riesiger Eichen reisen. Ebenso am Fuß der Sierra Nevada. Der obere Lauf des Sacramento ist noch jetzt ein Eichenland. Unter den weißen Eichen der Thäler wird die größte häufig 100 Fuß hoch. Unter den ausgebreiteten Kronen ist der Boden gewöhnlich unbewachsen, aber zwischen den Baumgruppen erstrecken sich die saftigsten Matten, die freilich während des dürren Sommers goldgelbe Färbung annehmen. Auf isolierten Felsen erblickt



Californische Kletterrosen.

man sehr häufig Gruppen von Eichen, nicht selten gemengt mit Tannen und Lorbeeren.

Sehr eigentümlich in ihrer Lebensweise sind die immergrünen Eichen. In den großen Schluchten treten sie reihenweise auf, indem sie die von Gebirgsbächen durchrieselten Seitenrinnsale begrenzen und dadurch diese

schon aus der Ferne kenntlich machen. Wo sie aber einzeln auf ebenem Lande stehen, da biegen sie wie das Knieholz der Alpen ihre pinienartig verzweigten Kronen bis auf den Boden nieder.

Wie in ganz Nordamerika, so gehören auch in California die Ahorne zu den schönsten Waldbäumen. Sie stehen in den Gebirgsschluchten gruppenweise beisammen oder einzeln. Zu den auffallend schönen und charakteristischen Bäumen gehören auch die Platanen, von denen California eine eigentümliche Art besitzt: die californische Edelkastanie, verschiedene Roßkastanien, Eichen und Weiden. Die Platane pflegt Gesellschafterin der Weiden an den Flußufern zu sein.

Besonders in der Küstenregion spielen die Gesträuche eine große Rolle, deren California eine große Anzahl ihm eigentümlicher Gattungen und Arten aufzuweisen hat. Da begegnen uns Sträucher aus der Rosenfamilie eine Pflaumenart, eine strauchartige Wolfsmilchpflanze, eine Knöterichpflanze, holzige Korbblütler und Kaktuspflanzen aus allen Vegetationsformen dieser seltsamen Pflanzengruppe. —

Gegen Ende der regnerischen Zeit, meistens im Februar, beginnt die Entfaltung einer herrlichen Frühlingsflora. Sie endet schon im April. Später wird alles dürr; Ebenen und Hügel nehmen ein steppenartiges Ansehen an. Es sind Stauden und einperiodische Gewächse, welche den Boden im Frühling mit dem frischesten Grün und mit den verschiedenfarbigsten Blumen schmücken.

Die bekannteste Blume Californias ist die in unsern Gärten überall gern gesehene goldfarbige Mohnpflanze, die durch den ganzen Staat verbreitet ist und die man als das Wahrzeichen desselben betrachtet. Den Hauptbestandteil der Flora bilden fast überall die Korbblütler, die Liliengewächse, Kleearten der verschiedensten Gattungen und andre in unsern Gärten zu den feinsten Zierblumen gerechnete Blumenarten. Wilder Hafer bekleidet, vereint mit einer jährigen Kleeart, an den oberen Abhängen der Sierra Nevada unermeßliche Räume. Seine Körner sind oft monatelang die einzige Nahrung für die größten Viehherden.

Am augenfälligsten tritt uns die erstaunenswerte Fruchtbarkeit Californias entgegen, wenn wir die Kulturpflanzen näher in Augenschein nehmen. Man bedenke nur den ungeheuren Aufschwung, den im Lauf eines halben Jahrhunderts die californische Weinkultur genommen hat. Die einheimischen Arten des Weinstocks schienen zur Herstellung eines genießbaren Weins völlig unbrauchbar zu sein. Noch gegen die Mitte unsres Jahrhunderts hatten die californischen Weine einen strengen, erdigen, einem an europäische Weine gewohnten Gaumen nicht zusagenden Geschmack. Und jetzt kann man manche der zahlreichen neu gezüchteten Sorten den besten Weinen der Erde an die Seite stellen. Mandeln gedeihen vortrefflich.

sogar als Alleebäume an Landstraßen. Neben den Eukalyptusarten Australiens, den Akazien Afrikas, den Hesperidenfrüchten, Orangen, Limonen, Granaten, den japanischen Persimonien und zahlreichen andern Fruchtbäumen wärmerer Landstriche gedeihen auch sämtliche Kernobst- und Steinobstsorten ganz vortrefflich.

Die Züchtung von Pflanzengattungen aus den verschiedensten Erdgegenden wird für den Gärtner dadurch besonders lohnend und verlockend, daß alle Gewächse in California zu großer Veränderlichkeit neigen, so daß der Züchter leicht neue, vorteilhaftere und edlere Formen erzeugt. Kein Wunder daher, daß die Rosenzuchten, die Samenzuchten, die Blumengärtnereien und die Baumschulen Californias es schon zu nicht geringem Aufschwung gebracht haben. Neben Magnolien, aus tropischen Gegenden eingeführten Palmen, stehen Cedern vom Libanon, Bambusrohr, Litschis und Longans aus China und der scharlachfrüchtige californische Pfefferbaum. Die Nußbäume erreichen eine ungeheure Größe. Der Fliederstrauch des atlantischen Küstengebiets wird hier ein Baum von 2 bis 4 Fuß Stammdurchmesser und 30 bis 40 Fuß Höhe.

Alle zufällig oder absichtlich eingeführten Gewächse neigen zur Verwilderung. Mitten im Wald trifft man nicht selten Nußbäume, Kirschen, Aprikosen, Pfirsiche und andre unsrer Obstbäume, deren Samen durch Wanderer zufällig verschleppt worden sind.

Unglaublich ist die Zahl der von den californischen Baumzüchtern eingeführten Bäume. Da stehen Maronen neben Johannisbrotbäumen, Oliven und einer Unzahl der verschiedensten Fruchtbäume. Dazu giebt den californischen Obstländereien der Umstand noch einen besonderen Reiz, daß hier stets große Flächen von einer und derselben Obstsorte bedeckt sind, bald von Kirschen, von Pfirsichen oder Pflaumen, bald von Kernobst, dann kommen zur Abwechselung Weinberge und Olgärten u. s. w.

Begeben wir uns nun noch auf kurze Zeit in den äußersten Süden von California, so geraten wir in die Wüste. Hier hat die gerühmte Milde und Gleichmäßigkeit des Klimas aufgehört. Der Sommer ist heiß, und infolge davon bietet uns die Blumenwelt ein ganz verändertes Bild. Der Baumwuchs hat aufgehört und die Pflanzenwelt nimmt einen halbtropischen Charakter an. Dem Eindringling fallen besonders die baumartigen Liliengewächse auf, die hier oft eine riesige Größe erreichen. Zur Erhöhung des tropischen Eindrucks tragen wesentlich die Kaktusgewächse bei, deren California eine ganze Anzahl ihm eigentümliche besitzt, ferner zahlreiche Sukkulenten und andre Steppenpflanzen.

California wird in nicht allzu ferner Zeit eines der reichsten Länder der Erde sein, nicht durch seine Goldgruben, die nie den dauernden Wohlstand eines Volkes begründen, sondern nur durch seinen reichen Pflanzenbau.

Gottes Gerechtigkeit.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von
Helene Bertholdt.

„Nein, Georg, liebster Mann, das kannst Du mir nicht zumuten! Mein ganzes Herz sträubt sich dagegen, Dich hier allein zu lassen, wo Dir täglich, ja stündlich Todesnot droht. — Glaubst Du denn, ich würde mit dem steten Gedanken an Dich und Deine Gefahr im sicheren Heim bei den Eltern auch nur eine glückliche Stunde genießen? Nein, ich bitte Dich herzlich, mache diese Verfügung rückgängig und laß mich mit den Kindern an Deiner Seite. Wir stehen ja überall in Gottes Hand, und er, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt, kann uns auch durch diese schweren und betrübten Kriegszeiten glücklich hindurchführen.“

Die Sprecherin, eine junge blühende Frau von etlichen zwanzig Jahren, schwieg erwartungsvoll und faßte flehend des Gatten Hände. Dieser aber, der Bürgermeister Lorenz von H., schüttelte traurig den Kopf und sagte endlich mit einem Seufzer: „Liebste, Liebste, erschwere mir doch nicht unnötig die bittre Pflicht! Ich habe diese Sache lange und reiflich erwogen und fühle, daß es so für Dich und mich am besten ist. Die Unannehmlichkeiten mit dem Feinde mehren sich von Tag zu Tag, und von allen Ecken und Enden laufen Klagen über Bedrückungen und Mißhandlungen ein. Mir wird bange um Dich und die Kinder. Gerade ich in meiner amtlichen und verantwortlichen Stellung als Bürgermeister kann Euch je länger je weniger schützen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend muß ich notgedrungen auf dem Rathause weilen, und inzwischen seid Ihr daheim allen Gefahren hilflos preisgegeben. Du weißt ja, ich bin meinem Könige ergeben und bringe es nicht fertig, vor den Franzosen zu heucheln und zu schmeicheln. Infolgedessen aber stehe ich seit lange auf ihrer schwarzen Liste und habe mich in keinem Falle ihrer Nachsicht oder Gönnerschaft zu erfreuen.

Aus diesem Grunde nun halte ich es für dringend geboten, Dich und die Kinder in Sicherheit zu bringen. Seid Ihr einigermaßen geborgen, dann werde ich selber auch wieder besser daran sein. Ich kann einmal nicht ruhig denken und arbeiten, wenn ich Euch in steter Gefahr weiß. Ich habe darum bereits heimlich an die Eltern Botschaft gesandt und erhielt vorhin die Antwort. Dein Vater ist ganz meiner Meinung. Er schreibt: Nach Menschengedanken wäret Ihr auf seiner entlegenen, im tiefsten Walde versteckten Oberförsterei am besten aufgehoben. Kein feindlicher Fuß habe bis jetzt den Weg in die weltferne Einsamkeit Hohenforstes gefunden. Was man früher oft beklagt habe, die tageweite Entfernung Deiner Heimat von jeder Verkehrsstraße, das habe sich jetzt als unschätzbares Glück erwiesen. Großvater und Großmutter freuten sich daher schon darauf, Tochter und Enkelchen im sichern Nest begrüßen zu können."

Der Bürgermeister schwieg und sah erwartungsvoll auf die junge Frau. Diese aber seufzte tief und unterdrückte mit Mühe ihre schmerzliche Bewegung.

„Georg, Liebster, muß es denn wirklich sein?"

Der stattliche Mann nickte traurig und zog dann die Gattin zärtlich in seine Arme.

„Es muß sein, meine Agnes. Nimmer, nimmer würde ich mich ja von Dir und den Kindern auf ungewisse Zeit trennen, wenn ich nicht von der Notwendigkeit dieses Schrittes innerlich überzeugt wäre. Und nun gieb Dich in Gottes Willen und trage als gute Christin und Patriotin das Unvermeidliche. Nicht wahr, Du bist wieder mein tapferes Weib und überwindest Dich mir zulieb?"

Frau Agnes nickte leise; aber trotzdem konnte sie sich der Thränen nicht mehr erwehren. Schluchzend lag sie in des Gatten Armen.

„Georg, Georg, das wird ein Abschied für immer sein! Wir sehen uns nimmer wieder! Als damals vor der Schlacht von Jena mein Bruder Gottfried von uns ging, fühlte ich dieselbe Beklemmung wie heute; ich wußte genau, daß ich den blühenden Jüngling zum letztenmal sah. Ich hatte mich nicht getäuscht. Schon nach wenigen Tagen fand eine feindliche Kugel ihren Weg in sein treues Herz."

Wider Willen zog es wie trübe Ahnung durch des Bürgermeisters Seele. In diesen traurigen Zeiten war ja niemand auch nur eine Stunde seines Lebens sicher! Aber hastig wehrte der starke Mann gleich darauf die unliebsamen Gedanken von sich.

„Nicht doch, nicht doch, mein Lieb," sagte er zärtlich. „So Gott will, sind wir über Jahr und Tag wieder alle miteinander vereinigt und erfreuen uns des lang entbehrten Friedens. Endlich, endlich wird ja der HErr unser Schreien hören und die Ketten brechen! Schon gärt es überall

in der Stille, und die Besten unseres Volkes beginnen an dem verhaßten Joch zu rütteln. Über kurz oder lang muß der Sturm losgehen, und dann wehe den fremden Bedrückern!"

„Georg, um Gottes willen, stille!" rief die junge Frau erschrocken und legte dem begeisterten Redner die Hand auf den Mund. „Liebster, vergißt Du denn ganz und gar, daß wir überall von französischen Spionen umgeben sind? Heutzutage haben ja auch die Wände Ohren, und der beste Freund kann ein Verräter sein!"

„Schmach und Schande, daß es so weit mit uns gekommen ist," grollte der Bürgermeister unbeirrt, und über sein eben noch so hoffnungsfrohes Gesicht legte sich ein finstrer Ernst. „Wir sind Sklaven geworden und daher die hündische Gesinnung! Aber nur Geduld! Es wird zu seiner Zeit anders kommen! Die Not und Trübsal dieser Jahre sondert nur das Gold von den Schlacken, und wenn dann der Tag der Befreiung anbricht, wird ein geläutertes und tüchtiges Geschlecht Gut und Blut für die Wiedergeburt des Vaterlandes einsetzen. Aber vorläufig genug davon. Es ist Zeit, Geliebte, daß Du alles zur Fahrt rüstest. Morgen um diese Stunde mußt Du schon die Hälfte des Weges hinter Dir haben. Es ist mir sehr schmerzlich, daß ich Euch nicht begleiten kann, aber ich darf die Stadt nicht einen Tag verlassen. Zum Glück ist mein alter Franz ja auch zuverlässig und schlau, und unter seinem und vor allem Gottes Schutze werdet Ihr hoffentlich wohlbehalten an Ort und Stelle gelangen."

Frau Agnes nickte traurig.

„Ich fürchte mich nicht vor der Reise, mir ist nur bange vor der Trennung von Dir."

Lorenz streichelte zärtlich den Kopf des geliebten Weibes.

„Auch dieses wird vorübergehen, und wenn wir später mit Gottes Hilfe wieder vereinigt sind, werden wir nicht mehr der Angst dieser Tage gedenken. Und nun komm zu den Kindern. Ich habe sie ja seit Tagen nicht mehr gesehen. Ging ich morgens fort, so schliefen sie noch, und kehrte ich abends heim, so waren sie schon zur Ruhe gebracht."

„Ach, es ist eine schreckliche Zeit," seufzte die junge Frau. „Wo ist unser einstiges trauliches Familienleben hingeschwunden! Mir thut immer das Herz weh, wenn die Kleinen nach dem Vater fragen, und ich daran denken muß, daß dieser gezwungen ist, seine Kraft und Zeit dem Feinde zu widmen."

Der Bürgermeister winkte abwehrend mit der Hand.

„Rühre nicht daran. Du glaubst nicht, wie weh mir jeder Gedanke an diese Schmach thut. Wollte ich nach meinem Gefühle handeln, so würde ich das mir verhaßt gewordene Amt schon längst niedergelegt haben. Dann zöge ich jetzt mit Euch und ließe hier alles gehen. Aber gerade die

Pflicht gegen meinen König zwingt mich, zu bleiben. Trotzdem ich äußerlich dem Feinde dienen muß, kann ich im stillen dabei immer noch für meinen angestammten Herrn wirken und den Bedrückern in vielen Dingen entgegenarbeiten. Werfe ich jedoch die Büchse ins Korn, so wählen die Fremden sicherlich meinen Nachfolger nach ihrem Sinne, und die arme Stadt ist dann ganz verraten und verkauft."

„Du hast recht," sagte Frau Agnes leise, „und ich bin stolz auf Dich. Möchten Deine Söhne Dir ähnlich werden! Aber horch, trippelt und trappelt es da nicht auf dem Gange? Gewiß sind es die lieben Schelme. Um Dich zu sehen, hatte ich ihnen heute erlaubt, aufzubleiben, und nun können sie es natürlich nicht erwarten, den Vater zu begrüßen."

Des Bürgermeisters eben noch so ernstes Gesicht erhellte sich zusehends.

„Herein, herein, Ihr lieben Trabanten," rief er fröhlich und öffnete die hohe Flügelthür. Zwei Knaben und ein Mädchen sprangen jubelnd ins Zimmer und hingen sich an den Vater.

„Papa, lieber Papa, wir haben Dich so lange nicht mehr gesehen!" Lorenz küßte die fünfjährigen Zwillingsbrüder und nahm dann das noch jüngere Töchterchen zärtlich auf den Arm.

„Ihr Schelme, wenn Ihr wüßtet, wie sauer es mir wird, Euch zu entbehren! Und nun soll ich Euch gar auf unbestimmte Zeit ganz und gar hergeben! Die glücklichen Großeltern, wie beneide ich sie! Aber nicht wahr, Mariechen, Du vergißt den Papa nicht ganz und gar?"

Die Kleine, ein liebliches, blauaugiges Geschöpfchen, das mit besonderer Zärtlichkeit an dem Vater hing, schlang eifrig die Ärmchen um des Mannes Hals und lehnte den blonden Lockenkopf an seine Wange.

„Mariechen will nicht fortreisen, sondern immer bei Papa bleiben."

Des Bürgermeisters Augen wurden feucht. Heftig preßte er seine Lippen in die weichen Haare seines Lieblings, und abermals kam es wie bange Ahnung über ihn.

„Wenn ich Euch nicht wiedersehen sollte!" murmelte er erregt. „Aber nein, nein! Gott wird gnädig sein und Euch beschützen. Wo wäret Ihr auch wohl sicherer geborgen als in der Einsamkeit von Hohenforst?"

Daß ihm selber auch etwas Menschliches zustoßen könnte, daran dachte der starke Mann nicht. Er sorgte nur um die geliebten Seinen. Frau Agnes aber, die mit überströmenden Augen neben dem Gatten stand, schauerte bange zusammen. Es war ihr, als ob mit einem Mal eine dunkle Wolke zwischen sie und den Gatten zöge.

„Wer weiß, wann wir uns wiedersehen!" flüsterte sie mit bebenden Lippen, und es schüttelte sie dabei wie heftiger Fieberfrost.

* * *

Als Lorenz am nächsten Morgen nach dem Rathause ging, geschah es

mit einem Gefühle der Erleichterung und zugleich Vereinsamung. Unter dem Schutze der Nacht hatten die Seinen unbemerkt und ungestört die Stadt verlassen, und er war froh, daß er nun nicht mehr um sie zu bangen brauchte. Andererseits aber vermißte er schon jetzt die Nähe seiner Frau so stark, daß er gar nicht daran denken mochte, wie er die Zeit ohne sie und die Kinder hinbringen würde. Er hatte bisher alles mit dem geliebten Weibe geteilt, denn dieses war ihm jederzeit die treueste und verständnisvollste Gehilfin gewesen. Bei ihm, dem Bürgermeister, hieß es in Wahrheit: sein Herz wurde froh, wenn er nur von weitem den Giebel seines Hauses erblickte. Den ganzen Tag über freute er sich auf den Augenblick, wo ihm Agnes mit den Kindern an der Schwelle des Heims heiter lächelnd entgegentrat und ihr: „Willkommen, Liebster!" an sein Ohr drang.

Das war nun für lange Zeit vorbei, und das Herz that ihm weh, als er am Abend zum erstenmal unbegrüßt durch die verödeten Räume seines Hauses schritt. Trotzdem fühlte er deutlich, daß er recht daran gethan hatte, die Geliebten zu entfernen. Der Übermut der Feinde wuchs von Tag zu Tag, und die Thränen und Klagen der Bedrückten nahmen kein Ende. Er selbst in seiner Eigenschaft als Stadtoberhaupt konnte den Mitbürgern bald nur noch wenig nützen, denn die Fremden hatten längst die Hauptmacht an sich gerissen und beobachteten außerdem den ihnen verdächtigen Bürgermeister mit Argusaugen. Leider gab es in H. selbst Landeskinder genug, die sich nicht scheuten, mit den Franzosen an einem Strange zu ziehen und ihren Herrn und König zu verraten. War ihnen schon früher die strenge Rechtlichkeit und Königstreue des Bürgermeisters ein Dorn im Auge gewesen, so suchten sie ihm jetzt aus allen Kräften ein Bein zu stellen, um ihn womöglich ganz und gar vom Amte zu bringen und an seiner Statt im trüben fischen zu können.

Lorenz merkte dies alles mit blutendem Herzen und heimlichem Zähneknirschen. Aber er war nicht der Mann dazu, sich einschüchtern zu lassen. Mit treufestem Mute und eherner Stirne bot er den feigen Verrätern Trotz und suchte ihre und des Feindes Ränke auf jede Weise zu durchkreuzen. Er war dabei natürlich klug genug, die Fremden nicht in seine Karten blicken zu lassen oder sie gar offen zu reizen. Dazu war die Zeit noch nicht gekommen! Aber er wirkte im stillen unausgesetzt und mit glühender Begeisterung für König und Vaterland. Im Dunkel der Nacht und im Schutze eines geräumigen, halbverfallenen Burgkellers sammelte er die Getreuen, namentlich die heranwachsende Jugend um sich, redete mit ihnen von den Opfern und Thaten der Väter und unterwies sie dann in der Handhabung der Waffen.

Als dann später die Stunde der Befreiung schlug und auf des Königs Ruf alles zu den Fahnen eilte, da war es wohl am meisten das Verdienst

des treuen Mannes, daß auch in H. sich jung und alt wie ein Mann erhob und in frommer Begeisterung zu den Waffen griff. Vorläufig freilich war es leider noch nicht so weit, und Lorenz wollte manchmal fast verzagen. Seine Stellung wurde immer schwieriger und unhaltbarer, und nirgends sah er Hilfe oder Rettung. Das ganze Land lag wie in Todesbanden gefangen; die geliebte königliche Familie war geflohen, und traurige, demütigende Nachrichten drückten die Herzen der Getreuen zu Boden. Niemand wagte mehr frei das Haupt zu erheben, und nur die Feinde und ihre Helfershelfer hatten gute Zeit.

Es gehörte wirklich der ganze Mannesmut und das unentwegte Gottvertrauen des Bürgermeisters dazu, um unter solchen schwierigen und widrigen Verhältnissen nicht die Büchse ins Korn zu werfen und den Seinen nach der sicheren Zuflucht zu folgen. Und eine Schriftstelle war es besonders, die ihn in dieser trüben Zeit immer wieder aufrichtete und seine Hoffnung nicht sinken ließ: „Freue dich nicht, meine Feindin, daß ich daniederliege; ich werde wieder aufkommen. Und so ich im Finstern sitze, so ist doch der HErr mein Licht! — Ich will des HErrn Zorn tragen, denn ich habe wider ihn gesündigt; bis er meine Sache ausführe und mir Recht schaffe. Er wird mich an das Licht bringen, daß ich meine Lust an seiner Gnade sehe. — Meine Feindin wird es sehen müssen und mit aller Schande bestehen, die jetzt zu mir sagt: ‚Wo ist der HErr, dein Gott?‘ Meine Augen werden's sehen, daß sie dann wie Kot auf der Gasse zertreten wird!“

Micha, der Seher des HErrn, hatte einst diese prophetischen Worte sich und den Seinen zum Troste gesprochen, und die gläubige Zuversicht, die in ihnen lag, teilte sich auch je mehr und mehr dem Herzen unseres Freundes mit. Fest und unbeirrt ging er seines Weges, und seine strenge Rechtlichkeit und wandellose Königstreue nötigten den besseren unter den Feinden unwillkürlich Achtung ab. Trotzdem beobachteten sie sorgfältig sein Thun und Lassen, denn sie sagten sich, daß einer, der so patriotisch dachte, es wohl nicht bei dem bloßen Denken bewenden ließ, sondern wahrscheinlich auch mit allen Kräften diese Worte und Gedanken in Thaten umsetzte.

Sie irrten sich natürlich nicht; aber Lorenz war noch klüger als sie. Der ehrliche Deutsche übertölpelte diesmal die schlauen Franzosen. Obgleich er, wie schon erwähnt, im geheimen Versammlungen abhielt und außerdem Gewehre, Munition und andre nötige Dinge für einen etwaigen Befreiungsversuch sammelte, gelang es den welschen Spürnasen doch nicht, hinter sein Thun und Treiben zu kommen.

Mehr als einmal freilich geriet er dabei in äußerste Lebensgefahr und entging nur wie durch ein Wunder dem gewaltsamen Tode.

So hatte er kurz nach der Abreise der Seinen wieder zwanzig große Kisten mit Gewehren und Munition in Sicherheit gebracht und freute sich nicht wenig über das für König und Vaterland gerettete Gut.

Doch niemand soll den Tag vor dem Abend loben! Kaum war das wertvolle Gut auf einem entlegenen Speicher unter Tabaksbündeln geborgen, da erschien ganz unerwartet der Befehl, ein jeder solle bei sofortiger Todesstrafe alles, was er an Waffen besitze, ausliefern.

Lorenz erschrak nicht wenig, denn er wußte sofort, daß das Ganze hauptsächlich auf ihn und seine Sammlung gemünzt sei. Wahrscheinlich hatte wieder irgend ein elender Verräter die Hand im Spiele. Trotzdem ließ sich der Bürgermeister nicht einschüchtern. Gleichmütig, als ob ihn der gegebene Befehl nicht das geringste anginge, ging er seines Weges und dachte gar nicht daran, seine mühsam gesammelten Schätze dem Feinde auszuliefern.

„Die gehören meinem Herrn und Könige, und will es Gott, bekommen die Franzosen keine Kugel davon." Als ob er nie etwas von dem fatalen Befehl vernommen hätte, ging er nach wie vor aufs Amt und zeigte den verblüfften Feinden das ruhigste Gesicht. So vergingen mehrere Tage, und schon meinte er, alles wäre wieder in Ordnung, und er hätte sich umsonst geängstigt. Doch so leichten Kaufes sollte er nicht davonkommen. Eines schönen Morgens erschien in seinem Hause eine starke Abteilung Franzosen und besetzte mit aufgepflanztem Gewehr jeden Ausgang. Der Anführer aber nahm den erschrockenen Bürgermeister ins Verhör und setzte ihm hart zu, die Gewehre auszuliefern. „Weigern Sie sich nicht länger; es ist doch umsonst. Ich habe ganz genaue Nachricht, daß in Ihrem Hause zwanzig große Kisten mit Waffen versteckt sind. Zum letztenmal rate ich Ihnen: sagen Sie die Wahrheit, oder ich lasse Sie sofort erschießen."

Daß es dem Offizier mit seiner Drohung ernst war, erkannte Lorenz auf der Stelle. Aber gerade die grausame Rede gab ihm auf der Stelle seine Kaltblütigkeit und Ruhe wieder. „Mein Leben steht in Gottes Hand," dachte er. „Soll ich jetzt sterben, wohlan, ich bin bereit; wenn nur der Feind nicht die Büchsen und Kugeln findet." Laut aber sagte er, da er nicht lügen mochte: „Aus Ihren Drohungen, mein Herr, mache ich mir so viel!" — er schnippte mit den Fingern. — „Ich fürchte den Tod nicht und bin jeden Augenblick mit Freuden bereit, für meinen König und mein Vaterland zu sterben. Im übrigen stelle ich Ihnen anheim, mein Haus selber zu durchsuchen."

„Das würde ich auch ohne Ihre Erlaubnis thun," rief der Franzose erbost, denn er merkte den Hohn. „Allons! Vorwärts, und schreiben Sie sich die Folgen selber zu!"

Lorenz verbeugte sich nur schweigend, und alsbald begann vom Keller

bis zum Boden ein Suchen, bei dem das Oberste zu unterst gekehrt wurde, und die alte Ursel, die dem Bürgermeister seit der Abwesenheit der Gattin die Wirtschaft führte, in helle Verzweiflung geriet.

Unter Thränenströmen betrachtete die treue Seele die aufgerissenen und zerstreuten Betten in den Zimmern und die Scherbenhaufen in der Küche. Aber ihr Herr hatte keine Augen für den Greuel dieser Verwüstung und die Klagen seiner Haushälterin. Seine Seele war mit Wichtigerem beschäftigt, und die bange Frage: Wird es gelingen, die Feinde zu täuschen und das anvertraute Gut zu retten? hielt alle Sinne in Spannung und Aufregung.

Nur zu bald merkte er dabei, daß der Offizier sehr genau unterrichtet sein mußte, denn ohne sich an dem Suchen seiner Leute im Vorderhause nur im geringsten zu beteiligen, schritt er selbst mit zwei Mann nach dem bewußten Speicher und zwar direkt nach dem Raum, wo die Kisten verborgen waren.

Lorenz stand fast das Herz still vor Erregung, und so schnell er konnte, folgte er den verhaßten Eindringlingen. Er wußte zwar nicht, was er dabei helfen sollte, denn wenn Gott jetzt nicht ein Wunder that und den Feinden die Augen hielt, waren des Königs Waffen und sein Leben verloren.

„HErr, hilf!“ flehte er leise, „rette meines Königs Eigentum!“

Äußerlich jedoch bewahrte er seinen Gleichmut und sah ruhig zu, wie der Franzose einen Tabaksbündel nach dem andern wegräumte. Zum Glück war der Raum eng, und es konnte nur ein Mann bei dem gefährlichen Geschäft thätig sein. In begreiflicher Spannung stand der Offizier daneben und trieb zur Eile.

Lorenz aber vermochte jetzt kaum noch seine furchtbare Aufregung zu verbergen. Immer weniger wurden der Tabaksbündel, die die Kisten bedeckten. Jetzt! jetzt mußte nach seiner Berechnung der Augenblick kommen, wo er verraten und zu Schanden wurde! Hätte der Offizier dem arbeitenden Soldaten nicht gar so eifrig auf die Finger gesehen, so wäre ihm wohl schwerlich die heftige Gemütsbewegung des gequälten Bürgermeisters entgangen.

Schon trat dem Ärmsten der helle Schweiß auf die Stirn, und eine unnennbare Angst bemächtigte sich seiner Seele. Schwindelnd drehte er sich nach der Wand, faltete die Hände und schrie heimlich zum HErrn hinauf: „Hilf mir, mein Gott und Heiland! Errette mich! Laß mich nicht zu Schanden werden und in der Feinde Hände fallen! HErr, du allein kannst helfen! Ach, errette, errette, errette!“

Kaum hatte er das Amen gesprochen und wandte sich neu gestärkt

wieder um, da rief der Soldat dem Offizier auf französisch zu: „Es ist hier wirklich weiter nichts als Tabak."

„Nun, dann laß das vergebliche Suchen sein und komm," entgegnete ärgerlich der Anführer und verließ, ohne den Bürgermeister eines Blickes zu würdigen, den Speicher und bald darauf das Haus.

Lorenz aber sank dankerfüllt neben dem Tabaksballen auf seine Knie und lobte und pries den gnädigen Gott von Herzensgrund für diese wunderbare Errettung.

Als er nachher aufstand, trat er an die verhängnisvollen Kisten heran, um zu sehen, wieviel Tabak den Schatz noch decke. Wer aber beschreibt sein grenzenloses und dankbares Erstaunen, als er gewahrte, daß nur noch ein einziges Bündel auf den Kisten lag! Nur noch einmal brauchte der Franzose die Hand auszustrecken, und alles war verloren!

„Wahrlich, wir haben einen HErrn HErrn, der noch heute Wunder thut und vom sicheren Tode errettet!" rief der ergriffene Mann und faltete anbetend die Hände. Noch niemals zuvor hatte er so greifbar deutlich gespürt, daß Gott so schnell und unmittelbar Gebete erhöre.

„Du bist wahrhaftig unser Vater auch in irdischen und kleinen Dingen," murmelte er dankerfüllt und begab sich dann erleichterten Herzens in das Vorderhaus zurück. Jetzt sah er hier freilich die Verwüstung, welche die suchenden Franzosen angerichtet hatten. Aber was galt ihm dieser Verlust im Vergleich zu der herrlichen Errettung, die er eben erfahren hatte!

„Laß nur gut sein, Ursel," tröstete er die jammernde Wirtin. „Das alles läßt sich leicht ersetzen und bedeutet gar nichts gegen die Lebensgefahr, die uns drohte. Danken wir lieber Gott für seine gnädige Bewahrung."

Die gute Alte nickte unter Thränen.

„Es ist wahr, Herr Bürgermeister. Sie haben recht. Daran hatte ich nicht gedacht. Ich vergegenwärtige mir immer nur den Unmut unsrer Frau, wenn sie heimkehrend ihr feines Meißner Ausstattungsporzellan in Trümmern vorfände. Wie dumm von mir! Was liegt an dem Plunder, wenn Sie nur unverletzt sind!"

Frau Ursel war in das Geheimnis des Speichers eingeweiht, denn sie gehörte zu den Frauen, die wirklich schweigen können und die sich eher in Stücke reißen lassen, ehe sie das ihnen Anvertraute verraten. Lorenz wußte das und hatte darum kein Geheimnis vor der treuen Seele. Sie war ihm sogar längst eine unentbehrliche Stütze geworden, denn mit unübertrefflicher Schlauheit und Weiberlist vermittelte sie den Verkehr zwischen ihm und den gleichgesinnten Patrioten. Auch heute sollte sie ihm wieder von großem Nutzen sein. Er hielt es nämlich für besser, die verhängnisvollen Waffenkisten nicht länger auf dem Speicher zu lassen, denn eine unbestimmte Ahnung sagte ihm, daß sie dort vielleicht doch nicht mehr ganz sicher seien.

Er beschloß daher, sie sofort wo anders hinzubringen, und zum Glück wußte er auch einen Ort, wo sie nach Menschengedanken unauffindbar waren. Es war dies freilich ein Keller, und einen Augenblick zauderte er, ob er das strenge Verbot umgehen und den gefährlichen Schatz dort bergen solle. (Pulver und dergleichen leicht entzündliche Stoffe dürfen bekanntlich nicht in den unteren Stockwerken eines Gebäudes, sondern müssen direkt unter dem Dache aufbewahrt werden, damit im Falle einer Explosion nicht das ganze Haus zerstört wird.) Aber Not bricht Eisen hieß es auch hier. Nach kurzem Sinnen hatte Lorenz seinen Entschluß gefaßt und beauftragte Frau Ursel, den unteren Keller zu räumen.

Die Bürgermeisterei war ein uraltes, massives Gebäude und mußte früher wahrscheinlich irgend einem Standesherrn gehört haben. Als der Vater unseres Freundes das weitläufige Grundstück, nachdem es fast ein halbes Jahrhundert unbewohnt gewesen war, kaufte, entdeckte er bei der Instandsetzung durch Zufall, daß sich unter dem hellen, gewölbten Keller noch ein zweiter befand. Als kluger Mann behielt er diese Entdeckung für sich, denn er sagte sich, daß er an dem dunklen, tief unter der Erde befindlichen Raum einen trefflichen Versteck für Notzeiten habe. Nur den Seinen machte er unter dem Siegel der Verschwiegenheit davon Mitteilung, und unser Lorenz kannte als Knabe kein größeres Vergnügen, als da unten auf Entdeckungsreisen auszugehen.

Noch jetzt entsann er sich seines Entsetzens, als er einst bei solcher Gelegenheit in einer abseits gelegenen Vertiefung ein Menschenskelett und einen thönernen Wasserkrug fand. Wahrscheinlich hatte hier in grausamer Vorzeit das Opfer damaliger Willkür schmählichen Hungertod sterben müssen.

Der alte Lorenz ließ das Gerippe, wo es gesessen hatte, begraben, und der erschütterte Knabe betete an der unheimlichen Stätte ein stilles Vaterunser. Von der Zeit an mied er den unteren Keller, denn er schien ihm nun als Spielplatz doch nicht mehr recht geeignet. Späterhin wurde der leere Raum für Dinge, die man aus der Hand haben, aber nicht vernichten wollte, benutzt, und jetzt dünkte er dem Bürgermeister als der geeignetste Versteck für das ihm anvertraute Gut. Den Zugang zu dem unterirdischen Ort konnte nur ein Eingeweihter finden, und außer Frau Ursel und ihm selber wußte kein Mensch darum. Nicht einmal seiner Agnes hatte er davon gesagt, denn er fürchtete, daß der jungen Frau die neue Heimat dadurch unheimlich werden könnte.

So machte er sich denn, nachdem er die übrigen Hausleute unauffällig entfernt hatte, mit der Wirtin an die Arbeit, und es gelang ihnen im Laufe des Tages und der darauffolgenden Nacht glücklich, den ganzen Schatz zu bergen.

Mit einem Aufatmen der Erleichterung legte sich Lorenz gegen Morgen

zur Ruhe. Am andern Tage aber dankte er Gott für seinen gescheiten Einfall, denn kaum hatte er sich zum Frühstück niedergesetzt, da erschien eine zwanzig Mann starke Abteilung Franzosen mit der Weisung, in seinem Hause Quartier zu nehmen.

Im Gedenken an das Gelingen seiner That empfing der Bürgermeister die ungebetenen Gäste mit fast heiterem Gesicht. Aber gerade dies machte den begleitenden Offizier von neuem stutzig, und er ordnete eine nochmalige, gründliche Untersuchung aller Räume an. Sorglos ließ Lorenz die Eindringlinge schalten und walten. Er wußte, ihre Mühe war umsonst. Nur im Falle, daß das Haus bis auf den Grund zerstört wurde, konnten Uneingeweihte den Eingang zu dem unterirdischen Keller finden. Trotzdem begleitete er heute die Sucher auf Schritt und Tritt, denn er wollte eine dabei stattfindende neue Verwüstung so viel als möglich verhindern. Ordentlichen Spaß machte es ihm, als auch im Speicher die Sucherei von neuem losging, und der Offizier, der gestern die Sache geleitet hatte, diesmal mit eignen Händen unter dem Tabak zu wühlen begann. Mit einem wahren Triumphgeschrei entdeckte er dabei die unter den Bündeln befindlichen Kisten, und der Blick, den er dann auf den ruhig daneben stehenden Bürgermeister warf, hätte diesen, wenn es noch gestern gewesen wäre, vielleicht vollkommen geknickt. So aber lächelte er nur und sagte ruhig: „Sie irren sich, mein Herr. In den Kisten ist Tabak, nichts als Tabak."

„Das werden wir gleich sehen," höhnte der andere siegesgewiß. „Das Aussehen dieser Kisten stimmt aufs Haar mit der mir gegebenen Beschreibung. Diesmal lasse ich mich nicht hinter das Licht führen, mein Herr Bürgermeister, sondern werde mir gleich die Ehre geben, Sie von diesem Tabak kosten zu lassen." Lorenz zuckte gleichmütig die Achseln.

„Wie Ihnen beliebt, Herr Hauptmann. Ich sehe den nächsten Augenblicken sehr ruhig entgegen."

Jetzt wurde der Franzose doch etwas stutzig. Diese heitere Zuversicht des gefährdeten Mannes war doch gar zu groß. Aber nein, nein, es mußte Verstellung sein! Die Beschreibung der Kisten paßte zu genau; und außerdem hatten diese verhaßten Preußen bei derartigen Gelegenheiten schon gar zu oft eine bewundernswürdige Kaltblütigkeit bewiesen.

„Also nur vorwärts, und die Kisten aufgebrochen!"

Zur heimlichen Verwunderung der damit beschäftigten Soldaten waren die Deckel auf den inhaltsschweren Behältern nur sehr lose befestigt. Einige Griffe mit dem Seitengewehr genügten, um sie hochzuheben, und nun entfuhr abermals ein Schrei dem Munde des Anführers, aber jetzt klang er nicht nach Triumph, sondern nach Enttäuschung und Wut. Tabak, nichts als Tabak zeigte sich den Augen der Geprellten, und obgleich man die Kisten bis auf den Grund durchwühlte und schließlich umkippte, so kam doch keine

Kugel, geschweige ein Gewehr zum Vorschein. Bleich vor Zorn biß sich der Offizier auf die Lippen und verließ dann mit einem Fluche den Speicher.

Die Durchforschung der anderen Räume erwies sich natürlich ebenso resultatlos, und sehr enttäuscht und übellaunig gaben die Franzosen ihre Arbeit auf. Erst bei Tisch, als sie sahen, daß Frau Ursel dargeboten hatte, was Küche und Keller boten, erhellten sich die finsteren Gesichter etwas, und der gute Wein des Bürgermeisters that dann das übrige, um wenigstens äußerlich den Haß zwischen Wirt und Gästen zu verdecken.

* * *

Durch die zwanzig Späher in seinem eigenen Hause waren Lorenz in Beziehung auf seine vaterländische Thätigkeit die Hände vorläufig so gut wie gebunden. Obgleich die Franzosen nicht das geringste Verdächtige gefunden hatten, ließen sie darum ihren Argwohn noch lange nicht fahren. Auf Schritt und Tritt fühlte er sich beobachtet und ballte manchmal in ohnmächtiger Wut darüber die Fäuste. Doch konnte er dagegen natürlich nichts thun, sondern mußte sich der Übermacht fügen.

„HErr, laß ihn anbrechen, den Tag der Befreiung vom welschen Joch!" war sein Morgen- und Abendgebet. Aber Gottes Gedanken waren nicht seine Gedanken, und noch lange, bange Jahre der Demütigung und Buße sollten vergehen, ehe die Bitte des treuen Mannes Erhörung fand.

Inzwischen hausten die fremden Eindringlinge überall wie die Herren, und die Bürger von H. hatten unter der Willkür und Anmaßung der Franzosen gar oft furchtbar zu leiden. Sogar Plünderungen und Mißhandlungen fanden häufig statt, und selbst die besser gesinnten Offiziere konnten dem Übermut der Soldaten nicht immer steuern.

Als Lorenz voll Empörung darüber beim Oberst vorstellig wurde, erhielt er von diesem zwar die schönsten Versprechungen, aber es blieb alles beim alten. Und als er sich dann an den General wandte, kam er noch schlimmer an. Der kaltherzige Herr zuckte nur gleichgültig die Schultern und sagte abweisend: „Was wollen Sie? Ich muß meinen verdienten Leuten auch ein kleines Vergnügen gönnen. Und überdies, es könnte Ihnen ja noch viel schlimmer gehen. In Feindesland faßt man die Einwohner nicht mit Glacéhandschuhen an."

Empört kehrte der Bürgermeister dem harten Manne den Rücken. „Gott verzeihe Ihnen Ihre Unbarmherzigkeit! Möchten Sie diese Stunde nie zu bereuen haben!"

„Hüten Sie Ihre Zunge, mein Herr," entgegnete der General drohend, „und vor allem vergessen Sie nicht, daß Sie schon längst auf unserer schwarzen Liste stehen." Lorenz wandte dem Franzosen wieder sein Antlitz zu und sah ihm unerschrocken in die tückisch funkelnden Augen.

„Das ist mir die größte Ehre, Herr General. Ihre Drohungen

fürchte ich nicht, denn mein Leben steht in Gottes Hand, und mit Freuden werde ich es jeden Augenblick für meinen König und mein Vaterland hingeben." Wider Willen senkte der Offizier vor den leuchtenden Blicken des braven Mannes die Augen zu Boden. Dann winkte er heftig mit der Hand, und der Bürgermeister war entlassen.

Am nächsten Tage kam Ursel voll Empörung zu ihrem Herrn: „Denken Sie nur, Herr Bürgermeister, die Spitzbuben! Kaufmann Richter und Ratsherr Krause sind gestern rein ausgeplündert worden! Keinen silbernen Löffel und keinen Groschen haben die Halunken ihnen gelassen. Als sie nachher fortzogen, haben sie noch höhnisch gesagt: ‚Wartet nur, Ihr verhaßten Preußen, das ist erst der Anfang. Es wird noch ganz anders kommen.' Mir ist jetzt schon ganz bange um unser Silberzeug, und der eine Kerl, der sein Losament neben der Küche hat, macht sich dort verdächtig viel zu schaffen. Meiner Ansicht nach wäre es ganz gut, wenn Sie Ihre Kostbarkeiten bald an einen sicheren Ort brächten. Sie wissen ja wohin."

Lorenz fuhr zornig in die Höhe: „So weit ist es also schon gekommen! Aber nein, Ursel, das kann ja nicht sein. Gemeinen Diebstahl duldet der Oberst denn doch nicht."

„Als ob der was davon zu wissen brauchte!" lachte die Alte empört. „Und die, welche die gestrige That vollführt haben, sind auch keine von denen, die hier in H. liegen. Sie wissen ja, es zog ein Regiment durch, und da wo diese Leute die eine Nacht im Quartier waren, hat man heute früh ihre Spuren gemerkt. Ich rate Ihnen nochmals, thun Sie alles, was Sie an Geld und Geldeswert besitzen, beiseite."

Lorenz sah nachdenklich zu Boden. Er erkannte, daß Frau Ursel recht hatte, und wunderte sich fast, daß er selber noch nicht auf diesen klugen Einfall gekommen war. Er war ein sehr reicher Mann und hatte Geld und Kostbarkeiten die Fülle im Hause. Wie unverantwortlich von ihm, daß er noch nicht daran gedacht hatte, die Schätze für die Seinen in Sicherheit zu bringen! Wie leicht konnte ihm in diesen schweren Zeiten etwas Menschliches begegnen, die Güter wurden geraubt, und Weib und Kinder standen dann mittellos da! Nein, dem wollte er vorbeugen.

„Ich danke Dir, Ursel," sagte er darum freundlich. „Du hast mehr Einsicht gehabt als ich, und noch heute wollen wir an die Bergung unserer Schätze gehen."

Die treue Alte nickte befriedigt und begann alsbald vorsichtig Silberzeug und Kleinodien zusammenzupacken. In der Stille der Nacht trug dann der Bürgermeister alles in den unterirdischen Keller, und ein Seufzer der Erleichterung entschlüpfte ihm, als er die eiserne Kassette, die in Gold und Wertpapieren sein Vermögen barg, an dem sicheren Orte niedersetzte.

„So Gott will, werden meine Lieben dermaleinst keine Not leiden," flüsterte er beruhigt, als er in die Wohnräume zurückkehrte und sich endlich zur Ruhe legte. Dem scharfen Blick der Franzosen jedoch entging es in den nächsten Tagen nicht, daß sie statt der bis dahin benutzten silbernen Löffel plötzlich zinnerne bekamen, und sie lachten und tuschelten untereinander. Besonders der, den Frau Ursel längst mißtrauisch beobachtet hatte, konnte sich nicht darüber zufrieden geben und sagte spöttisch: „Unsere verehrten Wirte scheinen uns für Spitzbuben zu halten. Allem Anschein nach haben sie ihr Silberzeug vor uns versteckt."

Lorenz that, als höre er die anzügliche Rede gar nicht. Ursel aber konnte sich nicht enthalten, voll geheimer Genugthuung zu entgegnen: „Unser Thun und Lassen geht doch den Musjeh weiter nichts an. Jedenfalls freue ich mich, daß das Silberzeug seinen liebäugelnden Augen entrückt ist."

Der kleine Franzose warf der unerschrockenen Alten einen tückischen Blick zu. Der Bürgermeister aber räusperte sich warnend und brachte dann das Gespräch geschickt auf andere Dinge. — — —

Etliche Tage später kam die Haushälterin zu ihrem Herrn und zog ihn mit unverhohlener Schadenfreude an das Fenster eines Hinterzimmers, aus dem man den großen Garten überblicken konnte.

„Sehen Sie nur, Herr Bürgermeister. Ist das nicht zum Totlachen? Schon seit einer geschlagenen Glockenstunde geht Musjeh Louis mit gesenktem Haupte im Garten hin und her. Er sucht die Stelle, wo wir unsere Schätze vergraben haben. O, über den geprellten Narren, der uns für so dumm hält! Wenn er wüßte, daß er dort bis zum jüngsten Tage suchen kann, ehe er auch nur einen Pfennig finden würde!"

Lorenz mußte unwillkürlich in die Heiterkeit der Greisin einstimmen, denn der Anblick, den der Franzose bot, war allerdings komisch genug. — Da er sich unbeobachtet glaubte, that er seinen Gefühlen keinerlei Zwang an, sondern gebärdete sich wie ein Verrückter. Bald gestikulierte er, halblaut mit sich selber sprechend, mit den Händen in der Luft umher. Bald schritt er tief gesenkten Hauptes über Beete und Plätze. Dann warf er sich plötzlich zur Erde und begann eifrig den Boden aufzuwühlen. So trieb er es abwechselnd wohl noch eine halbe Stunde, bis Ursel, die hellen Lachthränen in den Augen, spöttisch rief: „Ich möchte ihn doch gerade einmal fragen, ob er dort untersuchen will, wie das Gras wächst."

„Nein, Ursel, keine Unvorsichtigkeit," entgegnete Lorenz ernst. „Man muß den Feind nicht absichtlich reizen. Laß dem Mann sein harmloses Vergnügen. Das hält ihn vielleicht von schlimmeren Dingen ab."

Die Alte senkte etwas beschämt den Kopf. „Sie haben recht, Herr Bürgermeister. Ich dachte nicht an die Folgen, und daß wir jetzt so gut wie gar nichts zu sagen haben."

„Unsere Stunde ist noch nicht gekommen," sagte Lorenz mit wieder umwölkter Stirn. „Wir müssen schweigen und dulden, bis die Morgenröte der Befreiungstage anbricht. Großer Gott, wann wird das sein? Noch sehe ich keinen Schimmer des ersehnten Lichts!" seufzte er dann leise und verließ gedrückt das Hinterzimmer.

Die treue Wirtin sah ihm traurig nach. „Wie bekümmert er aussieht und was für Falten er mit einem Mal im Gesicht hat! Und das alles durch die schlimmen Franzosen! HErrgott, das Elend! — Wenn das Frau Agnes wüßte, wie ihr Liebster heruntergekommen ist, sie hätte bei den Eltern keine ruhige Stunde mehr. Überhaupt wäre es ganz gut, wenn sie dem Herrn manchmal zusprechen könnte, denn ich glaube, am meisten vermißt er doch ihre Gegenwart und ihren klugen Rat."

Die gute Seele hatte recht. Je länger je mehr entbehrte Lorenz die Geliebte und die Kinder, und wenn es ihm auch die größte Beruhigung gewährte, sie im sicheren Asyl zu wissen, so sehnte er doch inbrünstig den Tag herbei, der sie ihm wiedergeben würde. Schon über ein Jahr waren die Seinen nun von ihm getrennt, und da Hohenforst in keinerlei Verbindung mit H. stand, hörte er so gut wie gar nichts von ihnen. Drängte es ihn allzusehr nach Nachricht, so mußte er seinen alten Franz direkt zu ihnen senden. Aber das war sehr umständlich und gefährlich, denn nur allzu leicht konnte er gerade dadurch die französischen Spürnasen auf den Weg nach dem verborgenen Nest lenken.

So beschränkte er sich denn auf das Äußerste und begnügte sich damit, zu wissen, daß seine Lieben bei den Eltern und Großeltern wohl aufgehoben und gesund seien. Er hatte nämlich mit Frau Agnes abgemacht, daß sie sich gegenseitig, sowie irgend etwas Besonderes vorfiele, sofort benachrichtigen wollten. Bis dahin aber konnte man gegenseitiges Wohlbefinden annehmen. Daß die Gatten einander täglich, ja stündlich dem Schutze des Höchsten befahlen, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Auch die drei kleinen Geschwister Lorenz: Georg, Gustav und Mariechen, beteten früh und abends für ihren lieben Papa, und Frau Agnes kamen oft die Thränen, wenn sie sah, mit welcher Inbrunst und Anhänglichkeit die Kinder des fernen Vaters gedachten.

„Wären wir doch erst wieder daheim beisammen," flüsterte sie beklommen, denn die trübe Ahnung, die in der Stunde des Abschiedes über sie kam, tauchte auch jetzt mitunter in erschreckender Weise auf. Mit aller Kraft des Glaubens suchte sie zwar derlei Gedanken stets zu unterdrücken, aber es wollte ihr doch nicht immer gelingen. Es hätte ihr vielleicht eine große Erleichterung gewährt, wenn sie sich mit den Ihren darüber ausgesprochen hätte. Doch gerade dies vermied sie ängstlich. Die Mutter war schon seit Jahren kränklich und mußte vor jeder Aufregung gehütet werden.

und Vater, der alte, wetterfeste Oberförster, hatte für derartige Gemütsbewegungen wenig Verständnis.

„Unsinn, Kind. Das sind Dummheiten. Laß unsern HErrgott walten und denke nicht mehr daran," war seine gleichmütige Entgegnung.

„Ja, aber wenn es nun gerade Gottes Wille wäre, mir meinen Georg zu nehmen?" erwiderte die junge Frau, wenig überzeugt.

„Ach was, wer wird sich denn das Leben selbstquälerisch mit solchen trüben Hirngespinsten vergällen!" polterte der alte Weidmann ärgerlich.— „Ich habe mich mein Lebtag mit dergleichen nicht abgegeben und bin gut dabei gefahren. Schickte der HErr dann mitunter ein heilsames Kreuz, so habe ich es ohne Murren aufgenommen und geduldig getragen. Vorher jedoch habe ich mir keine unnützen Sorgen gemacht, und ich rate Dir, folge meinem Beispiel. — Es ist Zeit genug zur Trauer, wenn das Unglück wirklich da ist. Sich schon im voraus damit zu beschäftigen, halte ich geradezu für Sünde."

Frau Agnes lächelte trübe, aber sie widersprach dem Vater nicht mehr. Der wackere Alte meinte es ja so herzlich gut mit ihr, und wenn sie auch seine Ansichten nicht unbedingt teilen konnte, so wollte sie ihm doch in Zukunft nicht mehr mit ihren Sorgen beschwerlich fallen. Ihr Gemüt freilich wurde trotz dieses mutigen Entschlusses noch lange nicht entlastet. Mit tausend Freuden hätte sie das sichere Asyl dahingegeben, wenn sie dafür an ihres Mannes Seite hätte weilen und seine Sorgen und Gefahren teilen dürfen. Wäre es nicht des Geliebten ausdrücklicher Wunsch und Wille gewesen, so hätte keine Macht der Erde vermocht, sie von ihm zu trennen.

Wohl hundertmal im Tage fragte sie sich: „Wie mag es ihm jetzt gehen?" und ihre rege Phantasie malte ihr dabei die Nöten vor Augen, denen ihr Georg stündlich ausgesetzt war. Wie würde ihr erst zu Mute gewesen sein, wenn sie hätte ahnen können, was sich in dieser Zeit in Wirklichkeit in H. ereignete!

* * *

Seit jener Stunde, da der Bürgermeister auf Frau Ursels Rat sein wertvollstes Gut im unterirdischen Keller geborgen hatte, waren die in seinem Hause einquartierten Franzosen auffällig verändert. Sie faßten die Vorsicht des Besitzers als eine ihnen persönlich widerfahrene Beleidigung auf, die sie nicht ungerächt hingehen lassen dürften, und begannen dies alsbald deutlich zu zeigen. Sie spielten sich mit einem Mal vollständig als die Herren auf, und Frau Ursel wagte bald kein Wort mehr zu sagen. Die geringe Höflichkeit, deren sich die Eindringlinge im Anfang beflissen hatten, schwand ganz und gar, und die vordem so behäbige Ursel kam durch den unaufhörlichen Ärger und die damit verbundene Angst ganz von Kräften.

„Das überlebe ich nicht," stöhnte sie gegen Lorenz. „Das ist ja die reine Hölle auf Erden. Passen Sie auf, ich sehe unsere Frau und die Kinder nicht wieder."

Der Bürgermeister suchte die treue Seele, so gut er konnte, zu trösten, aber Abhilfe zu schaffen lag nicht mehr in seiner Macht. Die Franzosen waren Herren im Hause und befahlen und wirtschafteten, als ob er gar nicht mehr vorhanden wäre. Sie kehrten in der Wohnung das Oberste zu unterst, richteten sich alles nach ihrem Gutdünken ein und lachten zu allem Bitten und Klagen der Wirte.

„Gott sei Dank, daß Agnes und die Kinder in Sicherheit sind!" dachte Lorenz jetzt oft, und zugleich freute er sich, daß auch sein Reichtum geborgen war.

Als er sich einst gegen Ursel in dieser Weise äußerte, nickte diese zwar zuerst, sagte dann aber gleich sorgenvoll: „Was ist in diesen schrecklichen Zeiten noch wirklich sicher! Auf den unterirdischen Keller hätte ich sonst Stein und Bein geschworen, aber seitdem diese spürnasigen Franzosen im Hause sind, ist mir manchmal angst und bange. Ich glaube stets, die Kerls haben jetzt irgend eine Ahnung. Etliche von ihnen stöbern unausgesetzt in allen Winkeln herum, und als ich gestern in den Oberkeller nach Wein ging, standen zwei von ihnen hinter dem Faß in der Nische und beklopften die Wand. Sie waren nicht einmal sehr verlegen, als sie mich kommen sahen. Sie verhöhnten mich erst ob meines Erschreckens, und dann rief der eine lachend: ‚Na, alte Hexe, wieviel Schätze mögen wohl diese Mauern bergen?' Ich gab dem Frechen natürlich keine Antwort, aber von der Stunde an zittere ich um das verborgene Gut. Unmöglich ist ja auf Erden nichts, und schließlich kann wohl solch schlauer Gauner bei immerwährendem Suchen den Zugang zur Schatzkammer finden. Wenn ich Ihnen raten soll, so lassen Sie so schnell als möglich die Fallthür nach unten vermauern."

Der Bürgermeister sah nachdenklich in die Höhe.

„Ich habe auch schon daran gedacht, Ursel, wenn auch nicht, weil ich denke, einer von unseren Gästen könnte uns gefährlich werden. Meine Sorge kommt von anderer Seite. Wenn es einmal zum Klappen kommen sollte, und der Befreiungskampf ginge los, dann ist es sehr leicht möglich, daß in und um H. ernste Kämpfe stattfänden. In diesem Falle aber wird voraussichtlich auch mit Kanonen geschossen, und die Existenz manchen Hauses kommt in Frage. Sollte mein Besitztum von dem Unglück betroffen werden, so ist auch sein Geheimnis verraten, und schon aus diesem Grunde habe ich ernstlich überlegt, ob es nicht geraten sei, Zugang und Thür nach unten fest zu vermauern. Vorher jedoch müßte unbedingt des Königs Gut, die Gewehre und die Munition, daraus entfernt werden. Wie aber sollen wir dies bewerkstelligen, solange die Feinde im Hause



Feierabend am Meeresstrande.

sind? Man munkelte neulich zwar davon, daß H. die Garnison wechseln und ein anderes Regiment bekommen würde, aber wie kann man darauf mit Gewißheit rechnen. Ich habe mir in der vergangenen Nacht schon den Kopf zerbrochen, wie ich die Waffen fortschaffen könnte. Freund C. in M., der jetzt, weil mir die Hände gebunden sind, das Ganze leitet, drängt unaufhörlich, ich solle das wertvollste Gut zu ihm nach M. schaffen. Dort liegen keine Franzosen, und die Waffen sind den Patrioten, wenn es losgeht, leicht zugänglich. Lasse ich sie aber hier in H. mit einmauern, so sind sie vielleicht gerade zur rechten Stunde nicht herbei zu holen, ganz abgesehen davon, daß mir oder Dir ein Unglück zustoßen könnte, und mit uns beiden dann das Geheimnis verloren ginge. Aber wie soll ich die Sache anfangen, solange die Späher in Haus und Vaterstadt sitzen? Kommt der HErr selber mir nicht zu Hilfe, dann weiß ich keinen Rat."

„Ja, es ist eine verzweifelte Lage," stimmte Ursel bei, „aber lassen Sie den Mut nicht sinken! Manchmal kommt Änderung und Besserung über Nacht."

War die gute Alte eine Seherin gewesen?

Schon am nächsten Tage erhielt das Regiment den Befehl, sofort nach einer anderen Garnison auszurücken.

Wer beschreibt des Bürgermeisters frohes Staunen und seinen Dank gegen Gott! Nur mühsam verbarg er vor den abziehenden Feinden seine freudige Erregung, und kaum war der letzte von ihnen durch das Stadtthor entschwunden, so begab er sich mit Frau Ursel ans Werk.

Eile that not; und wenn auch noch nicht genau bestimmt war, ob H. wieder Einquartierung bekommen sollte und wann dies geschehen würde, so konnte man in diesen schweren Zeiten doch eher heute als morgen auf neuen kriegerischen Besuch rechnen.

„Wir dürfen auch nicht einen Augenblick verlieren," sagte Lorenz ernst zu der alten Wirtin, und diese nickte verständnisvoll.

„Je eher alles in Ordnung ist, desto besser. Lange wird es mit unserer Einsamkeit doch nicht dauern. Davon bin ich fest überzeugt; und es ist ein ganz hübsches Stückchen Arbeit für uns zwei, die vielen Gewehre aus der Unterwelt wieder ans Tageslicht zu schaffen, denn natürlich darf kein Fremder wissen, wo die Dinger gesteckt haben. Aber wenn ich den unterirdischen Keller vermauern lasse, muß ich das Geheimnis ja doch preisgeben," entgegnete der Bürgermeister nachdenklich. „Ich bin leider nicht im stande, die Maurerarbeit allein zu verrichten."

„Daran habe ich nicht gedacht. Das ist ein böser Umstand," murmelte die Greisin besorgt. „In jetziger Zeit sind die zuverlässigen Menschen rar geworden, und es muß doch ein gelernter Maurer sein, der die Sache beschafft. Ich sinne und sinne, aber es will mir niemand einfallen,

dem man dies wichtige Ding anvertrauen könnte. Der alte Meister Neubert wäre der einzige, dem ich Glauben schenke, aber der hat gestern den rechten Arm gebrochen und kommt nun nicht mehr in Vorschlag."

„Neubert krank?" rief Lorenz bestürzt. „Das ist in Wahrheit eine fatale Nachricht! Gerade diesen alten, wackeren Freund hatte ich bei meinem Vorhaben im Auge. Aber vielleicht ist es nicht ganz so schlimm, wie Du gehört hast. Sobald wir die Gewehre oben haben, will ich selber zu ihm gehen und mich überzeugen."

„Ich glaube nicht, daß ich getäuscht wurde," sagte Ursel bedrückt. „Doch können Sie ja immerhin selber fragen. Vielleicht weiß Neubert einen anderen sicheren Arbeiter. Und jetzt machen wir uns wohl schleunigst ans Werk. Ich werde die beiden Mägde und den Knecht aufs Rübenland schicken. Dort haben sie den ganzen Nachmittag zu thun und stören uns nicht weiter."

Der Bürgermeister nickte zustimmend. Eine halbe Stunde später war das Feld rein, und Herr und Dienerin schafften im Schweiße ihres Angesichts Gewehre und Säbel, Kugeln und Pulver aus dem unterirdischen Keller ans Tageslicht.

Als die Abendglocke läutete, war das schwere Werk gethan, und in einer dunklen Ecke des geräumigen Hausflurs harrten wohl vernagelt und versiegelt zwanzig große Kisten auf die Wagen, die sie im Schutze der Nacht von H. nach M. befördern sollten.

Da die Bürgermeisterei nicht direkt in der Stadt, sondern einige Schritte vor dem Thore lag, war dies letzte Stück Arbeit verhältnismäßig das leichteste und gelang auch ohne Aufenthalt und Hindernis.

Mit einem Dankesseufzer auf den Lippen schloß Lorenz hinter dem letzten Wagen das Hausthor und begab sich dann zur Ruhe.

Am andern Morgen, in aller Frühe und mit begreiflicher Unruhe im Herzen, ging er zu Meister Neubert.

Hier sollte er aber zu seiner Bestürzung alsbald erfahren, daß Frau Ursel leider nicht falsch gehört hatte. Der alte Meister hatte nicht nur den Arm gebrochen, sondern durch den voraufgegangenen Fall auch eine Gehirnerschütterung davongetragen. Todkrank und besinnungslos lag er auf seinem Bette, und an eine Unterredung mit Lorenz war natürlich nicht zu denken.

Enttäuscht und mißmutig trat der Bürgermeister den Rückweg an. Wer sollte seinen Keller zumauern?

Unten auf der Straße traf er einen Bekannten, der ihn sofort auf das Unglück Neuberts anredete und dann bedauernd sagte: „Es ist ein rechtes Elend für die arme Familie! Der Meister hat sich nämlich kontraktlich verpflichtet, den Bau am Wallgraben binnen acht Wochen zu vollenden;

gelingt ihm dies aber nicht, so verliert er eine bedeutende Summe. Nun sitzt er in der Tinte drin, und seine Frau ist ganz verzweifelt, da es sich um den sicheren Ruin der Familie handelt. Ich habe ihr vorhin geraten, sich nach einem Stellvertreter umzusehen, und sie scheint nicht abgeneigt zu sein. Da ist im Dorfe Lempe der Maurer Knörke, der soll ein sehr geschickter Mann sein und übernimmt vielleicht die Arbeit Neuberts."

Lorenz hatte erst teilnahmvoll zugehört; jetzt aber nickte er etwas mechanisch. Der Name „Knörke" hatte seinen Gedanken plötzlich eine andere Richtung gegeben. Er wußte mit einem Male, wer ihm seinen Keller zumauern würde, und verabschiedete sich daher, so schnell es ging, von dem Bekannten.

„Knörke, Knörke, wie konnte ich ihn so ganz vergessen," murmelte er halblaut. „Wenn einer, so ist gerade er der rechte Mann für mein Vorhaben. Schon allein die Pflicht der Dankbarkeit verbindet ihn mir unauflöslich, und außerdem halte ich ihn für den treuesten und zuverlässigsten Menschen. Ich glaube, auf ihn kann ich mich felsenfest verlassen und werde daher sofort nach Lempe gehen."

Gesagt, gethan.

Ohne erst die Schritte heimwärts zu lenken, schlug der Bürgermeister den Weg nach dem kaum eine halbe Stunde entfernten Dorfe ein und hatte diesmal auch die Genugthuung, den Gesuchten daheim und bei guter Gesundheit zu treffen.

Maurermeister Knörke empfing den frühen Gast mit größter Zuvorkommenheit und Freude; und er hatte auch allen Grund dazu.

Des Bürgermeisters Vater, der alte Lorenz, hatte ihn und alle seine Geschwister nach des Vaters plötzlichem Tode vollständig erhalten, erzogen und so lange aus eigener Tasche genährt und gekleidet, bis sie etwas Tüchtiges gelernt hatten und auf eigenen Füßen stehen konnten.

„Meines Vaters gute That trägt jetzt ihre Früchte," dachte unser Freund voll Genugthuung, als er des andern Freude und Bereitwilligkeit ihm zu dienen sah. Noch hatte er freilich nicht gesagt, worum es sich handelte, sondern dem Handwerker nur angedeutet, er habe eine wichtige Arbeit für ihn und bäte dabei um völlige Verschwiegenheit. Alles Nähere solle er dann in seinem, des Bürgermeisters, Hause erfahren.

„Thut Ihr alles, wie ich verlange, so soll es Euer Schade nicht sein, lieber Meister," schloß Lorenz freundlich. Knörke gelobte eifrig mit Hand und Mund, alle ihm gestellten Bedingungen treulich zu erfüllen, und befriedigt erhob sich der Gast.

„So wäre denn alles in Ordnung, liebster Freund, und heute abend zehn Uhr erwarte ich Sie an der Hinterpforte. Sie brauchen nur Ihr Handwerkszeug mitzubringen. Für Steine und Mörtel werde ich sorgen.

Und nun sagen Sie mir noch schnell, wie es Ihnen und den Ihrigen geht. Im Eifer des geschäftlichen Gesprächs hätte ich dies beinahe vergessen."

Der Gefragte schlug die Augen zu Boden. „Dank der Teilnahme, Herr Bürgermeister, aber es ist leider nicht alles so, wie es sein sollte. Die bösen Kriegszeiten haben das Geschäft gar sehr mitgenommen. Ich weiß manchmal nicht, wie ich Frau und sechs Kinder satt machen soll."

„O, o! Das thut mir ja sehr leid," rief Lorenz bedauernd. „Aber laßt nur gut sein, Meister, davon sprechen wir heute abend noch mehr. Ich hoffe, daß ich Euch ein bißchen helfen kann."

Knörke brach in laute Dankesworte aus. Der Gast winkte abwehrend mit der Hand.

„Nicht doch, nicht doch. Was ist denn weiter Großes dabei? Ich gebe es lieber den Freunden als den Feinden."

Nochmals schüttelte er dem Meister die Hand und machte sich dann befriedigt auf den Heimweg.

Als er Frau Ursel von dem Erfolge seines Ganges benachrichtigte, schüttelte die Alte zu seinem Erstaunen bedächtig den Kopf. „Meister Knörke aus Lempe wollen Sie in das Geheimnis einweihen? Ich zweifle, ob das recht gethan ist. Ich kann mir nicht helfen, ich traue dem Manne nicht ganz. Er ist Ihnen freilich sein Leben lang verpflichtet, aber ob er trotzdem so zuverlässig ist, als Sie denken, ist eine andere Frage. Ich wünschte wohl, wir brauchten überhaupt keine fremde Hilfe, sondern könnten die Sache allein besorgen. Dann wäre der Schatz in Wahrheit gut und sicher aufgehoben."

„Aber, Ursel, ich begreife Dich nicht," sagte Lorenz verwundert. „Schon zu meines Vaters Zeiten hat Knörke sich stets dankbar und anhänglich gezeigt. Diesmal glaube ich bestimmt, daß Du Dich irrst. Mir machte er von jeher den Eindruck eines durchaus zuverlässigen und wackeren Mannes."

„Gott gebe, daß Sie sich nicht täuschen," entgegnete die Greisin unbeirrt. „Ich halte meine Meinung über den Maurer aufrecht."

„Und ich die meine auch," rief der Bürgermeister fast ärgerlich. „Ich traue Knörke wie mir selbst, und die Zukunft wird beweisen, daß ich recht hatte."

Kopfschüttelnd und unüberzeugt entfernte sich Ursel; Lorenz aber mußte fast lachen, als er sie im Fortgehen sagen hörte: „Ach, du mein Gott, das wird nicht gut! Das fühle ich ganz genau, — und wenn sich Knörke noch so treu anstellt und vielleicht auch den besten Willen zeigt: er hat keine zuverlässigen Augen."

* *

Trotz der treuen Wirtin Besorgnis wurde der Bürgermeister in seinem

Plane mit Knörke nicht einen Augenblick irre. Wo er erst einmal vertraute, da that er es auch ganz und gar und ohne jeden Rückhalt. Als der Maurermeister pünktlich zur festgesetzten Zeit erschien, empfing er ihn mit ungetrübten Gefühlen und weihte ihn alsbald in das Geheimnis ein.

Der Handwerker machte große Augen, als er hörte, worum es sich handelte, und wenn Lorenz ihm auch nicht gerade sagte, wie wertvoll der Schatz sei, den er einmauern solle, so wußte er doch genug. Es war ihm zur Genüge bekannt, wie reich der Bürgermeister sei, und ohne daß er es anfänglich selber wollte, stieg ein Gefühl bitteren Neides in ihm auf. „Wenn du doch auch solchen Schatz zu vergraben hättest," dachte er bitter und spann dann unwillkürlich diesen verlockenden Gedanken so lange weiter, bis er plötzlich vor sich selber erschrak.

Frau Ursel hatte den Maurer nur zu richtig beurteilt: Er befleißigte sich der besten Vorsätze und beabsichtigte ursprünglich nichts Böses; wenn aber die Versuchung von außen an ihn herantrat, war er zu schwach, ihr zu widerstehen, und fiel rettungslos in die Schlingen des Verführers.

Der Bürgermeister ahnte natürlich nicht das geringste von dem Kampfe, der in dem Herzen seines Vertrauten entbrannt war. Geschäftig ging er dem flinken Arbeiter zur Hand und fragte ihn dabei aufs genaueste über seine Verhältnisse aus.

Viel Erfreuliches kam dabei leider nicht zu Tage. Die schlimmen Zeiten hatten den Wohlstand des Meisters vollständig untergraben; und Lorenz schüttelte einmal ums andere bedauernd den Kopf.

„Wie leid Sie mir thun, armer Freund," sagte er teilnahmvoll. „Aber verlieren Sie nur nicht den Mut. Der alte Gott lebt noch und wird Sie gewiß nicht verlassen. Auch ich will gern thun, was in meinen Kräften steht. Für die Maurerei heute nacht zahle ich Ihnen hundert Thaler Belohnung und werde Ihnen außerdem noch tausend Thaler zinsfrei vorschießen. Um das Wiedergeben brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Das kann bleiben bis auf bessere Zeiten."

Knörke schossen die Thränen in die Augen. Das edelmütige Anerbieten des wackeren Mannes überwältigte ihn fast. Von Herzen schämte er sich jetzt seiner vorigen Gedanken und beugte sich mit heißen Dankesworten über die Hand des Bürgermeisters. „Wie kann ich Ihnen diese Liebe vergelten! Nie werde ich Ihre Gutthat je vergessen! Bis an mein Lebensende bin ich Ihnen verbunden, und in allen Stücken dürfen Sie auf mich rechnen."

Freundlich wehrte Lorenz dem Erregten, aber es that ihm doch wohl, diese Treueversicherungen zu hören. „Wie konnte sich Ursel nur so täuschen," dachte er befriedigt. „Daß es Knörke mit seinen Reden Ernst ist, merkt doch ein Kind."

Ja, gewiß war es dem Maurermeister zur Stunde heiliger Ernst um sein Gelöbnis, und abermals schämte er sich seiner vorigen bösen Gedanken. Aber es sollte ein Tag kommen, da wußte er nichts mehr von jenem Treueschwur; da ließ er alle Dankbarkeit dahinten, vergaß freventlich die gelobte Pflicht und that einen tiefen Fall.

Wie weise hat es doch der HErr eingerichtet, daß uns die Zukunft verborgen ist!

Hätte unser Freund ahnen können, was sich in Bälde ereignen sollte, dann wäre er wohl schwerlich nach vollendeter Arbeit mit so zufriedenem Gesicht aus dem Keller nach oben gestiegen.

„So, nun ist alles in Ordnung," rief er vergnügt und schüttelte dem Gefährten die Hand. „Nun sind die Meinen, auch wenn mir etwas zustoßen sollte, vor irdischer Not gesichert. Kommt her, Meister, jetzt wollen wir uns stärken. Ursel hat schon eine Flasche vom Besten und Gläser bereit gestellt."

Knörke ließ sich nicht lange nötigen. Kalk und Staub hatten einen rechtschaffenen Durst hervorgerufen, und nach gethanem Werke schmeckt die Erholung doppelt.

Bis gegen Morgen saßen die beiden Männer gemütlich plaudernd zusammen. Dann ging der Maurer nach Hause, und Lorenz suchte noch eine Stunde das Bett auf.

Zwei Tage später hatte H. wieder französische Einquartierung, und der Bürgermeister triumphierte nicht wenig, daß er sich beizeiten vorgesehen hatte. Die neuen Ankömmlinge waren schlimme Vögel, und bald liefen wieder von allen Seiten die Klagen und Beschwerden der Bürger auf dem Amte ein. Des Bürgermeisters Lage war wenig beneidenswert. Er sollte Abhilfe schaffen und konnte doch nicht. Die Fremden mußten offenbar sehr genau über ihn und seinen Charakter unterrichtet sein und legten ihm überall Steine in den Weg. Was er auch that und anordnete, stets erregte es ihr Mißfallen und Mißtrauen. Wieder fühlte er sich unablässig beobachtet, und schon verschiedenemal hatten gründliche Durchsuchungen seines Hauses stattgefunden. Natürlich war auch die Bürgermeisterei genügend mit Einquartierung bedacht, und die arme Frau Ursel hatte schlimme Tage. Nichts konnte sie den Eindringlingen recht machen, und von früh bis abends wurde sie umhergehetzt.

„Da waren ja die vorigen Soldaten die reinen Engel gegen diese Schwefelbande," seufzte die Geplagte in ohnmächtigem Zorn und lief, was sie laufen konnte, um der trinkenden und scheltenden Gesellschaft einen neuen Krug voll Wein aus dem Keller zu holen.

Dem Bürgermeister schwoll oft die Zornesader auf der Stirn, wenn er dies wilde und ungebührliche Treiben sah. Aber machtvoll unterdrückte

er jeden Ausbruch des Unwillens und tröstete auch die jammernde Wirtin.

„Es hilft nichts, Ursel, wir müssen Geduld haben. Der Stärkere ist der Herr des Schwachen, und mit Schelten und Strafen würden wir hier nur ins Wespennest stechen. Tritt den Polternden ruhig und freundlich entgegen und erfülle ihnen so viel als möglich ihre Wünsche."

„Als ob ich das nicht immer thäte," murrte die Alte, „aber wer kann es denn diesen Teufeln recht machen! Das Essen schmeckt ihnen nicht, der Wein ist ihnen zu sauer. Daß sie mich ‚alte Hexe', ‚Drache', ‚Unhold' rc. benamsen, will ich nicht mal rechnen. Menschen, die keine Gottesfurcht haben und in keine Kirche mehr gehen, ist natürlich nichts mehr heilig, und ein graues Haupt verspotten sie nur, statt es zu ehren. Seitdem sie damals in Frankreich unsern lieben HErrgott abgesetzt hatten und an seiner Stelle ein liederliches Weibsbild anbeteten, scheint es mir mit der Religion der Franzosen immer noch recht schlecht bestellt zu sein. Ich habe mir einmal vom Herrn Pastor ausführlich erzählen lassen, wie es drüben in der Revolution zugegangen ist, und mir graust, wenn ich nur daran denke. Zuletzt, als sie die Anbetung des Weibsbildes satt hatten, beschlossen sie zur Abwechslung, den HErrgott wieder auf den Thron zu heben, und ihr Anführer Robbesbär, oder wie er sonst hieß, veranstaltete zu dem Zweck ein großes Fest. Da wurde viel unnützes Zeug geschwatzt, und jedermann mußte Blumen streuen; aber von einem Bereuen der schweren Sünden, die sie alle auf sich geladen hatten, war dabei keine Rede. Es war das reine Puppenspiel. — Ein Dichter, ich weiß nicht mehr wer, hat denn auch dazu den Vers gemacht:

Du lieber Gott darfst wieder sein,
So sprach der Herr der Franken;
Schick ihm nur flugs ein Engelein
Und laß dich schön bedanken.

Der Allmächtige da oben wird sich wohl auch wenig aus der Komödie gemacht haben, denn wo keine Buße ist, da ist auch keine wahre Besserung. Nach meiner einfältigen Meinung nun ist die jetzige Gleichgültigkeit der Franzosen gegen alles, was Glaube heißt, die Strafe für ihre damaligen Frevel. Womit man sündigt, damit wird man gestraft, und Gott hat nicht umsonst gedroht, daß er die Sünden der Väter an den Kindern heimsuchen will."

Die Haushälterin schwieg fast erschöpft, und der Burgermeister sah nachdenklich auf die erregte Greisin.

„Du hast nicht ganz unrecht, Ursel. Die Lauheit der Franzosen in Beziehung auf göttliche Dinge ist gewiß die Folge von ihrer Eltern Worten und Thaten; und es ist unzweifelhaft die furchtbarste Strafe, wenn der

HErr zuläßt, daß ein Volk in Unglauben und Mißglauben versinkt. Aber wir wollen uns nicht aufs hohe Pferd setzen, sondern an unsre eigene Brust schlagen. Waren wir denn ausgangs des vorigen und anfangs des jetzigen Jahrhunderts viel besser? Wer weiß, wohin wir geraten wären, wenn uns nicht der HErr zur rechten Zeit mit dem Stabe Wehe aus unserer religiösen Gleichgültigkeit und Lauheit aufgerüttelt hätte! In der Angst und Not all dieser schrecklichen Jahre haben wir wieder beten gelernt und dürfen nun auch hoffen, daß uns Gott endlich in Gnaden annehmen und erretten wird. Zu einem wichtigen Teil unserer Buße aber gehört auch die Geduld, mit der wir unseren Feinden entgegentreten sollen. Leider vergessen wir schwache Menschen nur allzu häufig diese göttliche Forderung."

Frau Ursel nickte etwas beschämt mit dem Kopfe.

„Sie haben recht, Herr Bürgermeister, und ich will in Zukunft nicht mehr so viel klagen. Wenn ich es mir überlege, sind ja auch die Menschen, die an keinen Gott und Heiland glauben, nur zu bedauern."

So kehrte denn die gute Seele mit den besten Vorsätzen in ihr Reich zurück. Leider jedoch wurde ihre Geduld schon in den nächsten Tagen auf eine allzuharte Probe gestellt.

Die derzeitige Einquartierung der Bürgermeisterei bestand wirklich aus lauter Unholden, die mit der ausgesuchtesten Bosheit ihre Wirte zu ärgern suchten.

In heller Verzweiflung stand Ursel am Herde. Sie wußte nicht mehr, was sie kochen sollte. Eben hatte ihr einer der Soldaten den Napf mit der kräftigen Biersuppe aus der Hand gerissen und in den Futtertrog gegossen.

„Das ist gut für die Schweine, aber nicht für uns," höhnte er und sah belustigt auf das Entsetzen der Greisin.

„Das war erst der Anfang, alte Hexe. Es soll noch besser kommen."

Ursel stand wie gelähmt; aber dann überwältigte sie die Empörung, und die mühsam errungene Geduld schwand in nichts dahin.

„Er schlechter Kerl," rief sie mit zorniger Stimme. „Schämt Er sich nicht, die liebe Gottesgabe zu mißbrauchen und eine alte Frau, die seine Großmutter sein könnte, so zu behandeln? Aber warte Er nur, Er wird seiner Strafe nicht entgehen. Der HErr wird Ihn schon finden!"

Der Franzose hatte lange genug in Deutschland gelebt, um die Rede der erregten Frau zu verstehen. Die letzten Worte jedoch faßte er, sei es mit oder ohne Absicht, falsch auf.

„Was, was, Du willst mir drohen?" schrie er kreischend. „Warte, Alte, das sollst Du büßen! Noch heute bringe ich Dich in den Turm, und Dein sauberer Herr soll auch daran glauben! Ich verstehe jetzt von Eurem verflixten Deutsch zum Glück genug, um zu wissen, woran ich bin. Heim-

lich beiseite schaffen wollt Ihr mich, wie es neulich in H. unsern Brudern gegangen ist. Wer weiß, wieviel Franzosenleichen dieses unheimliche Haus schon birgt!"*

Ursel wurde leichenblaß, als man ihr die furchtbare Beschuldigung ins Gesicht schleuderte, und trat zitternd einen Schritt zurück. Der Soldat jedoch deutete ihr Erschrecken falsch und hielt es für Schuldbewußtsein. Wie ein Tiger fuhr er auf die Greisin los und packte wütend ihren Arm.

„Bekenne, Alte, wo sind die Opfer Eurer schändlichen Rache versteckt?"

Halb ohnmächtig vor Entsetzen und unfähig zu jeder Antwort brach die Haushälterin zusammen. Trotzdem ließ der Unbarmherzige nicht von ihr. Wie in einem Schraubstock hielt er das Handgelenk der Greisin umklammert und schwang drohend das gezogene Seitengewehr über ihrem Haupte.

„Gestehe, alte Hexe, gestehe, oder Dein letztes Stündlein hat geschlagen!"

In diesem Augenblick betrat Lorenz, vom Lärm herbeigezogen, die Küche.

„Was geht hier vor?" rief er mit dröhnender Stimme und riß den Angreifenden von der Bedrohten zurück.

Im ersten Augenblick war der Franzose verblüfft, aber dann erwachte doppelt seine Wut, und mit geschwungenem Säbel stürzte er sich auf den Bürgermeister. Das hatte dieser nicht erwartet, und wehrlos, wie er war, sprang er schnell zurück, um das Küchenbeil vom Herde zu nehmen und sich damit zu verteidigen. Doch der Franzose war schneller als er; und ehe er noch den Griff der Axt erfassen konnte, bekam er von hinten einen Hieb über den Kopf, daß er lautlos zusammenbrach.

Jetzt erwachte Ursel aus ihrer Betäubung und warf sich mit einem Weheschrei zwischen ihren Herrn und seinen Mörder. Sie kam zu spät! Die Liebe und Aufopferung der treuen Dienerin rettete den zum Tode verwundeten Bürgermeister nicht mehr. Der geschulte Soldat hatte nur zu gut getroffen. Ohne noch einmal zum Bewußtsein zu kommen, verschied der fromme Christ und wackere Patriot.

Der Blutdurst des Mordbuben war aber immer noch nicht gestillt. Wie ein Unsinniger ging er wieder auf Ursel los und brachte ihr verschiedene schwere Verletzungen bei. Wären in diesem Augenblicke nicht die Kameraden des Unmenschen herbei gestürzt, so hätte wahrscheinlich auch die Haushälterin die Küche nicht mehr lebend verlassen.

---

* Es war leider hier und da vorgekommen, daß die empörten Einwohner, von den fremden Bedrückern bis aufs Äußerste gereizt, diese schließlich erschlugen und heimlich beseitigten.

Gerade so wie vorhin Lorenz fragte nun der im Hause einquartierte Unterlieutenant: „Was geht hier vor?" und diesmal mußte der Franzose Rede und Antwort stehen.

Da von den feindlichen Offizieren trotz aller sonstigen Scherereien, die sie den Einwohnern verursachten, gemeiner Mord doch für gewöhnlich nicht geduldet wurde, bekam es der Missethäter mit einem Mal mit der Angst zu thun. Um sich reinzuwaschen, drehte er daher die Geschichte um und berichtete mit vieler Zungenfertigkeit, daß ihn die Alte und der Bürgermeister in Abwesenheit der andern Kameraden meuchlings überfallen hätten, um ihn heimlich beiseite zu schaffen. Als Wahrheitsbeweis wies er das Küchenbeil vor, das neben dem toten Hausherrn am Boden lag.

Der Lieutenant machte ein etwas ungläubiges Gesicht. Er mochte seinen Vogel kennen. Da aber für ihn und die Seinen die Sache so am vorteilhaftesten lag, wie der Soldat sie hinstellte, ließ er die Ausrede gelten und that sehr ergrimmt über die Heimtücke der Deutschen.

Inzwischen war Ursel zum Bewußtsein erwacht und hörte die Lüge des feigen Buben. Trotz ihrer schweren Verwundung richtete sie sich halb auf, nahm alle Kraft zusammen und rief mit gellender Stimme: „So wahr ein Gott im Himmel lebt, das ist nicht wahr! Der Mörder griff mich ohne Ursache thätlich an, und als mein Herr dazwischen sprang, hat der Franzose den Wehrlosen meuchlings erschlagen!" Der Attentäter fuhr zusammen und wurde blaß, als er so plötzlich die Stimme der tot geglaubten Wirtin vernahm.

Der Offizier aber sah den Untergebenen mit einem seltsamen Blicke an. Er wußte jetzt ganz genau Bescheid. Da es aber in seinem Interesse lag, daß die Aussage des Soldaten zu Recht bestehen blieb, hörte er ruhig die abermaligen Beteuerungen des Lügners mit an. Ändern ließ sich an dem Geschehenen doch nichts mehr, und wenn die Wahrheit zu Tage kam, machte sie nur böses Blut. Wurde dagegen die Geschichte veröffentlicht so, wie sie der Soldat erzählte, so war anscheinend das Recht auf der Seite der Franzosen, und die Bürger durften nicht „muck" sagen. Das Zeugnis der halbtoten Haushälterin konnte ja zum Glück nicht mehr gefährlich werden. Die arme Alte lag schon wieder besinnungslos am Boden und starb wahrscheinlich in der nächsten halben Stunde. Jedenfalls wollte der Lieutenant, wie es seine Pflicht war, nicht eher anzeigen, bis die Wirtin tot war. Ohne sich also erst die Mühe zu geben, der schwer verletzten Greisin Hilfe zu verschaffen, blieben die Unmenschen um die Sterbende stehen und warteten auf ihren letzten Atemzug. Als dies Ereignis nach ihrer Meinung eingetreten war, verließen sie den Ort der That und begaben sich, als wäre nichts geschehen, an ihre Beschäftigung.

Als mittags der Knecht und die beiden Mägde vom Felde nach Hause

kamen, waren sie zum Tode erschrocken, als sie sehen mußten, was in ihrer Abwesenheit geschehen war. Natürlich konnten sie sich den unheimlichen Vorgang nicht erklären. In der Stadt war doch alles ruhig, und nirgends hatten sie etwas Verdächtiges bemerkt. Was mochte die Ursache zu dieser Blutthat gewesen sein?

Weinend und jammernd knieten sie an der Leiche ihres geliebten Herrn und versuchten vergeblich, ihn wieder ins Leben zurückzurufen. Als sie endlich glauben mußten, daß alle Bemühungen umsonst blieben, wandten sie sich zur Greisin, ob ihr vielleicht noch zu helfen sei. — Und hier nun sollten sie Erfolg haben. Schon nach kurzer Zeit blickte die nach der Franzosen Meinung tote Ursel mit klarem Blick um sich und begann alsbald zu sprechen.

Der feine Anschlag der Feinde war mißglückt. Gott der HErr ließ die Schandthat nicht verborgen bleiben, sondern öffnete noch einmal die Lippen der Sterbenden, um ein Zeugnis gegen die Mörder abzulegen und die Wahrheit ans Licht zu bringen.

Mit deutlicher, wenn auch leiser Stimme berichtete Ursel aufs genaueste den ganzen Hergang der schrecklichen Geschichte und schloß endlich: „So wißt Ihr nun, wie sich alles zugetragen hat, und werdet das Andenken unseres teuren Herrn nicht von den schändlichen Lügnern verunglimpfen lassen. Erzählt auch alles unserer Frau und den Kindern und bringt ihnen meinen letzten Gruß. Ach, die Ärmsten, die Ärmsten! was werden sie sagen, wenn sie den geliebten Gatten und Vater nicht mehr am Leben finden!" Erschöpft schwieg die Leidende und schloß die Augen. Schon glaubten die ihr zur Seite Knieenden, es sei zu Ende mit ihr. Da hob sie plötzlich noch einmal die schweren Lider und sah fast ängstlich umher. „Geht hinaus, Anna und Grete. Ich muß Anton noch etwas allein sagen," lallte sie mit schon gelähmter Zunge.

Bestürzt kamen die beiden Mädchen der Weisung nach. Als sich aber der Knecht erwartungsvoll über die Sterbende beugte, da sah er mit Schrecken, daß es mit ihr zu Ende ging und von einem Bekenntnis nicht mehr die Rede sein konnte. „HErr JEsus!" kam es nur noch wie ein Hauch über die erblaßten Lippen; dann war alles vorüber.

„Ach, du lieber Gott, was mag sie nur gewollt haben?" murmelte der treue Knecht bekümmert. „Daß es etwas Wichtiges war, glaube ich steif und fest. Ursel war nie eine Freundin von überflüssigen Worten und würde sich in ihrer Todesstunde gewiß mit keinen Lappalien beschäftigt haben. Vielleicht hat ihr der Herr einen wichtigen Auftrag für unsere Frau und die Kinder gegeben. Ach, du lieber Gott, hättest du sie bloß noch fünf Minuten länger leben lassen!" —

Ja, der HErr geht manchmal wunderbare, unerforschliche Wege mit

seinen Kindern; und nach der Menschen Gedanken wäre wahrscheinlich alles ganz anders und besser geworden, wenn der Tod die Lippen der alten Haushälterin nicht zur Unzeit geschlossen hätte. Ja, des HErrn Rat ist wunderbar, aber das wollen wir nie vergessen: zuletzt führt er dennoch alles herrlich hinaus!

* * *

In der Stadt hatte sich unterdessen wie ein Lauffeuer die Kunde von dem schrecklichen Ereignis verbreitet.

Als Ursel die beiden Mägde hinausschickte, da waren sie davongestürzt, um die Polizei zu benachrichtigen und den alten Hausarzt der Familie zu holen. Dabei unterließen sie natürlich nicht, den Hergang nach der Wirtin Aussage aufs genaueste zu schildern; und als die Franzosen mit ihrer Auslegung kamen, fanden sie nirgends mehr Glauben. Ihr fein ersonnenes Märchen nützte ihnen nichts, und die Empörung der entsetzten Bürger war derartig, daß die Feinde es mit der Angst bekamen. Um etwaigen unangenehmen Folgen vorzubeugen, ließ der Kommandeur den Missethäter deshalb schleunigst festnehmen und versprach den Einwohnern, strenges Gericht über ihn zu halten.

Als man den Mörder fesselte, wollte er zuerst durchaus nicht daran glauben und versuchte nochmals mit allen Künsten der Beredsamkeit, die Wahrheit seiner Aussage zu beteuern. Aschfahl jedoch wurde er, als er hörte, daß die vermeintliche Tote noch einmal zum Leben erwacht sei und vor drei glaubwürdigen Zeugen den ganzen Hergang aufs genaueste geschildert hatte. „Da muß der Satan seine Hand im Spiele haben!" fluchte der Überführte wütend. „Hätte ich das ahnen können, dann hätte ich dem alten Weibe beizeiten den Rest besorgt, und die verhaßten Preußen könnten uns jetzt nichts anhaben!"

Der Offizier, der die Arretierung besorgte, mochte vielleicht dasselbe denken. Er zuckte nur vielsagend mit den Achseln und verwies dem Gefangenen nicht einmal seine schaurige Rede. Ein Kamerad aber wagte es sogar, den Verbrecher ganz offen zu trösten: „Habe doch keine Angst. Es wird Dir ja nicht gleich an Kopf und Kragen gehen. Die Erschlagenen sind unsere Feinde, und es ist Krieg! Das entschuldigt vieles!"

Der Mann hatte recht. Es ging dem Mörder wirklich nicht ans Leben. Schon die Untersuchungen und Verhandlungen über die Schandthat wurden ganz ungebührlich in die Länge gezogen, und wenig genug kam dabei heraus. Zuletzt entfernte man den Gefangenen aus H. und brachte ihn angeblich nach einer größeren Garnison, um ihm dort das Endurteil zu lesen.

Von da ab hörte man von der ganzen Sache nichts mehr, und alle Beschwerden und Bitten der empörten Bürger um Gerechtigkeit blieben ver-

geblich. In ohnmächtigem Zorn schwiegen sie endlich. Was nutzten alle ihre Anklagen und Drohungen! Die Franzosen waren ja gegenwärtig ihre Herren und hatten alle Macht und Gewalt und somit auch das Recht auf ihrer Seite. Eine Krähe aber hackt der andern die Augen nicht aus. —

So wurden denn der Bürgermeister und Frau Ursel unter viel Schmerz- und Zornesthränen zu Grabe getragen, und fast sämtliche Einwohner von H. wohnten dem erschütternden Trauergottesdienste bei.

Lorenz war in der Stadt sehr beliebt gewesen. Seine ungeheuchelte Frömmigkeit und strenge Rechtlichkeit hatten ihm allgemeine Achtung erworben, und seine Herzensgüte und Freigebigkeit suchte ihresgleichen. Witwen, Waisen und sonstige Bedrängte verloren in ihm einen Vater; und die heißen Thränen, die sie ihm in die Grube nachweinten, waren das schönste Ehrendenkmal für den wackeren Mann. Wer nicht gerade krank oder sonstwie unabkömmlich war, gab an jenem Trauertage dem Bürgermeister das letzte Geleit, und nur die fehlten, die von Gott und Rechts wegen zunächst hinter seinem Sarge hätten gehen sollen: Witwe und Kinder des Toten hatten keine Ahnung von dem, was sich heute in H. zutrug. Nichts wissend von dem schweren Verlust, der sie ereilte, saßen sie in Hohenforste und sehnten den Tag der Heimkehr herbei.

Man hatte ihnen keine Meldung von dem Vorgefallenen machen können, denn niemand wußte ihren derzeitigen Aufenthalt. Lorenz war zu vorsichtig gewesen. Nur Franz und Ursel kannten außer ihm das Asyl der Seinen. Der alte Knecht aber war bald nach der Heimkehr von jener Fahrt gestorben, und auch der Wirtin Lippen konnten nichts mehr verraten.

So suchten und forschten die näheren Bekannten des Hauses lange Zeit vergeblich nach dem derzeitigen Heim der Frau Bürgermeisterin.

„Es hilft nichts; wir müssen warten, bis sie von selber kommt," sagte der Ratsherr Nansen, ein Schulfreund des Verstorbenen. — „Die Ärmste wird übrigens die Trauermär immer noch zu zeitig hören. Gönnen wir ihr also noch ein Weilchen die ruhige Ahnungslosigkeit in ihrem Asyl."

Der andere Bekannte, der Hausarzt des Bürgermeisters, Doktor Kolbe, nickte zustimmend. „Das ist wahr. Mir graut, wenn ich nur an die Heimkehr von Frau Agnes denke! Glück hat sie verlassen und unsäglichen Jammer findet sie wieder! Ein Segen ist nur, daß die Familie wenigstens in irdischer Weise nicht wird Not leiden dürfen. Lorenz ist ein schwerreicher Mann und allezeit ein guter Haushalter gewesen. Trotzdem er große Summen für die Zwecke des Vaterlandes geopfert hat, bin ich fest überzeugt, daß den Seinen ein anständiges Vermögen bleibt."

„Ohne Zweifel," entgegnete Nansen eifrig. „Geld und Gut ist da in Fülle vorhanden. Ich bin so ziemlich in die Verhältnisse eingeweiht

und weiß genau, daß Frau Agnes nicht die Hälfte von den Zinsen ihres Erbes wird verzehren können."

„Das freut mich aufrichtig," rief lebhaft der alte Doktor. „Irdische Sorgen steigern auch das bitterste Herzeleid noch um das zehnfache. Wir sind und bleiben nun einmal Menschen; und es wird uns bei der tiefsten Trauer Beruhigung gewähren, wenn wir wissen, daß mit dem Verlust des Liebsten nicht zugleich das Gespenst der Armut an uns herantritt."

„Ein wahres Wort," nickte Nansen. „Nun, über Frau Lorenz können wir also in dieser Beziehung ruhig sein. — Es bleibt uns jetzt nur noch zu bestimmen, was mit Haus und Hof bis zu ihrer Rückkehr geschehen soll. Schließen wir alles bis auf weiteres zu; so macht das Anwesen später einen gar zu trübseligen, unbewohnten Eindruck auf die Heimkehrenden und erhöht dadurch noch ihre Trauer. Ich meine daher, es ist am besten, wir lassen den alten Anton und die Mägde ruhig weiter wirtschaften, wie sie es gewohnt sind. Alle drei sind treue, zuverlässige Leute und werden stets den Vorteil ihrer Herrin im Auge haben."

„Das ist richtig," stimmte Kolbe bei; „wäre es aber nicht gut, wenn vorher eine Kommission amtlich festsetzte, was sich an Geld und Gut in der Bürgermeisterei befindet? In diesen unsicheren Zeiten kann man die drei Dienstleute für die Bewachung solcher Schätze nicht verantwortlich machen."

„Der erste Schritt dazu ist bereits geschehen," entgegnete der Ratsherr. „Noch am Tage des Mordes hat das Gericht die Zimmer, die der Bürgermeister bewohnte, verschließen und versiegeln lassen. Heute aber soll eine Kommission genau untersuchen, was an Geld und Geldeswert vorhanden ist, um es bis zur Ankunft der Erben in gerichtliche Verwahrung zu nehmen."

„Nun bin ich beruhigt," sagte der Doktor zufrieden, „und wenn Sie nichts dagegen haben, komme ich heute abend zu Ihnen und horche, wie es um das Ergebnis Ihrer Untersuchung in der Bürgermeisterei steht. Es ist ja keine Neugier, sondern aufrichtige Teilnahme mit der hartbetroffenen Familie."

„Nun, ich denke, ich werde Ihnen gute Nachrichten spenden können," lachte Nansen. „In dieser Beziehung habe ich keine Sorge. Also auf Wiedersehen, alter Freund."

„Adieu, adieu, lieber Ratsherr. Es ist Zeit, daß ich nach Hause eile. Sehen Sie, sehen Sie, dort steht richtig schon ein Wagen, der mich über Land holen will. Na, hoffentlich dauert es nicht allzu lange und ich komme wieder vor Abend heim."

* * *

Zur stillen Genugthuung des kleinen, beweglichen Doktors konnte er sich zu der von ihm gewünschten Zeit auf den Rückweg machen, und ohne

sich erst damit aufzuhalten, nach seiner eigenen Wohnung zu fahren, ließ er gleich vor dem Hause des Ratsherrn Nansen halten. Mit fast jugendlicher Hast sprang er vom Wagen und eilte ins Zimmer: „Nun, lieber Freund, wie steht es?“

„Leider durchaus nicht so, wie wir annahmen,“ kam da zu seinem Schrecken des Ratsherrn in bedrücktem Tone gegebene Antwort. „Wir haben nur etwa fünfhundert Thaler in bar, sonst aber keinerlei Wertgegenstände gefunden.“

„Wa — was! das ist ja gar nicht möglich,“ schrie der Doktor entsetzt und sprang erregt in die Höhe. — „Dann hat Lorenz das Geld irgendwo versteckt und Ihr habt es nur nicht am rechten Ort gesucht!“

Nansen lächelte trübe. „Bester Kolbe, so klug waren wir auch. In dem ganzen Hause ist kein Winkel, den wir nicht durchforscht hätten. Dielen und Wände wurden beklopft, aber nirgends eine Spur von einem verborgenen Schatze. Meine einzige Hoffnung geht jetzt dahin, daß Frau Agnes um den Verbleib des Reichtums weiß. Ist dies aber nicht der Fall, dann stehe ich vor einem unerklärlichen Rätsel.“

„Vielleicht hängt diese Geschichte gar mit der Ermordung des Bürgermeisters zusammen,“ schrie der Doktor empört. „Ich finde es gar nicht so unmöglich, daß der Schuft alles gestohlen hat, und als Lorenz dahinter kam und ihn zur Rede stellte, schlug er den Beraubten einfach tot.“

Nansen sah trübe zu Boden. „Möglich ist Ihre Deutung schon; aber wer wird je imstande sein, die Wahrheit davon zu beweisen? Der Verbrecher ist unserer Macht entrückt; und ebensowenig wie es uns gelang, ihn für den grausen Doppelmord nach Recht und Gerechtigkeit bestraft zu sehen, werden wir auch erfahren, ob Diebstahl die Ursache der fürchterlichen That war. Wir können vorläufig nichts weiter thun als abwarten, bis Frau Lorenz heimkehrt.“

Der kleine Doktor nickte betrübt und empfahl sich dann, um den Seinen die empfangene Nachricht mitzuteilen.

* * *

Frau Agnes saß unterdessen wohlgemut bei den Eltern in Hohenforste. Keine Ahnung hatte ihr diesmal Kunde gegeben von dem Trauerspiel, das sich in H. ereignete. Sie war im Gegenteil in letzter Zeit ruhiger gewesen als im Anfang. Des Vaters öftere Ermahnungen waren schließlich auf sie doch nicht ohne Eindruck geblieben, und sie hatte alle ihre Sorgen auf den HErrn geworfen. In Liebe und Gottesfurcht erzog sie die Kinder und pflegte daneben mit aufopfernder Treue die immer schwächer werdende Mutter. Ein großer Riß ging durch ihr Herz, als die geduldige Kreuzträgerin endlich die Augen zur letzten Ruhe schloß. Doch wie eine wahre Christin trug sie den herben Verlust und wurde die Stütze des gebeugten

Vaters. Den fernen Gatten von der Mutter Heimgang zu benachrichtigen, war natürlich ein Ding der Unmöglichkeit. Nicht einmal Geistlichkeit und Schule konnte man zu dem Begräbnis herbeischaffen; denn die Vorsicht gebot, jedes Aufsehen zu vermeiden, um nicht die allenthalben umherflankierenden Feinde auf die Spur des verborgenen Asyls zu lenken. So wurde denn die liebe Tote in aller Stille dem Schoße der Erde übergeben und ein schlicht zusammengezimmertes Kreuz auf das Grab gepflanzt. — Um den Sarg war zum Glück keine Not gewesen. Es kam damals öfter vor, daß man sich dies letzte Bette schon beizeiten selber aussuchte und in einer Badekammer des Hauses aufbewahrte.* Bei der Abgelegenheit Hohenforstes hatte der Oberförster auch schon vor Jahren alle Fälle erwogen und für sich und die treue Gattin alles zu einer würdigen Bestattung Nötige besorgt. So war man denn nicht einen Augenblick in Verlegenheit und konnte die Heimgegangene zur rechten Zeit in ihre stille Kammer betten. Unter Gebet und Thränen warf das kleine Häuflein der Leidtragenden die drei Hände voll Erde auf den entschwindenden Sarg und kehrte dann in feierlichem Ernst ins Haus zurück.

* * *

Einige Tage später kam der Oberförster mit besorgtem Antlitz von seinem gewohnten Rundgang durch den Wald heim.

„Mir ist heute etwas Seltsames begegnet, Kind. Als ich mich in der Mittagshitze ein wenig unter einen Baum setzte, um zu ruhen, schlief ich ein und begann nach meiner Gewohnheit lebhaft zu träumen. Ich stand mit Dir und den Kindern vor der Oberförsterei und beobachtete den Untergang der blutrot gefärbten Sonne. Da erklang mit einem Mal, wie aus weiter Ferne, französisches Trompetensignal, und kurze Zeit darauf brach ein Trupp Franzosen aus dem Walde und kam im Sturmschritt auf unser Haus zu. Entsetzt wollte ich Dich und die Kinder ins Zimmer retten. Aber die Feinde waren noch schneller. Einer packte Dich am Arme und bedrohte Dich mit geschwungener Waffe. Da stürzte ich mich wutentbrannt zwischen Dich und den Unhold. Im selben Augenblick jedoch bekam ich einen Hieb über den Kopf und stürzte zu Boden. Von dem Falle erwachte ich und sah nun mit Lachen, daß ich meinen Halt am Baumstamm verloren hatte und längelang im Grase lag. Kopfschüttelnd über den dummen Traum wollte ich mich aufrichten, da bemerkte ich mit einem Mal neben mir im Moose ein

* Die Verfasserin weiß dies aus bester Quelle. Ihr eigener Urgroßvater hat sich seinen Sarg fast dreißig Jahre vor seinem Tode angekauft und im Hause auf dem Boden aufbewahrt. Sie entsinnt sich noch deutlich des geheimen Gruselns, den sie empfand, wenn sie bei dem lieben Alten auf Besuch war und zufällig daran dachte, daß ein Sarg im Hause sei.

französisches Käppi. Erschrocken fuhr ich in die Höhe. Wo kam das verräterische Ding her? Als ich mich zur Ruhe niederließ, war es nicht dagewesen. Das wußte ich ganz genau. Beklommen starrte ich in das Waldesgrün vor mir, — und da, — träumte ich immer noch, oder täuschten mich meine Augen? — da sah ich ganz deutlich rote Hosen im Dickicht verschwinden. Mit einem Satz war ich auf den Beinen und pfiff Waldmann, der, während ich mein Schläfchen halte, immer auf eigne Faust einen kleinen Gang durch die Büsche unternimmt, aber auf den leisesten Pfiff von mir wieder zur Stelle ist. Heute jedoch kam er nicht, und auch der zweite und dritte Ruf blieb vergeblich. Das war ein schlimmes Zeichen, und meine Besorgnis wuchs. Ich machte also mein Gewehr schußfertig und ging auf die Suche. Waldmann fand ich nicht, dafür aber verschiedene frische Blutspuren. Nun wußte ich genug: Man hatte das Tier eingefangen, und als es nicht gutwillig mitgehen wollte, Gewalt angewendet. Jetzt bekam ich es mit der Angst zu thun. Wer konnte denn wissen, ob nicht während meiner Abwesenheit umherziehende Franzosen die Oberförsterei aufgespürt und Euch geängstigt hätten! Schleunigst machte ich mich darum auf den Heimweg und dankte Gott, als ich noch alles in Ordnung fand. Trotzdem fürchte ich sehr, daß es mit unserer vollen Sicherheit vorbei ist. Vielleicht bekommen wir schon in den nächsten Tagen französischen Besuch. Wahrscheinlich hat Waldmann auf seinem Streifzuge unser Asyl verraten und die Feinde auf unsere Spur gebracht. — Nicht wahr, der Hund ist nicht allein zurückgekommen?"

Frau Agnes schüttelte schreckensbleich den Kopf. „Um Gottes willen! liebster Vater, das sind ja traurige Nachrichten! Was können wir thun, um die Gefahr abzuwenden?"

„So gut wie gar nichts," entgegnete der Alte trübe. „Wir müssen abends jeden Lichtschein vermeiden und alle Fensterläden dicht verhangen, um den unliebsamen Gästen nicht den Weg zu weisen. Am Tage dürft Ihr nicht mehr in den Wald gehen, sondern müßt Euch dicht am, noch besser, im Hause halten. Kommt trotz alledem der schlimme Besuch, dann müssen wir ihn nach Belieben schalten und walten lassen, denn an Widerstand können wir paar Menschen, von denen überdies die Hälfte Kinder sind, natürlich nicht denken."

„So wollen wir doch aber beizeiten das Silberzeug und die Wertsachen verstecken," bemerkte die Tochter.

Der Oberförster schüttelte den Kopf. „Beileibe nicht. Das würde nur ihre Wut reizen. — Nein, laß sie ruhig nehmen, was da ist; es ist nicht allzu viel. Ich bin ja niemals ein reicher Mann gewesen, und Dir geht kein großes Erbe verloren. Dein Georg hat zum Glück mehr, als Ihr braucht, und Du wirst diese Kleinigkeit hier nicht vermissen."

Frau Agnes mußte dem Alten recht geben. „Es soll alles geschehen, wie Du es anordnest, lieber Vater; aber Gott gebe in Gnaden, daß wir nicht erst in die Lage kommen, den Feind bei gutem Willen zu erhalten.“

„Amen,“ sagte der Oberförster ernst. — „Aber noch eins, liebes Kind: Wenn das Gefürchtete dennoch eintreten und es dabei zum Äußersten kommen sollte, dann fliehst Du mit den Kindern durch die verborgene Hinterthür in die Dir bekannte Wolfsschlucht. Dort bist Du vorläufig sicher und bleibst so lange, bis ich Dir ein Zeichen gebe. Ich werde vorsichtshalber noch heute etliche Nahrungsmittel und sonstige unentbehrliche Dinge in die Höhle schaffen lassen!“

„Und Du, Vater, wo bleibst Du?“ forschte Agnes angstvoll. „Glaubst Du, ich würde Dich in der Feinde Hände lassen und feige fliehen?“

„Aber, Kind, um mich brauchst Du Dich wirklich nicht zu beunruhigen. Was sollten mir wohl die Franzosen thun? Ich bin ein alter Mann, und wenn ich ihnen ihren Willen lasse, werden sie mich ja nicht weiter belästigen.“

„Und warum willst Du nicht mit uns kommen?“

„Weil ich es für überflüssig halte, und außerdem kann ich doch die alte Melchert, die für die Feinde gesetztenfalls kochen und braten muß, nicht ganz allein lassen.“

„Kaspar und Michel sind ja noch da.“ — „Die beiden Jägerburschen soll ich mit meiner Stellvertretung betrauen? Agnes, was denkst Du von mir! Liebstes Kind, ich müßte mich ja zu Tode schämen, wenn ich auf Deinen Vorschlag hörte und von meinen Leuten den Mut forderte, den ich selber nicht besäße! Aber Gott sei Dank! Noch bin ich kein Feigling und fürchte den Tod jetzt ebenso wenig wie damals, als ich, ein kaum Zwanzigjähriger, unter des großen Friedrichs Augen in der glorreichen Schlacht bei Torgau meine Feuertaufe erhielt. Nein, mein Töchterchen, mit solchem Rat darfst Du einem alten Krieger nicht kommen. Und nun wollen wir die ganze Sache dem HErrn befehlen und uns nicht allzusehr ängstigen. Vielleicht geht die Gefahr noch einmal an uns vorüber.“

„Gott gebe es, Väterchen,“ sagte die junge Frau ernst und ging dann in den Garten, um die dort spielenden Kinder ins Haus zu rufen.

„Mutter, Mutter,“ rief ihr da schon von weitem der Älteste, der nun fast sechsjährige Georg entgegen, — „vorhin war ein fremder Mann im Garten, der sah gerade so aus wie die Franzosen in H. Rote Hosen hatte er an und einen Rock mit blanken Knöpfen; aber er konnte ganz gut deutsch sprechen und hat uns gefragt, wieviel Männer im Hause wären und ob wir viel Geld hätten. ‚Na ob!‘ habe ich ihm stolz geantwortet, denn nicht wahr? Großpapa ist doch der aller — allerreichste Mann? Der ganze Wald gehört ihm und das schöne, große Haus und alles hier.“

Frau Agnes war totenbleich geworden. „Junge, Junge, wenn Du wüßtest, was Du angerichtet hast! Aber weiter, weiter, was sagte der Fremde darauf?"

Der unschuldige Knabe guckte die Mutter verständnislos an. Er konnte ihre Erregung nicht begreifen. „Was fehlt Dir, Mamachen? Der Mann war ja gar nicht böse mit uns. Er hat im Gegenteil gelacht und: ‚Bon, bon! das freut mich!' gesagt. Als er fortging, winkte er freundlich mit der Hand und rief: ‚Auf Wiedersehen, mein braver Junge!'"

„Gott sei uns gnädig! Dann kommen sie vielleicht heute noch," murmelte die junge Frau mit erstickter Stimme und zog die Kinder schleunigst ins Haus. In fliegender Eile berichtete sie dem erschrockenen Vater das eben Gehörte.

„Junge, Junge, was hast Du angerichtet!" seufzte der Alte bekümmert und tätschelte dem bei diesem abermaligen Vorwurf ganz verblüfften Enkel den Lockenkopf. — „Nein, sei nur still. Du kannst ja nichts dafür," beruhigte er liebevoll den nun in Thränen ausbrechenden Knaben. „Ohne Gottes Willen fällt ja kein Haar von unserem Haupte. Das glaube ich fest, und daran wollen wir uns stärken und aufrichten. Doch werde ich Kaspar sofort beauftragen, die nötigsten Sachen an Euren Zufluchtsort zu schaffen, und damit es schneller geht, kann er den kleinen Braunen an den leichten Jagdwagen spannen und alle Dinge mit einem Mal in die Höhle befördern." Gesagt, gethan; und da Kaspar ein flinker Bursche war, auch außerdem sämtliche Erwachsene bei dem Werke halfen, rollte schon nach zehn Minuten das Gefährt davon.

* * *

Glücklich und unbelästigt langte der Jägerbursche mit seiner Fracht am Orte der Bestimmung an und begann alsbald die Höhle so wohnlich als möglich einzurichten. Da es Sommer war, brauchte er für Feuerungsmaterial nicht zu sorgen, denn ein paar Tage konnte man schon von kalten Speisen leben; trotzdem dauerte seine Beschäftigung wohl eine gute Stunde, weil er die Höhle erst reinigte und sorgfältig auskehrte, ehe er Heu, Stroh und Decken hineinbrachte. Zufrieden betrachtete er endlich sein Werk und wollte sich eben auf den Heimweg machen. Da horchte er plötzlich erschrokken auf: Aus der Gegend der Oberförsterei vernahm man ganz deutlich verworrenen Lärm und wüstes Geschrei.

„HErrgott, die Feinde!" schrie der Jäger entsetzt. Hastig warf er sein Gewehr über die Schulter und sprang auf den Wagen, um schleunigst den Bedrängten zum Beistand zu eilen. Er hatte aber die Wolfsschlucht noch nicht verlassen, da stürzten ihm keuchend wie gehetztes Wild Frau Agnes und die Kinder entgegen. „Die Franzosen sind da, und sie hausen wie die Teufel! Gott sei meinem armen Vater und den andern gnädig!"

Ohnmächtig sank die zum Tode geängstigte und erschöpfte Frau zu Boden, während die drei Kinder weinend um sie herum standen.

Erschrocken sprang Kaspar wieder vom Wagen und lenkte das Pferd nach der Höhle zurück. Dann holte er aus einem nahen Quell Wasser und bemühte sich um die Bewußtlose. Als es ihm endlich gelungen war, die junge Frau ins Leben zu bringen, flößte er ihr aus dem mitgenommenen Vorrat einen Schluck Wein ein, und bald war sie wieder ganz kräftig. Mit des treuen Burschen Hilfe beruhigte sie die verängstigten Kleinen und bemühte sich dabei, ihre eigene heftige Aufregung zu überwinden. Dies wollte ihr natürlich nicht so gut gelingen, denn immer wieder überfiel sie krampfhaftes Schluchzen, wenn sie daran gedachte, was wohl aus ihrem teuren Vater geworden sei. Gleich als die Franzosen die Oberförsterei überfielen, hatte er Tochter und Enkel mit festem Wort geboten, sofort zu fliehen, und keinen Widerspruch geduldet. Mit blutendem Herzen trennte sich Frau Lorenz darauf von dem geliebten Greise.

„Gott schütze Dich!" schluchzte sie an seinem Halse und eilte dann mit ihren Kindern davon. Sie hatte kaum das schützende Dickicht der Wolfsschlucht erreicht, da hörte sie, wie hinter ihr wüster Lärm entstand und die alte Wirtin Melchert laut kreischte und schrie. Wahrscheinlich hatten die Franzosen die vermuteten Schätze verlangt, und als sie diese nicht bekamen — aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht vorhanden waren —, Gewalt angewendet.

Halbtot vor Entsetzen stürzte die Bürgermeisterin vorwärts; und wir haben gesehen, wie sie der Schreck noch nachträglich überwältigte und ohnmächtig machte. Jetzt saß sie nun bekümmert neben den Kindern und flehte zum HErrn um Errettung der Bedrohten.

Kaspar hatte unterdessen das Pferd wieder ausgespannt und samt dem Wagen in einem Nebenraum der weiten Höhle untergebracht. Dann machte er sein Gewehr schußfertig und trat vor die junge Frau. „Ich gehe nach der Oberförsterei, Frau Bürgermeister. Ich kann es hier nicht länger aushalten, wo mein Herr in solcher Gefahr ist. — Pferd und Wagen lasse ich hier. Wer weiß, wozu wir beide noch brauchen können, und daheim würden die Franzosen das Roß doch stehlen. Ängstigen Sie sich nur nicht gar zu sehr, vielleicht steht alles besser, als wir denken."

„Gott gebe es," seufzte die junge Frau. „Ich habe leider nicht viel Hoffnung. Die alte Melchert schrie zu fürchterlich und die ist doch sonst keine von denen, die sich bald ins Bockshorn jagen lassen."

„Na, man muß nicht immer gleich das Schlimmste annehmen," tröstete Kaspar gutmütig und eilte dann davon. Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend blieb Frau Agnes zurück und versuchte an der Seite ihrer Kinder ein wenig Ruhe zu finden. Aber beängstigende Träume

scheuchten sie immer wieder aus dem unruhigen Schlummer empor, und so saß sie denn mit gefalteten Händen auf dem Strohlager und erwartete unter heißem Gebet und Flehen den Morgen.

* *
*

Als der Jager aus dem schützenden Dunkel der Wolfsschlucht heraustrat und um eine Felsenecke bog, sah er plötzlich zu seinem Schrecken hellen Feuerschein vor sich.

„Die Schufte! Nun haben sie gar die Oberförsterei in Brand gesteckt!“ schrie er entsetzt und eilte, so schnell ihn seine Füße trugen, der gefährdeten Heimat zu. „Da ist was nicht richtig,“ murmelte er im Laufen. „Wenn unser Herr noch am Leben wäre, hätte er das Feuer nicht aufkommen lassen. O weh, o weh! nun komme ich vielleicht doch zu spät.“ — Der wackere Bursche hatte sich leider nicht getäuscht. Kaum hatte er sich der brennenden Oberförsterei auf hundert Schritt genähert, da stürzte ihm heulend und schreiend die alte Wirtin entgegen:

„Seid Ihr's, Kaspar? Gott sei Dank, nun bin ich doch nicht mehr allein! Die Franzosen sind fort; aber sie haben wie die Teufel gehaust. Geld, viel Geld sollte unser Herr 'rausrücken, und weil er das nicht konnte, weil er nichts mehr hatte, da haben sie ihn wie einen Hund erschlagen und den Michel, der ihm zu Hilfe sprang, auch. Hinter dem Hause liegen die Gemordeten und sind schrecklich zugerichtet. Gut, daß Frau Agnes es nicht sehen kann! Als die Bösewichte dann das Haus angezündet hatten, wollten Sie mich in die Flammen werfen, ‚denn ich sei eine alte Hexe und müßte brennen‘. Zum Glück hörte ich die teuflische Rede zur rechten Zeit und versteckte mich schleunigst. Nachdem sie mich noch eine Weile vergeblich gesucht hatten, zogen sie endlich tobend und fluchend von dannen.“

Erschüttert hatte Kaspar dem furchtbaren Berichte der Greisin gelauscht.

„Mein lieber, alter Herr,“ murmelte er traurig, und ging dann von der Melchert geführt zu den Erschlagenen, um an ihren Leichen zu beten. „Wir müssen die Toten so schnell als möglich begraben, Melchert,“ begann er dann ernst. „Die Frau Bürgermeisterin und die Kinder dürfen diese verstümmelten Leiber nicht sehen. Es ist zwar Nacht, aber das brennende Haus spendet genug Licht zu dem traurigen Werke. Der Macht des Feuers können wir beide allein ja doch nicht mehr wehren, und darum halte ich es für das beste, wenn wir den Ermordeten die letzte Ehre erweisen. Kommt dann morgen die Frau, dann kann sie mit den Kleinen an dem grünen Hügel beten und wird darin mehr Trost finden, als wenn sie diesen schrecklichen Anblick haben müßte.“

„Er hat recht, Kaspar,“ nickte die Wirtin unter Thränen. „Aber, aber, was fangen wir an? Der Sarg des Herrn steht ja auf dem Boden des brennenden Hauses, und da kann kein Mensch mehr zu.“

„Das schadet weiter nichts," entgegnete der Jäger. „Unser frommer Herr wird auch in der bloßen Erde dem Auferstehungstage sanft und selig entgegen schlummern. Michel muß natürlich auch in dasselbe Grab mit hinein, denn für zwei Gräber langt die Zeit nicht. Er war ja auch eine ehrliche Haut und ein rechtschaffener Christ, mein Kamerad; da ist es für den Herrn Oberförster keine Schande, wenn er mit seinem Jäger in eine Gruft gesenkt wird. Und nun vorwärts ans Werk, Melchert. Sie kann Blätter und Grünes herbei schaffen. Das Graben besorge ich schon allein. Wir dürfen nicht lange zögern; denn wenn der Morgen graut, muß ich der Frau Bürgermeisterin Bescheid sagen, damit sie sich nicht in Ungewißheit abängstigt."

* * *

Wenige Stunden später wölbte sich ein mit Tannen- und Eichenzweigen bedeckter Hügel über den beiden Opfern der fremdherrlichen Willkür.

Unter heißen Thränen kniete die mit ihrem Herrn altgewordene Wirtin an dem schlichten Grabe; Kaspar aber ergriff sein Gewehr und schritt auf nur ihm bekannten Pfaden zur Wolfsschlucht hinab.

Dem braven Burschen war etwas bänglich zu Mute. Wie sollte er der Frau die Trauerbotschaft auf beste Art beibringen?

„Was sage ich nur?" murmelte er verlegen, als er vor dem Eingang der Höhle stand. Aber Frau Agnes überhob ihn seiner Sorgen. Sie hatte die Schritte des Kommenden gehört und erkannte an seinem Zögern, daß er nicht der Träger guter Botschaft sei.

„Kaspar, Kaspar, Du verkündest mir Unglück!" rief sie ihm hastig entgegen, und der arme Jäger nickte nur.

„Der Herr Oberförster und Michel sind tot, und das Gehöft ist niedergebrannt," stieß er endlich mit gepreßter Stimme hervor.

Die junge Frau bedeckte das Gesicht mit den Händen und stöhnte laut, aber ohnmächtig wurde sie diesmal nicht. Sie fühlte, daß sie stark bleiben müsse, um für sich und die Kinder zu handeln.

„HErr, stehe mir in Gnaden bei!" flehte sie aus Herzensgrund und dann wandte sie sich wieder an den Unglücksboten. „Erzähle mir alles ausführlich, Kaspar." In schlichten Worten berichtete der treue Mensch den Verlauf der traurigen Geschichte, und unaufhaltsam flossen die Thränen der Tochter.

„Mein Vater, mein liebster Vater, ach daß ich dich auf Erden nimmer sehen soll!"

Als der Jäger geendet hatte, reichte ihm die Weinende die Hand. „Hab' Dank, Kaspar, für Deine Umsicht und Treue. Und nun schirre den Braunen an; ich will mit den Kindern zum Grabe des Ermordeten.

Später wollen wir dann beraten, was zu thun ist, denn selbstverständlich können wir nicht länger in dem zerstörten Gehöft bleiben."

Der Bursche nickte trübselig und kam schleunigst der Aufforderung nach. „Sehen Sie wohl, Frau Bürgermeisterin, wie gut es war, daß ich das Pferd hier ließ," sagte er dabei, „des Herrn Oberförsters Reitpferd und den Rappen haben die Schufte richtig mitgenommen."

„Was liegt daran?" murmelte Agnes trübe. — „Irdisch Gut achtet man gering, wenn man Lieberes hat hergeben müssen." — — —

Eine halbe Stunde später kniete die junge Frau an dem Grabe des geliebten Vaters. Der traurige Anblick der in Trümmern liegenden Heimat ihrer Kindheit hatte sie ziemlich kalt gelassen im Vergleich zu dem Jammer, der sie überfiel, als sie daran dachte, daß gestern um diese Zeit der Oberförster gesund und rüstig an ihrer Seite gestanden hatte. Nun ruhte er in der kühlen Erde und hatte sie und die Kinder schutzlos in der grünen Waldwildnis zurückgelassen. Der Vereinsamten wurde plötzlich unsagbar weh und bange zu Mute.

„Melchert, hier halte ich es keine Stunde mehr aus. Kommt, kommt, wir setzen uns auf und fahren nach H. Kaspar kennt ja den Weg wohl?"

„Das will ich meinen, Frau Bürgermeisterin," nickte der Gefragte. „Ich habe ja dazumal unsern Herrn und die Frau zu Georgs Taufe gefahren."

„Dann ist es gut," sagte Agnes erleichtert. „Ich werde die Kinder zurechtmachen, und Ihr könnt das andere besorgen. Ach Gott, das beste bei diesem Elend ist, daß es mich wieder zu meinem Manne bringt!" —

Die Ärmste, wenn sie geahnt hätte, daß der Geliebte, an den sich ihr geängstigtes und betrübtes Herz mit doppelter Innigkeit klammerte, bereits seit Wochen auf dem stillen Gottesacker zu H. schlummerte.

* * *

„Frau Bürgermeisterin, es ist alles fertig," meldete Kaspar, und langsam erhob sich Frau Agnes von den Knien. Sie hatte mit den Kindern um eine glückliche Reise gebetet.

„Kaspar, Kaspar, wir fahren zu Papa," jubelte Mariechen. Es hatte nach Kinderart schnell die Trauer um den guten Großvater vergessen, als es hörte, daß es nun wieder bald bei dem geliebten Vater sein würde.

Als alle auf dem Wagen saßen, ergriff der Jäger die Zügel.

„Mit Gott!" sagte Frau Agnes, als sich das Gefährt in Bewegung setzte, und sandte dann einen letzten Blick nach den Gräbern der teuren Eltern hinüber.

Einige Tage später fuhr ein leichter Jagdwagen, mit einem muntern Braunen bespannt, in schlankem Trabe durch die Straßen von H. Auf

dem Bock saßen zwei hübsche Knaben und ein Jäger, und auf dem Hintersitz zwei Frauen und ein kleines Mädchen.

„Die Frau Bürgermeisterin und die Kinder," riefen mitleidig-erstaunt die, die sie vorüberfahren sahen. „Ach Gott, die Ärmsten! Was haben sie für eine traurige Heimkehr!"

Auch zu Nansens und Kolbes war die Kunde gedrungen.

„Da müssen wir gleich hin. In dieser Trübsalsstunde wird die bedauernswerte Frau treue Freunde brauchen können," sagte der Ratsherr in herzlicher Teilnahme zu seiner Frau, und diese winkte mitleidig.

Im Doktorhause hatte das Ehepaar denselben Gedanken; und so trafen sich die befreundeten Familien auf dem Wege zum Trauerhause.

Frau Lorenz war unterdessen freudig-klopfenden Herzens durch die Stadt gefahren.

„Noch fünf Minuten, dann bin ich bei meinem Georg," flüsterte sie innig und küßte dabei das Töchterchen. „Freu' Dich, Mariechen, bald sind wir zu Hause bei Papa."

„Ja, bei dem lieben Papa," jubelte das Kind und klatschte in die Hände.

Inzwischen näherte sich der Wagen der Bürgermeisterei, und mit einigem Erstaunen gewahrte Agnes die nach der Straße geschlossenen Fensterladen. „Sollte mein Mann verreist sein?" sagte sie zu ihren Begleitern.

Jetzt hielt das Gefährt; aber da niemand von innen den Thorweg öffnete, sprang Kaspar von dem Bock und hob den schweren, messingnen Klopfer. Nach geraumer Zeit näherten sich schlürfende Schritte, und langsam wurde die Thür geöffnet.

„Wer ist da?" fragte Grete, die Magd, gleichgültig und guckte nach den Kommenden. „HErrgott, unsere Frau und die Kinder!" schrie sie im selben Augenblick voll Entsetzen und brach in die Kniee.

Erschrocken sah Frau Agnes auf das sonderbare Gebaren der Magd.

„Was soll das heißen, Grete? Ist mein Mann verreist, und wo steckt denn Frau Ursel?"

„Ach Gott, ach Gott," wimmerte die Gefragte. „Frau Ursel ist — lange tot, — und — und der Herr, — der Herr Bürgermeister — ja, der ist verreist, — aber, aber," hier schluchzte die treue Person laut auf, — „er kommt nimmer heim."

Wie im Traume starrte Frau Lorenz auf die Sprechende. Sie begriff sofort den entsetzlichen Kern dieser umschreibenden Rede, und es war ihr, als ob ein Schwert durch ihre Seele dringe.

„Georg, mein Mann, tot!" stöhnte sie verzweifelt und streckte wie beschwörend die Arme gen Himmel, dann brach sie bewußtlos zusammen.

Als sie nach mehr denn einer Stunde wieder zu sich kam, lag sie in

Am Abend.

HErr, des Tages Mühen und Beschwerden
Machtest du durch deine Nähe leicht;
Bleib bei mir, da es will Abend werden,
Bleib bei mir, da sich der Tag geneigt!
Wie am Tag du stärkend bei mir weiltest,
O so tritt am Abend auch herzu;
Wie du meine Müh' und Arbeit teiltest,
O so teile segnend meine Ruh'!

Sieh, es dräut mir jetzt kein läst'ger Störer,
In dem Stübchen bin ich ganz allein,
Kann jetzt ungestört dein stiller Hörer
Und dein aufmerksamer Schüler sein.
Sprich du selbst mir einen Abendsegen,
Denn dein Segenswort hat Segenskraft,
Ist ein milder, kühler Abendregen
Für das Herz, von Tagesmüh' erschlafft.

Ach, wie ohne dich, o HErr, der Abend
Mich so kalt und unbefriedigt läßt!
Doch durch dich ist er so süß, so labend,
Ist ein Feierabend, ist ein Fest;
Voll von segensreicher Herzenslabe,
Wird mir dann erst abendlich zu Mut,
Wenn ich dich am Tagesende habe,
Dann ist mit dem Ende alles gut.

Komm denn nach des Tages lautem Leben,
Komm, du reicher Gast, kehr' bei mir ein,
Heil zu spenden, Schulden zu vergeben,
Ruhe, Fried' und Freude zu verleihn.
Des vergangnen Tages Wunden, Schmerzen
Heile, lindre und verbanne du
Und laß mich zuletzt an deinem Herzen
Finden eine sanfte, nächt'ge Ruh'.

Ph. Spitta.



ihrem Schlafzimmer auf dem Bette, und die beiden guten Freundinnen, Frau Doktor Kolbe und Frau Ratsherr Nansen saßen neben ihr. Die zartfühlenden Frauen machten nicht viele Worte. Sie drückten der beraubten Witwe nur innig die Hände und weinten dann mit ihr und den Kindern zusammen um das verlorene Glück. Sie verließen die Vereinsamte auch in den nächsten schweren Tagen nicht. Sie leisteten ihr abwechselnd von früh bis abends Gesellschaft, besorgten alles Irdische und zogen sich, wenn sie bemerkten, daß Frau Agnes allein sein wollte, taktvoll zurück. —

Der armen Witwe entging natürlich diese treue Fürsorge nicht, aber sie war noch viel zu verstört, um sich darüber klar zu werden oder äußern zu können. Wie ein todmüdes, krankes Kind ließ sie sich alle Liebe und Sorge der Freunde gefallen, und Wochen vergingen, ehe sie überhaupt im stande war, ihren herben Verlust zu fassen und zu begreifen. Der letzte, schwerste Schlag hatte sie, die schon ohnehin durch des Vaters schrecklichen Tod furchtbar mitgenommen war, gänzlich zu Boden geschmettert, und wie in einem dumpfen Traume gefangen ging sie einher.

Als ihr der alte Doktor mit äußerster Vorsicht und Schonung die näheren Umstände von des Gatten Tode berichtete, starrten ihre Augen so glanzlos und mit so geistesabwesenden Blicken auf den Erzähler, daß dieser ganz erschrocken ihre Hand faßte. Hier that ein ernstes Wort der Ermahnung not, sollte der Geist nicht ganz in hoffnungslose Trauer und Verzweiflung versinken. „Agnes, armes Kind," sagte er liebevoll, aber streng, „so kann das mit Dir nicht weiter gehen. Denke an Deine Kinder, die jetzt nur noch Dich haben, und raffe Dich auf. Versündige Dich nicht länger an Gott. Weißt Du nicht, daß geschrieben steht: ‚Es ist der HErr! Er thue, was Ihm wohlgefällt!'? Bist Du denn eine Christin, daß Du trauerst wie die, welche keine Hoffnung haben?"

Die arme junge Witwe schrak bei den fast harten Worten zusammen und sah den Doktor erst fassungslos und dann mit beginnendem Verständnis an. Eine feine Röte stieg langsam in ihr bleiches Gesicht, und die toten Augen bekamen mit einem Mal Leben. „Lieber Onkel Doktor, Du hast recht. Ich danke Dir," stammelte sie mit bebenden Lippen; und die nun stromweis hervorbrechenden Thränen schwemmten auch den letzten Nebel von ihrem Geiste hinweg. Sie erschrak jetzt selber vor dem Abgrund, an dem sie gestanden hatte, und dankte Gott und dem treuen Freunde für die Hilfe zur rechten Zeit.

Als sie darauf mit den Kindern zum erstenmal an dem Grabe des Geliebten kniete, wollte sie der Schmerz zwar von neuem überwältigen, und ihr Weinen klang herzzerreißend durch die abendliche Stille des Friedhofes. Aber es war doch nicht mehr jene verzweifelte, hoffnungslose Trauer, und

der gute, alte Doktor ließ die letzten Sorgen fahren, als er sie still und gefaßt vom Gottesacker heimkehren sah.

Nun konnte man auch endlich wagen, die irdischen Angelegenheiten mit ihr zu besprechen, und die erste Frage der Freunde galt dem unauffindbaren Vermögen des Bürgermeisters.

Zu ihrer freudigen Überraschung teilte Frau Agnes ihre Sorge nicht. „Der Schreibspind meines Georg hat ein geheimes Fach. Da wird alles Vermißte drin liegen, wir können ja gleich einmal nachsehen."

Gleichmütig, denn sie zweifelte keinen Augenblick an dem Vorhandensein des Schatzes, ging die Witwe ihren Gästen voran und öffnete den besprochenen Schrank. Auf einen Druck ihrer Hand sprang dann aus dem Innern ein Schub hervor, aber — ein dreifacher Schreckensschrei erscholl — er war gänzlich leer.

Noch begriff Frau Lorenz nicht, was dies für sie in Zukunft bedeuten sollte, aber sie war doch etwas verblüfft und stand und sann eine Weile. Endlich wandte sie sich wieder an die sich gegenseitig mit trüben Blicken ansehenden Männer. „Dies Fach hier kennt außer Georg und mir kein Mensch. Nur mein Mann selber kann das Vermögen herausgenommen haben. Vielleicht hat er es wo anders sicherer angelegt oder für die Zwecke des Vaterlandes verwandt. Ich weiß, daß er große Summen für die gute Sache fortsandte."

„Aber nicht sein ganzes Vermögen," fiel Nansen ungestüm ein. „Eher glaube ich, daß er irgend jemand mit der Verwahrung betraut hat, weil in der letzten Zeit in seinem Hause die Franzosen zu willkürlich wirtschafteten. Ich halte es daher für am besten, eine öffentliche Bekanntmachung zu erlassen, in der jeder, der dem verstorbenen Bürgermeister Geld schuldet, oder solches von ihm in Verwahr erhielt, oder über den Verbleib desselben weiß, sich schleunigst melden soll."

„Das ist ein guter Gedanke," rief der Doktor eifrig. „Auf diese Weise werden wir bald im klaren sein, denn nur ein ausgemachter Schuft kann sich solcher Aufforderung entziehen. Lassen Sie uns darum nicht zögern, lieber Freund. Je eher von Amts wegen in dieser Angelegenheit etwas geschieht, desto besser. Manche Leute haben ein erstaunlich schlechtes Gedächtnis, wenn es sich um Geldsachen handelt."

Der Ratsherr nickte zustimmend. „Noch heute soll alles Nötige geschehen, und Gott gebe, daß wir dadurch zum Ziele gelangen!"

„Amen," sagte Kolbe ernst und reichte der Witwe väterlich-liebevoll die Hand.

* * *

Am nächsten Tage fand die amtliche Publikation des geplanten Auf-

rufes statt, und in begreiflicher Spannung harrten die Beteiligten des Erfolges.

Aber ein Tag nach dem andern, eine Woche um die andere verging, und niemand meldete sich, der dem verstorbenen Bürgermeister Geld schuldete oder auch nur die geringste Auskunft über den Verbleib des Schatzes zu geben wußte.

Die frohe Hoffnung Frau Agnes' und ihrer Freunde schwand allmählich und machte trüber Befürchtung Platz.

Sollte den wackeren Patrioten die Not des Vaterlandes vielleicht doch dahin getrieben haben, all sein Gut der heiligen Sache zu opfern?

Die Witwe war leicht geneigt, solche That anzunehmen; aber Nansen schüttelte fast unwillig den Kopf. „Ich glaube es nimmermehr! In erster Linie war und blieb Lorenz stets der treusorgende Gatte und Vater. Auf keinen Fall würde er die Seinen wissentlich in diese Bedrängnis gebracht haben. Eher will ich noch annehmen, daß ihn die Feinde beraubten und dann erschlugen, um den Diebstahl zu verdecken."

„Dasselbe äußerte ich auch schon einmal," sagte Kolbe zustimmend. „Es bleibt uns wirklich nichts anderes übrig, als an dieser Vermutung festzuhalten."

„Und was fange ich nun an?" rief Frau Lorenz entsetzt. Es war ihr mit einem Mal die volle Tragweite ihres Verlustes aufgegangen. Sie hatte einst zwar gesagt, „wenn man sein Liebstes dahingeben müsse, achte man das gleichzeitige Schwinden des irdischen Gutes gering". In dieser Stunde lernte sie mit Schrecken erkennen, daß das Gespenst der Armut die Trauer noch zehnfach vergrößern könne. Reichtum tröstet zwar nicht bei dem Hinscheiden eines teuren Herzens, aber er hilft über die Nöte des Lebens leichter hinwegkommen. Auch der Christ darf ihn nicht verachten, sondern als eine Gabe Gottes hinnehmen und mit Danksagung genießen.

„Was fange ich nun an?" rief die arme Witwe abermals und bedeckte verzweifelt das Gesicht mit den Händen. Sie besaß buchstäblich keinen Pfennig mehr, denn die fünfhundert Thaler, die das Gericht nach dem Tode des Bürgermeisters gefunden hatte, waren inzwischen längst verbraucht. In dem Glauben, eine reiche Frau zu sein, hatte Frau Agnes nicht geknausert, sondern den treuen Dienern reichlich Geld für ihre Dienste und zu Trauerkleidern gegeben. Nun war sie selbst ärmer, viel ärmer als ihre Untergebenen. Wie gebrochen sank sie in einen Sessel und weinte bitterlich.

Umsonst versuchten Nansen und der Doktor die Gebeugte zu trösten: die Stadt würde ihr gewiß eine Pension bewilligen, und sie, die Freunde, würden ihres Bürgermeisters Witwe und Kinder auch nicht verlassen.

„Nein, nein," wehrte die Erregte. „Ich danke Ihnen beiden von Herzen, aber ich nehme keine Almosen an."

„Aber, liebes Kind, von Almosen ist gar keine Rede,“ beruhigte Kolbe freundlich. „Die Pension ist nur eine Schuld der Stadt gegen Deinen verstorbenen Gatten, und was uns anbetrifft, so werden wir Dich gewiß zu nichts zwingen, was Deinem Gefühl zuwider ist.“

Etwas beschämt reichte die Witwe den treuen Freunden die Hand.

„Vergeben Sie mir und rechnen Sie mir meine Erregung nicht an. Ich bin durch die schlimme Entdeckung so fassungslos, daß ich nichts weiter denken kann als: HErr, mein Gott und Heiland, erbarme dich meiner!“

„Das ist das beste,“ sagte der Doktor ernst. „Wenn Du glauben kannst, daß der Allmächtige Dich nicht verlassen wird, dann hast Du den kräftigsten Trost gefunden! Denke nur immer an das Wort des Psalmisten: ‚Der Herr behütet die Waisen und erhält die Witwen!‘ und abermal: ‚Der HErr ist ein Vater der Waisen und ein Richter der Witwen!‘“

Frau Agnes nickte gläubig ergeben. „Welcher Trost und welche Aufmunterung liegt doch in den Verheißungen des HErrn! Gott sei Dank, jetzt kann ich wieder glauben, und Gott helfe mir, daß ich von nun an an seinem Wort nicht mehr zweifle.“

Bewegt reichten die Freunde der Witwe die Hände; und dann saßen alle drei und berieten, was zu thun sei, um Hunger von der Schwelle der Verwaisten fern zu halten.

Und während Frau Agnes und die wackeren Alten mit umwölkten Mienen das und jenes vorschlugen und wieder verwarfen, stand kaum eine Stunde von ihnen an seinem Geldkasten ein Mann, der mit einem einzigen Worte alle ihre Sorgen hätte zerstreuen können!

Das schöne Vertrauen des Bürgermeisters sollte furchtbar getäuscht werden. Ursel hatte damals mit ihren Befürchtungen nur zu recht gehabt. Der Pflegesohn des alten Lorenz bewahrte sich in der Stunde der Not nicht. Als die Versuchung kam und der heimlich von ihm angebetete Mammon verlockend winkte, da verriet Knörke schmählich seinen edlen Wohlthäter und schwieg.

Nicht nur, daß er sich mit keiner Silbe über den Verbleib des Schatzes äußerte, nein, er ließ auch von den ihm geliehenen tausend Thalern nichts verlauten, sondern hatte über beides seine eigenen Hintergedanken.

Als er durch Bekannte von der großen Not hörte, in die die Hinterlassenen des Bürgermeisters geraten seien, da schlug ihm wohl einen Augenblick das Gewissen, und der göttliche Mahner in seiner Brust rief deutlich: „Du bist ein Schurke!“

Aber nur kurze Zeit dauerte die bessere Regung. Der Teufel ließ ihn nicht mehr los und beschwichtigte schnell genug alle Bedenken: „Ach was, Du hast auch Frau und sechs Kinder, und die können das Geld ebenso

gut gebrauchen als die Bürgermeisterin, die ja noch reiche Freunde in Menge hat."

Und so schwieg denn der Unselige hartnäckig auf alle Fragen und Aufrufe der Obrigkeit. — Er wußte gut genug, daß er nichts zu befürchten hatte, denn außer ihm lebte niemand mehr, der von dem Geheimnis der Bürgermeisterei eine Ahnung besaß. Er hatte sich damals vorsichtig erkundigt und zu seiner heimlichen Genugthuung erfahren, daß die sterbende Ursel nicht mehr Zeit fand, ihr darauf bezügliches Wissen zu verraten. Die kurze Andeutung gegen Anton besagte gar nichts, denn sie konnte ebenso gut nur eine persönliche Angelegenheit der Alten betroffen haben. So wiegte er sich denn in unantastbare Sicherheit hinein und verstockte sein Gewissen in Trotz und Habsucht. Aber Gott der HErr läßt nicht ungestraft seiner spotten. Er, der sich selber einen Richter der Witwen und einen Rächer der Waisen nennt, er wurde kein Lügner an seiner Verheißung. Wohl ließ er das Verbrechen zu und duldete es einen Augenblick, denn vor ihm sind Monden und Jahre gleich Sekunden; doch zu seiner Zeit fand er den Verstockten und suchte ihn mit dem Stabe Wehe heim.

Es kam ein Tag, da wand sich der Schuldige wie ein Wurm vor dem Zorne des gerechten Gottes: „Ach, meine Sünde, meine Sünde! Ach, warum habe ich damals meinen Mund nicht aufgethan!"

Gottes Mühlen mahlen langsam,
Mahlen aber trefflich fein.
Was durch Langmut er versäumet,
Holt durch Schärf' er wieder ein!

* * *

Die Beratung der Drei hatte nicht viel Erfreuliches zu Tage gefördert.

„Es bleibt mir nichts übrig, ich muß die Bürgermeisterei verkaufen," seufzte Frau Agnes.

„Es ist leider der einzige Ausweg," stimmte Nansen zu. „Ich fürchte nur, es wird dabei nicht so viel herauskommen, wie wir wünschen. In den jetzigen trüben Zeiten hat Grundbesitz so gut wie gar keinen Wert."

„Nun, nun, wir wollen es erst versuchen und abwarten," tröstete Kolbe. „Es ist doch ein ansehnliches Grundstück und eignet sich, des großen Hofes und Gartens wegen, besonders für Bauhandwerker. Ich bin dafür, wir lassen schon in den nächsten Tagen eine entsprechende Bekanntmachung ergehen. Ich glaube bestimmt, es wird an Käufern nicht fehlen, und unsere liebe Freundin kann ihre acht- bis zehntausend Thälerchen in die Tasche stecken."

„Meinen Sie wirklich, daß so viel herauskommen wird?" zweifelte Nansen trübe. „Liebster Freund, ich rechne höchstens auf vier- bis fünftausend. Es ist jetzt nirgends Geld vorhanden. Ich weiß es ja von mir

selber. Glauben Sie denn, ich ließe die Bürgermeisterei in fremde Hände geraten, wenn es mir nicht leider am nötigsten fehlte?"

„Aber es giebt doch noch genug Menschen in H., die mehr haben als wir," beharrte der Doktor.

„Was nützt uns das, wenn sie nicht kaufen wollen?" entgegnete der Ratsherr. „Dazu hat sich neuerdings das Gerücht verbreitet, es spuke in der Bürgermeisterei. Unser armer, ermordeter Freund soll Nacht für Nacht suchend durch alle Räume irren."

„Das ist ja eine ganz schändliche Lüge!" schrie Frau Agnes entsetzt.

„Gewiß ist es das," bestätigte Nansen, „und ich habe auch schon etlichen Klatschmäulern mit gerichtlicher Strafe gedroht. Aber was hilft das? Es giebt genug alberne Tölpel, die mit Vergnügen an dergleichen glauben und einem etwaigen Käufer dadurch das Grundstück verleiden können. Wüßte ich, wer das Gerücht aufgebracht hat, ich würde den boshaften Kerl exemplarisch strafen."

Frau Agnes weinte leise. „Mein armer Georg, mein frommer Mann, nein, Du bist kein Spuker! Du ruhest sanft und still in Deinem Grabe, bis Dich Dein Heiland selber hervorgehen heißt am Auferstehungstage."

Voll Mitleid sah der Doktor auf die junge Witwe. „Ja, mein liebes Kind, Dein Georg ruht im Frieden. Des kannst Du gewiß sein. Über das alberne Geträtsch aber ärgere Dich nicht länger. Das verschwindet wieder, wie es gekommen ist, und den größten Schaden davon haben die böswilligen Lügner und Austräger."

* * *

Die Befürchtungen Nansens gingen leider in Erfüllung. Es meldete sich kein Mensch, der die Bürgermeisterei und das dazu gehörige Land kaufen wollte. Trotzdem das Angebot immer wieder veröffentlicht wurde und noch hinzugefügt worden war, daß die Besitzung für jeden annehmbaren Preis losgeschlagen werden sollte, kam keinerlei Nachfrage.

„Was fangen wir nun an?" sagte der Ratsherr sorgenvoll zu dem Doktor.

„Wir wollen es noch einmal mit einer Ankündigung versuchen und dabei alle Vorzüge der Besitzung ins hellste Licht stellen," entgegnete Kolbe trübe.

Und also geschah es.

Zwei Tage später meldete sich bei dem Senator der Maurermeister Knörke aus Lempe. „Ich komme wegen der Bürgermeisterei," begann er gleichgültig. „Ich habe mir die Sache überlegt; und weil ich doch von früher her den Lorenzens zu Dank verpflichtet bin, will ich aus Pflichtgefühl die Besitzung kaufen, da sich sonst niemand dazu gefunden hat. Aber zu viel dafür geben kann ich freilich nicht, denn ich bin auch kein übermäßig

reicher Mann. Hätte mir nicht gestern mein Nachbar in Lempe ein gutes Angebot auf mein dortiges Haus gethan, so könnte ich, trotz meines guten Willens, das Grundstück nicht nehmen. Also dreitausend Thaler zum ersten-, zweiten-, dritten- und letztenmal."

„Es ist brav von Ihnen, daß Sie auf diese Weise ihre Dankbarkeit bekunden wollen," sagte Nansen anerkennend und reichte dem Käufer die Hand. „Die gebotene Summe ist ja freilich sehr gering. Auf fünftausend Thaler hatten wir mindestens gerechnet."

„Ich kann nicht mehr geben, und wenn Sie es dafür nicht lassen dürfen, so schadet es weiter nichts," warf Knörke gleichgültig hin. „Mir liegt an der Bürgermeisterei nichts." Er wandte sich zum Gehen.

Der schlaue Heuchler! Er wußte ganz genau, daß er jetzt gewonnen Spiel hatte, und daß die Bürgermeisterei, der Gegenstand seines glühendsten Verlangens, in wenig Minuten sein Eigentum sein würde. Raffinierteste Berechnung war es gewesen, daß er mit seinem Anspruch nicht eher hervortrat, bis er ganz sicher war, der einzige Bewerber zu sein und den Preis nach Belieben drücken zu können. Außerdem beabsichtigte er auch, durch dieses Verfahren sich in den Ruf edelster Uneigennützigkeit zu stellen und dadurch jeden etwa aufsteigenden Verdacht von Habsucht oder Schlimmerem zu entkräften. Er war es auch gewesen, der das Gerücht von dem spukenden Bürgermeister ausgebracht hatte. Er rechnete dabei auf den Aberglauben und die Dummheit seiner Mitmenschen und täuschte sich nicht.

Niemand außer ihm meldete sich als Liebhaber zu dem ausgebotenen Grundstück, und die Beteiligten mußten wohl oder übel seinen Vorschlag annehmen. Als er jetzt die Klinke der Thür ergriff, hörte er im Geiste schon die Worte des Ratsherrn, die ihn zurückhielten. Er irrte sich nicht.

„Warten Sie doch, lieber Meister Knörke," rief Nansen und zog ihn wieder auf den Stuhl zurück.

Eine Viertelstunde später hatte der Maurer die Besitzurkunde der Bürgermeisterei in den Händen. „Mit allem, was drum und dran hängt," las er halblaut und nickte dazu befriedigt.

Als der Ratsherr wieder allein war, seufzte er sorgenvoll. „Nur dreitausend Thaler und nur die Hälfte davon bar, das andere bleibt verzinsliche Hypothek. Was soll die arme Frau damit anfangen! Zum Leben mit drei Kindern ist es zu wenig und zum Sterben zu viel! Und mit der erhofften Pension sieht es leider Gottes auch windig genug aus! Die Stadt will nichts herausrücken, weil sie nichts hat, und von Rechts wegen auch nicht verpflichtet ist, da Lorenz erst wenige Jahre im Amte stand und ohne Pensionsberechtigung angestellt war. Und trotz alledem muß ich dem Knörke noch dankbar sein, daß er das Grundstück überhaupt gekauft hat, denn was hätte Frau Agnes mit dem Hause ohne jeden Pfennig Geld an-

fangen sollen? Eine traurige Geschichte! Eine sehr traurige Geschichte! Ich fürchte mich ordentlich, zu Frau Lorenz zu gehen und ihr das Resultat mitzuteilen. Sie kann genug rechnen, um zu wissen, wieviel sie nun zum Leben hat."

Ja, die arme Witwe hatte nur zu bald herausgefunden, wie knapp ihr und ihren Kindern das Brot zugemessen war! Aber zu der Freunde größtem Erstaunen zeigte sie darüber viel weniger Kummer als im Anfang. „Der HErr wird mich nicht verlassen," sagte sie zuversichtlich. „Er hat mir auch schon einen guten Gedanken ins Herz gegeben. Mit den hundert Thalern, die ich jährlich habe, kann ich mit meinen drei Kindern und der Melchert nicht auskommen, ohne noch irgend etwas nebenbei zu verdienen. Die gute Alte aber kann ich nicht von mir stoßen. Sie hat vierzig Jahre lang meinen Eltern in größter Treue gedient und besitzt keinen anverwandten Menschen mehr, zu dem sie gehen könnte; für einen Dienst bei Fremden aber ist sie mit ihren achtundsechzig Jahren nicht mehr geschaffen. Bei dem Überfall der Oberförsterei hat sie außerdem auch noch ihr bißchen Hab und Gut, was sie sich ersparte, verloren. Es ist also meine Pflicht und Schuldigkeit, wenn ich die treue Seele nicht von mir lasse. Mit Kaspar, Anton, Grete und Anna ist das ganz etwas anderes. Die sind alle vier noch jünger und werden leicht ihr Brot finden. Ich dachte also daran, einen kleinen Laden mit allerlei nützlichen, zum täglichen Gebrauch unentbehrlichen Waren einzurichten."

Der kleine, gute Doktor pfiff leise durch die Zähne, als wenn ihm plötzlich eine Last vom Herzen fiele. „Das ist in der That kein unebner Gedanke," rief er eifrig. „I, so was! Daß wir alten Kerls auch nicht darauf gekommen sind!"

„Ich hatte längst ähnliches im Auge, aber ich wagte es nicht vorzuschlagen," sagte Nansen ernst. „Frau Agnes, die feine Frau, als Dreierkrämerin hinter dem Ladentisch, einem Schusterjungen für sechs Pfennig Zwecken abzählend, das wollte mir nicht in den Sinn."

„Lieber Freund, wenn der Hunger an die Thür klopft, werde ich von meiner Feinheit nicht satt," rief die junge Witwe mit einem Anflug zum Scherz. „Ich will von Herzen gern Schuhzwecken und Pfenniglichte verkaufen, wenn ich dadurch mich und die Meinen ehrlich durch die Welt bringe."

„Sie sind eine brave Frau, und Gott wird Ihren Entschluß segnen," sagte Nansen bewegt. „Jetzt habe ich weiter keine Angst um Sie. Sie werden nicht verhungern, denn Sie konnten immer gut rechnen und werden die Geschäftskenntnis bald weg haben. Und nun lassen Sie mir die Freude und kümmern Sie sich um weiter nichts. Heute über acht Tage

sollen Sie hinter dem Ladentisch stehen, und die ersten Kunden werden Kolbe und ich sein."

Frau Agnes sah den Alten erstaunt an, aber er winkte nur heiter mit der Hand: „Fragen Sie heute nicht. Ich weiß was! Ich weiß was!"

Draußen vor der Thür faßte der Ratsherr des Freundes Arm: „Wie gut sich das trifft, extra wie von Gott für unsere Zwecke geschickt! Meine alte Verwandte, die Heiber-Base, will ihr Lädchen mit allem Zubehör verkaufen und sich zur Ruhe setzen. Sie hat sich ein anständiges Sümmchen in dem kleinen Kram gespart und wird auf ihre alten Tage keine Not leiden. Sie hat auf ihrer Stelle eine feste, gutzahlende Kundschaft und einen flotten Absatz gehabt, und ich denke, Frau Agnes mit den Ihren wird ihr sicheres Durchkommen finden. Die alte Heiber wird sich freuen, wenn ich ihr sage, wen ich ihr als Nachfolgerin zugedacht habe. Es war immer ihre größte Sorge, daß ihr Geschäft, das sie wie ein Kind liebte, an ‚honette Leute' käme, wie sie sich ausdrückte. Ich werde noch heute zu ihr gehen und mit ihr sprechen. Ich denke, die Kaufsumme wird Frau Lorenz' Mittel nicht übersteigen. Meine Verwandte ist nicht habsüchtig und besonders in diesem Falle wird sie ein Einsehen haben."

Und sie hatte wirklich ein Einsehen, die gute Alte, d. h. sie war das gerade Gegenstück von Knörke. „An Witwen und Waisen mag ich mich nicht bereichern," polterte sie in ihrer gutmütigrauhen Art. „Unseres braven Bürgermeisters Witwe ist mir gerade recht für meine Sache. Sie kann jeden Tag kommen, und wenn sie mich in Kost und Verpflegung nehmen will, soll sie keinen Pfennig anzahlen. Außerdem werde ich ihr gern mit Rat und That zur Seite stehen, bis sie sich im Geschäft ordentlich eingelebt hat."

Der Senator drückte dankbar die Rechte der braven Frau. „Nun ist Frau Agnes geborgen! Gott sei Lob und Preis, daß sich alles so fügen mußte!"

* * *

Einige Tage später stand Frau Lorenz mit den Kindern und der alten Melchert zum Ausgehen gerüstet erwartungsvoll am Fenster des Wohnzimmers. Nansen hatte ihr sagen lassen, sie solle sich bereit halten, ihr neues Heim in Augenschein zu nehmen. Noch hatte sie keine Ahnung davon, daß dasselbe bereits fix und fertig eingerichtet auf seine neue Herrin warte, aber trotzdem klopfte ihr Herz vor Aufregung und Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Es ist ja keine Kleinigkeit, für immer aus einem Eigentum zu scheiden, in dem man jahrelang das höchste Glück genossen hat. Aber doppelt schwer ist solch ein Abschied, wenn er unter so traurigen Umständen erfolgt wie bei unserer Freundin.

Frau Agnes nahm zwar alle Kraft zusammen, um ihren großen Schmerz

zu verbergen, aber ganz wollte es ihr nicht gelingen. Mit herzlicher Teilnahme blickten die Freunde auf ihre zuckenden Lippen und die thränenvollen Augen.

„Mut, Mut, liebes Kind. Gott geht mit Dir!“ rief der Doktor aufmunternd.

Die Witwe nickte.

„Das weiß ich, und das ist allein mein Trost und Stab.“

„Nun, dann in Gottes Namen vorwärts!“ sagte Nansen bewegt und schritt aus der Thür. Stumm folgte ihm anfangs die kleine Gesellschaft; doch die Kinder brachten bald Leben hinein, und ihr munteres Geplauder rief auch auf dem ernsten Gesicht der Mutter ein schwaches Lächeln hervor. Georg und Hans hatten Mariechen in ihre Mitte genommen und erzählten dem andächtig zuhorchenden Schwesterchen, daß sie jetzt einen Kaufladen bekämen, einen richtigen Kaufladen mit Mandeln und Rosinen, mit Bilderbüchern und Spielzeug.

Die Kleine klatschte entzückt in die Hände.

„Wie schön! O, wie schön; und dürfen wir auch verkaufen, Mamachen?“

Die Mutter nickte freundlich.

„Sobald mein Mariechen größer ist, wird es mir sogar recht tüchtig im Laden helfen müssen.“

„Wie freue ich mich! Wie freue ich mich!“ jubelte das Kind.

Mittlerweile war man um eine Straßenecke gebogen und befand sich nun plötzlich vor einem freundlichen Hause, über dessen Thür ein großes, neu gemaltes Schild prangte, mit der Inschrift: „Material-, Kurz- und Weißwarengeschäft von Frau Agnes Lorenz, vormals Rosalie Heiber.“

Frau Agnes' Fuß stockte, und ihre Augen hefteten sich in frohem Erstaunen auf das mit Blumen umkränzte Schild. „Was, — was bedeutet das?“ stammelte sie. „Ich denke, ich soll mir die Gelegenheit erst ansehen, und — und das macht ja schon den Eindruck, als ob ich — —“

Aber die Begleiter ließen ihr keine Zeit zur Weiterrede. Fröhlich lachend zogen sie sie über die Schwelle in einen freundlichen und peinlich sauberen Laden, wo hinter dem Ladentisch eine alte Frau stand und knicksend die Hände zum Willkommen bot. „Gott segne Ihren Eingang, meine liebe Nachfolgerin. Hoffentlich gefällt Ihnen Ihr neues Eigentum.“

Frau Lorenz war wie einer Träumenden zu Mute. Konnte es denn möglich sein, daß sie sich hier ins fertige Nest setzen durfte? „Ich kann immer noch nicht begreifen —“ begann sie endlich zögernd. „Sie sollen auch gar nichts begreifen,“ unterbrach Nansen sie heiter. „Sie sollen nur glauben, daß dies hier Ihr Geschäft und Ihre neue Heimat ist. Die gute Frau Heiber dort hat Ihnen Laden und Wohnung für ein Billiges abgelassen und wird Ihnen außerdem mit Rat und That zur Seite stehen.“

„Nur ein bißchen Liebe und Pflege sollen Sie mir dafür gönnen,“ rief die Greisin bittend und streckte der Witwe abermals die Hände entgegen. „Ich stehe sozusagen ganz allein auf der Welt, denn etliche weitläufige Verwandte zählen ja nicht mit.“ — „Ach wie gern, wie gern,“ stammelte Frau Agnes mit überströmenden Augen. „Wie kann ich Ihnen allen nur für so viel Liebe und Freundschaft danken!“

„Deine Freude und Anerkennung belohnt uns reichlich genug,“ sagte der Doktor heiter, „und nun sieh Dir Dein neues Eigentum doch etwas genauer an. Ist nicht alles wie geschaffen für Dich? Lauter Dinge, die tagtäglich gebraucht werden: Lichte und Garn, Kaffee und Graupen, Papier, Zucker, Mehl, Salz, Strümpfe, Heringe, Zimmet, Nelken, Pfeffer und anderes mehr! Ich denke, Du wirst guten Absatz haben und mit den Deinen leicht durchkommen.“

Mit freudestrahlenden Blicken ging Agnes umher. „Wie nett und sauber alles ist! Hier muß es ja eine Lust sein zu verkaufen.“ — „Das will ich meinen,“ rief Frau Heiber stolz. „Der Laden war mein Steckenpferd und meine Lust, und ich hätte auch nicht all und jeden hier hereingelassen.“

Die Kinder waren unterdessen voll Jubel von einem zum andern gesprungen, und alle Dinge im Laden erregten ihr helles Entzücken. „Mutterchen, sieh doch die blitzblanke Wage und die vielen, vielen Gewichte dazu!“ — „Guck nur die spitzen Zuckerhüte und daneben den großen Kasten mit Rosinen.“ „Und dort hängen Puppen und Hampelmänner und Trompeten und Steckenpferde! Ach, hier ist es gar zu schön!“ — „Mutterchen, nicht wahr, wir dürfen auch mal verkaufen?“ So riefen und schwatzten sie durcheinander, und die Erwachsenen wurden von ihrem Frohsinn angesteckt.

„Ihr seid ja liebe Dinger,“ sagte Frau Heiber lächelnd und tätschelte Mariechens Kopf. Das helle Vergnügen der Geschwister über alles, was sie sahen, schmeichelte der guten Alten nicht wenig. „Ich sehe schon, mit Euch werde ich gut fertig werden. — Ei, das freut mich! das freut mich!“

Als sich die erste Aufregung etwas gelegt hatte, trat der Senator an den Ladentisch, hinter dem Frau Agnes neben ihrer Vorgängerin stand, und sagte feierlich: „Ich bitte die Frau Kaufmännin Lorenz, mir ein Pfund Kaffee abzuwägen.“ „Und ich bitte um ein Quart Honig,“ fiel Kolbe ein.

Mit zitternden Händen und unter den leisen Anweisungen Frau Heibers begann die neue Inhaberin das Verlangte abzumessen und strich dann das erste Geld in die Kasse. „In Gottes Namen,“ flüsterten dabei ihre in Wehmut und Dankbarkeit zuckenden Lippen. —

Nachher mußte sie sich auch die übrige Wohnung ansehen, und abermals fand sie Grund zu Dank und Freude. Gleich hinter dem Laden lagen Schlaf- und Wohnzimmer und über dem Flur noch eine große Stube und die Küche. „Das ist viel zu viel,“ rief die angenehm Überraschte.

„An den beiden Räumen hinter dem Laden hätte ich reichlich genug gehabt.“ „Na, lassen Sie nur gut sein,“ lachte Frau Rosalie. „Warum soll das Zimmer hier leer stehen? Ich habe oben schon mehr Platz, als ich brauche, und andere Mieter nehme ich nicht ins Haus. — So, und nun kommen Sie und trinken Sie den ersten Kaffee in Ihrem neuen Heim. Um den Laden brauchen Sie sich heute und in den nächsten Tagen noch nicht zu kümmern. Da werde ich zum Rechten sehen, bis Sie sich ein bißchen eingelebt haben.“

„Wie gut Sie sind!“ rief Frau Agnes bewegt und drückte die Hände der lieben Alten. — „Der HErr hat mir viel genommen, aber daß er mir in meinem großen Elend so treue Freunde schenkte, kann ich ihm nie genug danken.“

In der Stadt hatte man unterdessen mit großer Neugier, aber auch mit herzlicher Teilnahme das traurige Schicksal der armen Frau Bürgermeisterin gehört und besprochen. Viele verabredeten sich auch, fleißig bei ihr zu kaufen, und damit erwiesen sie der Witwe allerdings den größten Dienst.

Gleich am ersten Abend ging die Ladenglocke ununterbrochen, und Frau Rosalie sagte schmunzelnd: „Na, Frau Bürgermeister, wenn der Fortgang wie der Anfang ist, dann können Sie zufrieden sein.“ „Das wäre wohl zu viel verlangt,“ entgegnete Agnes lächelnd. „Ich bin auch mit der Hälfte zufrieden. Übrigens glaube ich fast, daß heute die gute Hälfte der Käufer von der Neugier hergetrieben worden ist.“ „Aus was für einem Grunde sie kommen, ist für das Geschäft einerlei,“ rief die Greisin vergnügt. Eine rechte Kauffrau weiß solche Kunden für die Dauer festzuhalten.

Gute Waren, voll Gewicht,
Freundlich Wort und sanft Gesicht;
Propertet und Redlichkeit
Lockt die Käufer weit und breit.

Das ist von jeher mein Wahlspruch gewesen, und er hat mir Kundschaft und Verdienst eingetragen.“

„Ich will in allen Stücken in Ihre Fußstapfen treten,“ sagte Frau Lorenz ernst, — „und mit Gottes Hilfe wird es mir dann gelingen, die Meinen und mich ehrlich durch die Welt zu bringen.“

„Ei, daran zweifle ich keinen Augenblick,“ rief Frau Heiber zuversichtlich. „‚Ist es nicht schefflich, so ist es doch löfflich,‘ pflegte meine selige Mutter immer zu sagen. Und dann vor allem: Gott der HErr verläßt niemals die, die sich auf ihn verlassen, insonderheit die Witwen und Waisen.“

„Das ist auch mein fester Glaube," entgegnete Agnes bewegt, und die Greisin nickte zufrieden.

* * *

Wenn das Geschäft natürlich auch nicht so weiter ging wie an jenem ersten Abend, so war doch die neue Inhaberin mit dem Ertrage von Herzen zufrieden; und es machte ihr von Tag zu Tag mehr Freude, ihres Amtes zu warten. — Zur angenehmen Überraschung Frau Heibers hatte sie sich mit ungewöhnlicher Schnelligkeit in die Obliegenheiten einer Geschäftsfrau gefunden; und die gute Alte segnete den Tag, da ihr der Senator diese Nachfolgerin gebracht hatte.

„Sie verstehen es wahrhaftig noch besser als ich, Frau Bürgermeister; und ich sehe es kommen, in einigen Jahren ist das Geschäft noch einmal so groß."

Die Witwe lächelte. „Das wünsche ich mir gar nicht, liebe Mutter Heiber. Dann müßte ich ja fremde Leute zu Hilfe nehmen; und es würde nicht mehr halb so gemütlich sein wie jetzt, wo ich mit Mariechen allein hinter dem Ladentisch sitze, und Sie ab und zu Ihr gutes Gesicht durch die Thür stecken."

„Na, na, da sehen Sie auch was Rechtes," schmunzelte die Greisin, und man merkte ihr dabei deutlich die innere Zufriedenheit an, die sie mit dem gegenwärtigen Zustande der Dinge empfand.

Die beiden Frauen kamen ganz prächtig miteinander aus und lebten fast wie Mutter und Tochter zusammen. Die drei kleinen Geschwister nannten die Alte aus freien Stücken „Großmutter", und diese war glücklich darüber.

„Was mir Gott in jungen Tagen genommen hat, giebt er mir nun im Alter auf unerwartete Weise wieder," pflegte sie oft zu sagen. Sie hatte nämlich Mann und zwei Kinder einst binnen acht Tagen verloren und war dadurch lange Zeit in schwerer Anfechtung gewesen. Durch das Zusammenleben mit der Familie Lorenz schwand erst die letzte Bitterkeit aus ihrem Gemüt, und die Bekannten konnten sich nicht genug wundern, wie heiter und zugänglich die zurückhaltende und verschlossene Greisin wurde. Mariechen war ihr Augapfel, aber das Zwillingsbrüderpaar ihr Stolz; und wenn sie Sonntags zwischen Georg und Hans zur Kirche ging, da strahlte ihr Gesicht, als wenn sie leibhaftige Enkel zur Seite hätte.

Frau Agnes aber dankte tagtäglich dem HErrn auf den Knien für die neue Heimat und das Mutterherz, das er ihr beschert hatte.

* * *

Unterdessen hatte Knörke mit den Seinen die Bürgermeisterei bezogen und alsbald einen großen Holz- und Baumaterialienhandel aufgethan.

Der elende Mensch triumphierte über das Gelingen seines Planes und

konnte nur mühsam die Freude unterdrücken, die er empfand, wenn er durch Haus und Keller, durch Hof und Garten schritt und sich dabei sagte: „Das alles ist mein eigen!"

Seiner Frau hatte er wohlweislich nichts von der ganzen Geschichte gesagt, denn er wußte, daß ein Geheimnis nicht mehr Geheimnis ist, wenn es erst zwei Menschen teilen. Außerdem war seine Luise eine fromme, brave Frau, die solchen Frevel niemals mit Willen geduldet hätte.

Der Gatte hütete sich deshalb wohl, ihr gegenüber etwas von seiner Sünde verlauten zu lassen. In dunkler Nacht, ohne irgend eine andere Hilfe, öffnete er das Grab des Schatzes in dem unterirdischen Keller und nahm einen Teil des Geldes heraus. Silberzeug, Kleinodien und sonstige Wertsachen, die ihn hätten verraten können, ließ er vorläufig noch liegen. Späterhin, wenn Gras über die Ereignisse der letzten Zeit gewachsen war, wollte er sie außerhalb der Stadt an den Mann zu bringen suchen.

Unauffällig und mit größter Vorsicht benutzte er den gestohlenen Reichtum, und keiner Seele in ganz H. kam auch nur der leiseste Gedanke eines Verdachts gegen den wohlangesehenen Maurermeister in den Sinn. Im Gegenteil lobte man ihn wegen der bewiesenen Dankbarkeit und uneigennützigen Nächstenliebe.

Und als nach Jahr und Tag sein Geschäft wuchs und der Wohlstand sich mehrte, da hieß es allgemein: „Das ist der Lohn für sein braves Thun an den Hinterlassenen des Bürgermeisters."

Kamen Knörke solche Reden zu Ohren, so schwoll ihm förmlich der Kamm vor Hochmut und Eigendünkel. Sein Gewissen war jetzt ganz verstockt, und von dem lästigen Mahner, der ihm in der ersten Zeit oftmals keine Ruhe ließ, spürte er schon längst nichts mehr. Wenn er Frau und Kinder, die in Lempe selbstgemachte derbe Anzüge getragen hatten, jetzt in feine, städtische Gewänder kleidete, so pries er seinen klugen Gedanken und den Zufall, der ihm zu Hilfe gekommen war.

Die Kinder zeigten über den Wechsel der Verhältnisse natürlich große Freude. Mit Jubel ließen sie sich das Wohlleben gefallen und mochten um keinen Preis mehr nach ihrem Heimatdörfchen zurück.

Frau Luise jedoch war von der Änderung weniger beglückt, als ihr Mann erwartet hatte. Sie war eine stille, bescheidene Seele, stammte aus den einfachsten Kreisen und konnte sich deshalb in der Stadt nicht ganz zurecht finden. Der Aufwand, der sie plötzlich umgab, überwältigte sie fast und kam ihr oftmals geradezu unheimlich vor. Wäre sie nicht eine so harmlose und vertrauende Seele gewesen, so hätte sie sich vielleicht über manches Gedanken gemacht und besonders den gar zu schnellen Wechsel von Armut zur Wohlhabenheit nicht so arglos hingenommen. Weil sie selber aber eine so ehrliche, aufrichtige Natur war, glaubte sie es auch ihrem

Manne ohne Zögern, wenn er ihr erzählte, wie er an diesem oder jenem Handel oder Baue Hunderte von Thalern verdient habe. Um ihrer Kinder willen freute sie sich dann von Herzen über das wachsende Vermögen. Hätte sie freilich die wahre Ursache davon ahnen können, so wäre sie tausendmal lieber betteln gegangen, ehe sie auch nur einen Pfennig des unrechten Gutes angenommen hätte. Ihre Vorgängerin im Hause, die Witwe des Bürgermeisters Lorenz, that ihr von ganzem Herzen leid, und ums Leben gern wollte sie dieselbe unterstützen. Da sie zartfühlend genug war, ihr kein Almosen anzubieten, so befahl' sie wenigstens ihren Dienstboten, alle Waren bei Frau Agnes zu kaufen. So oft sie konnte, lud sie auch die Witwe und ihre Kinder in den ehemaligen väterlichen Garten ein, damit sie sich an dem von ihres Vaters Hand gepflanzten Obst eine Güte thäten.

Um der Kinder willen folgte Agnes der gutgemeinten Einladung, wenn es ihr auch immer wieder von neuem schmerzlich war, das geliebte Erbe in fremden Händen zu sehen. Die gute Frau Luise aber suchte ihren Gästen dann alle Liebe anzuthun, und es fiel ihr auch nicht auf, daß ihr Mann diesem Besuche jedesmal aus dem Wege ging. Gerade wenn Frau Agnes kam, hatte er immer unaufschiebbare auswärtige Geschäfte vor. Der letzte Rest seines Gewissens sträubte sich dagegen, die Vertriebenen so arglos an der Stätte weilen zu sehen, die ihnen von Gott und Rechts wegen gehörte, und um die sie seine Schurkerei betrogen hatte.

Seiner Frau das Einladen direkt zu verbieten, wagte er nicht. Es hätte doch gar zu sonderbar ausgesehen, wenn er, der sich damals als den uneigennützigen Freund der Verlassenen aufspielte, ihnen nun mit einem Mal den Aufenthalt in ihrem ehemaligen Besitztum mißgönnt hätte.

* * *

Vier Jahre waren seit dem Tode des Bürgermeisters vergangen.

Frau Agnes lebte mit den Ihren und Frau Heiber ruhig und zufrieden von dem Ertrage des Geschäfts. Alle Tage dankte sie Gott für das friedliche neue Heim und das fröhliche Heranwachsen ihrer Lieblinge.

Georg und Hans besuchten bereits das Gymnasium ihrer Vaterstadt, und auch Mariechen ging seit einem Jahre zur Schule. Der Absatz im Geschäft ließ nichts zu wünschen übrig, und wenn auch Frau Lorenz nicht so sparen konnte wie einstmals Frau Heiber, da ja jetzt sechs Personen statt einer davon leben wollten, so durfte sie doch auch ohne allzu große Sorgen in die Zukunft blicken.

Mit Nansens und Kolbes verband sie noch dasselbe Freundschaftsband wie einst, und die treuen Menschen hätten es für ein Unrecht angesehen, irgend wo anders zu kaufen als bei Frau Agnes.

Knörke war es unterdessen auch nicht schlecht gegangen. Im Gegenteil. Das unrechte Gut hatte Wucherzinsen getragen, und der ehemalige

Dorfhandwerker war jetzt ein hochangesehener Mann. Alles gedieh ihm unter den Händen, und in der Stadt nahm er bereits Sitz und Stimme im Rate ein. Seine beiden Söhne waren kluge, begabte Jungen, die auf der Schule spielend vorwärts kamen und zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Kurz, es ging ihm alles aufs schönste nach Wunsch und Willen, und niemals kam ihm der Gedanke, daß es anders werden könnte, oder daß seine Schuld gar bestraft werden dürfte. Seit er so schmählich Freundschaft und Treue gebrochen hatte, fragte er auch nach Gott und seinem Worte nichts mehr. Äußerlich und um der Leute willen ging er wohl noch zur Kirche und zum Sakrament; aber gerade der unwürdige Genuß des heiligen Mahles, die ungesühnte Schuld, mit der er zum Tisch des HErrn trat, diente nur dazu, ihm Herz und Gewissen vollends zu verstocken. Denn: „Welcher unwürdig isset und trinket, der isset und trinket sich selber das Gericht!“ Der Unselige dachte gar nicht daran, daß ihn die unverdiente Güte Gottes, mit der er in den letzten Jahren überschüttet worden war, zur Buße leiten sollte. In Trotz und Hochmut lebte er dahin, bis ihn der gerechte Gott endlich mit dem Stabe Wehe traf und ihm im heiligen Zorn zurief: „Tritt herzu, laß uns Abrechnung miteinander halten!“

* * *

Es war an einem herrlichen Sommertage. Knörke saß bei seinen geliebten Rechnungsbüchern und überschlug eben, wie hoch sich sein Vermögen bereits beliefe. Schmunzelnd rieb er sich am Schluß die Hände. „Ja, ja, meine Kinder haben es besser als ich. Die werden dereinst von Anfang an im Vollen sitzen.“

In diesem Augenblicke wurde hastig die Thür aufgerissen, und der Hausknecht stürzte herein.

„Herr Knörke,“ stammelte er fassungslos und mit leichenblassem Gesicht, „Herr Knörke, kommen Sie schnell, es ist ein Unglück geschehen.“

Der Maurermeister sprang entsetzt in die Höhe. Aber noch ahnte er nicht im entferntesten die Schwere des Schlages, der ihn daniederschmettern sollte.

„Was ist es?“ rief er hastig und folgte eilends dem Knechte. „Die Jungen,“ murmelte dieser mit erstickter Stimme. „Unsere Jungen — —“ Er konnte nicht weiter, sondern wies nur in den Hausflur hinab, wo sich eben eine erschütternde Scene abspielte.

An den am Boden liegenden und anscheinend leblosen Gestalten ihrer Söhne kniete Frau Luise und rang in sprachlosem Jammer die Hände. Um sie herum aber standen Nachbarn und Dienstboten und weinten laut.

Mit einem Satze war Knörke die letzten Stufen der Treppe hinabge-

sprungen. „Was geht hier vor? Was soll das bedeuten?“ schrie er mit heiserer Stimme.

Die arme Mutter hörte gar nicht auf seine Rufe, während ihn die andern mit mitleidigem Entsetzen anstarrten. Da erhob sich vom Boden ein Mann, der an einem der Körper beschäftigt gewesen war, trat auf den Vater zu und sagte tief bewegt: „Gottes Hand ruht schwer auf Ihnen, lieber Meister. Ihre beiden Söhne sind beim Baden ertrunken, und alle Versuche der Wiederbelebung sind vergeblich.“

Knörke stieß einen Schrei aus wie ein wildes Tier. „Tot! tot! Nein, nein, ich glaube es nicht! Es kann nicht sein!“ —

Der andere — es war der Hausarzt — sah ihn mit trauervollen Blicken an: „Wollte Gott, Sie hätten recht! Ich habe gethan, was in meinen Kräften stand, die lieben Jungen wieder ins Leben zurückzurufen. Es ist vergeblich. Gegen des HErrn Willen kann der Mensch nichts ausrichten!“

Wie ein Wahnsinniger starrte der Vater den Sprecher an. Nun mußte er dem erfahrenen Manne wohl glauben. „Tot! Tot!“ schrie er abermals und brach an der Leiche seines Ältesten zusammen. Mit wahrhaft herzzerreißender Zärtlichkeit streichelte er die kalten Wangen der noch vor wenigen Stunden so lebensfrischen Knaben. „Wach auf, Friedrich, wach auf!“

Aber die geschlossenen, schon bläulich umrandeten Lider hoben sich nicht mehr. Des Meisters Stolz und Hoffnung, seine Söhne, hatte Gott mit einem Schlage von seiner Seite gerissen.

Sünder, Sünder, merkst du das Arbeiten seiner suchenden und lockenden Gnade?

Nein, Knörke merkte nichts und wollte auch nichts merken.

Als ihm der große Schmerz wie ein Schwert durch die Seele ging, und das Gewissen erwachen wollte: „Siehe, das ist Gottes Finger!“ da kam auf der Stelle der alte Trotz: „Unsinn, Gott hätte viel zu thun, wollte er sich um alle Menschenhändel kümmern und jede Schuld persönlich rächen. Es war ein böser, unglücklicher Zufall, daß der Kleinere in das tiefe Nixenloch geriet, und der andere beim Versuch ihn zu retten auch ertrank. Aber Gott hat damit nichts zu thun.“

So blieb denn alles beim alten, und der Maurermeister bereute sein Unrecht ebensowenig wie vorher, noch dachte er im entferntesten daran, die Sünde wieder gut zu machen. Des gerechten Gottes Bußschläge hatten anscheinend ihren Zweck verfehlt. Aber der Dichter singt nicht umsonst:

Gott schlägt uns, daß wir's fühlen sollen.
Die Trübsal ist ein Schlag ans Herz;
Und wenn wir noch nicht kommen wollen,

So folgt ein neuer Schlag und Schmerz.
Gott schlägt so lange, bis man's hört,
Bis sich das Herz zu ihm bekehrt.

* * *

Ein Jahr etwa war vergangen, seitdem die verunglückten Brüder unter größter Teilnahme der gesamten Einwohnerschaft von H. zu Grabe getragen worden waren. Da nahmen noch größere und höhere Dinge die Teilnahme von alt und jung in Anspruch. War doch nun die Stunde gekommen, um die der wackere Lorenz unter Gebet und Opfern gerungen hatte.

Das Volk stand auf, der Sturm brach los. Des Königs Aufruf: „An mein Volk!" erschien, und eine Begeisterung ohnegleichen bemächtigte sich der so lange Geknechteten. Jubelnd sang ein Schenkendorf:

„Vaterland, in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum!
Was die hohen Väter waren,
Heißet nimmermehr ein Traum!" —

Und dann in einem andern Liede:

„Die Feuer sind entglommen
Auf Bergen nah und fern.
Ha, Windsbraut, sei willkommen,
Willkommen, Sturm des HErrn!

O, zeuch durch unsre Felder
Und reinige das Land,
Durch unsre Tannenwälder,
Du Sturm, von Gott gesandt!"

„Ach, daß mein Georg diese herrliche Zeit nicht mehr erlebt hat!" rief Frau Agnes schmerzlich bewegt. „Wie gern wollte ich ihn jetzt hinaus ziehen sehen unter seines Königs Fahnen. Jahrelang hat er für das Vaterland gearbeitet und gelitten; und nun, da die Stunde gekommen ist, auf die er unter Schmach und Bedrückung fest und unverbrüchlich harrte, nun schläft er da draußen den letzten Schlaf und hört nicht mehr die Siegesfanfaren und das Dankgeläute. Wie unbegreiflich und unerforschlich sind doch Gottes Wege!"

„Aber er führt zuletzt dennoch alles herrlich hinaus!" sagte Mutter Heiber tröstend.

„Daran zweifle ich keinen Augenblick und beuge mich demütig unter seine gewaltige Hand. Aber der Mensch kann es nun einmal nicht lassen, sich darüber Gedanken zu machen. So kommt es mir gar nicht aus dem Sinne, warum der HErr unsern Freund Knörle so schwer heimgesucht hat.

Frau Luise ist eine so herzlich gläubige Christin, und ihr Mann hat uns damals aus der Not geholfen."

Frau Rosalie nickte leise, und eine Weile herrschte ernstes Schweigen. Da öffnete sich mit einem Mal die Ladenthür, und eine Kundin trat hastig herein.

„Haben Sie es schon gehört? Ein neues Unglück bei Knörkes! Vor einer Stunde ist sein kleines Mädchen von einem umstürzenden Lastwagen erschlagen worden! Die arme Mutter ist fast von Sinnen, und der Maurermeister geht umher wie gestört."

„Großer Gott, das ist ja furchtbar!" schrieen die beiden Zuhörerinnen wie aus einem Munde. „Die arme, arme Luise, die Knaben sind ja erst kaum ein Jahr tot. Wahrlich, Gottes Rat ist wunderbar!"

Frau Lorenz weinte leise.

„Ich kann es nicht fassen! Die bedauernswerten Eltern! Liebe Mutter Heiber, wollen Sie nicht so gut sein und ein bißchen auf den Laden aufpassen? Ich möchte gern zu der armen Mutter gehen und ihr in ihrem Leide ein wenig beistehen. Sie war immer so freundlich zu mir, und ich weiß aus eigner Erfahrung, wie wohl es thut, wenn sich jemand unser in solchem Elend annimmt!"

„Natürlich, natürlich, Kindchen, gehen Sie nur rasch," rief die Greisin bereitwillig und drängte Frau Agnes aus dem Laden. Eine Viertelstunde später stand diese bis ins Innerste erschüttert neben der verzweifelten Mutter. Sie fand keine Worte für solchen Jammer, aber sie weinte mit der Unglücklichen und streichelte ihr liebevoll Wangen und Hände. Nachher kleidete sie mit Hilfe einer Magd das Töchterchen zum letzten Schlummer an und bestreute das Bett, auf dem es lag, mit Rosen und Myrtenzweigen. Die kleine Leiche bot jetzt einen ergreifend lieblichen Anblick. Das Kind war äußerlich nur wenig entstellt, und über die tiefe Kopfwunde hatte man die dicken, blonden Locken geordnet.

Von der Freundin Arm umschlungen wankte nun die arme Mutter an das Lager ihres Lieblings. „Mein Kind, mein heißgeliebtes Kind," wimmerte sie leise. „O, HErr, warum hast du mir das gethan! Diesen Schlag überlebe ich nicht." —

Knörke war nicht zugegen. Er hatte sich gleich, nachdem der Arzt den Tod des Kindes bestätigt hatte, in seinem Zimmer eingeschlossen und ließ keinen Menschen zu sich. Der Unselige befand sich in einer ganz unbeschreiblichen Gemütsverfassung. Verzweiflung und rasender Zorn gegen Gott kämpften mit dem plötzlich wieder erwachten Gewissen. „Das ist des Allmächtigen Strafe!" schrie die innere Stimme; „unrecht Gut kommt nicht an den dritten Erben!" —

Ach, daß der Verblendete doch endlich gehört hätte! Aber ebenso wie

das erste Mal gelang es ihm schließlich, den unbequemen göttlichen Mahner zum Schweigen zu bringen; und es wurde mit seiner Verstocktheit womöglich noch schlimmer als vorher. Kamen Bekannte zu ihm, um ihr Beileid zu zeigen, so sprach er in geradezu entsetzlicher Weise über Gottes Härte und Grausamkeit, so daß ihm selbst seine arme geknickte Frau ernste Vorwürfe machte. Es nützte natürlich nichts. Er war jetzt wie von Stein und ohne alles Gefühl.

Wohl freute er sich über alle Maßen, als ihm ein halbes Jahr nach des Mädchens Tode ein kräftiger Knabe geboren wurde. Aber diese Güte des HErrn brachte ihn nicht zur Erkenntnis. „Nun habe ich doch wieder einen Erben und weiß, für wen ich arbeite," frohlockte er, und ordnete dann ein großes Tauffest an. Doch ehe es noch dazu kam, starb plötzlich Frau Luise, und aus dem geplanten Freudenfest wurde ein Trauertag.

Mit finsterem, verbittertem Antlitz schritt der Witwer hinter dem Sarge her, und die aufrichtige Teilnahme der Freunde und Nachbarn entlockte ihm aufs neue gehässige, sündhafte Reden gegen Gott. Der Schmerz um die Gattin legte sich dann mit der Zeit, und die Freude über den ihm gebliebenen Sohn gewann die Oberhand.

Der kleine Ludwig, wie er der Mutter zuliebe hieß, wurde des Vaters Abgott. Mit mehr denn mütterlicher Besorgnis und Zärtlichkeit wachte Knörke über dem Knaben. Persönlich beaufsichtigte er die Wärterin und ließ sich keine Mühe verdrießen, wenn es das Wohl seines Lieblings galt. Wie freute er sich schon auf die Zeit, wo der Kleine würde zu laufen und zu sprechen anfangen, und mit einer Art freudiger Ungeduld beobachtete er das prächtige Gedeihen des auffallend hübschen Kindes.

„Es ist ein Staatsjunge," sagte er oft voll Stolz zu der Amme, und diese nickte zustimmend. Den sonderbar traurigen Blick, mit dem die treue Person dann jedesmal zur Seite guckte, sah der glückliche Vater nicht.

„Nun muß der Junge doch bald anfangen ‚Papa' zu sagen," bemerkte er lächelnd, als Ludwig an seinem Geburtstage zum erstenmal ohne Hilfe auf ihn zulief.

Die Amme wandte den Kopf ab, und ohne daß sie es hindern konnte, stiegen heiße Thränen in ihre Augen.

„Nicht wahr, jetzt wird er bald anfangen zu sprechen?" wiederholte Knörke fast ungeduldig. — „Du hast ja schon mehr Kinder großgezogen, Dore; Du mußt es ja wissen, wann sie zu pappeln beginnen. Ich muß gestehen, ich habe mich früher, als meine Frau lebte, nicht so recht darum gekümmert." Er lachte und streckte dem Knaben die Arme entgegen. „Ludwig, Ludwig, komm zum Papa."

Aber der Kleine, der dem Vater den Rücken zuwandte und nicht seine auffordernden Bewegungen sah, rührte sich nicht.

Zärtlich wiederholte Knörke den Ruf, und abermals ohne Erfolg. Jetzt konnte die Amme nicht mehr an sich halten und schluchzte laut auf.

Nun wurde der Maurermeister stutzig, war aber immerhin noch weit davon entfernt, den neuen Schlag zu ahnen, der ihn treffen sollte.

„Was soll das heißen, Dore? Was ist mit dem Jungen, warum folgt er nicht?“ rief er unwillig.

„Ach Gott! Ach Gott!“ schluchzte die Gefragte verzweifelt. „Das arme Lamm kann ja nicht folgen, weil es nichts hört!“

„Nichts hört?“ wiederholte der Vater ziemlich verständnislos. Mit einem Mal ging ihm ein fürchterliches Licht auf.

„Dore, Dore, Du meinst doch nicht etwa, Ludwig sei taub?“ schrie er entsetzt, und die Augen quollen ihm fast aus den Höhlen.

Die Amme nickte traurig. „Ich habe es zuerst auch nicht glauben wollen, Herr. Aber nun weiß ich es genau. Schon seit längerer Zeit fiel mir auf, daß unser Junge anders war als andere Kinder. Niemals wandte er den Kopf, wenn ihn eins von hinten ansprach, und die Thüren konnten noch so sehr geworfen werden, er zuckte mit keiner Wimper. Längst schon habe ich ihm ‚Papa‘, ‚Papa‘ vorgesprochen, aber alle meine Mühe war umsonst.“

Knörke war auf einen Stuhl gesunken und ächzte wie ein tödlich getroffenes Wild.

„Mein Ein und Alles taub, taubstumm! Nein, nein, es kann, es darf nicht sein, wenn ich nicht ganz und gar an Gott und seiner Gerechtigkeit verzweifeln soll!“ Mit gerungenen Händen schrie er es gen Himmel. Im selben Augenblick aber taumelte er wie von einem Schlage getroffen zurück.

Was hatte er gethan? Gottes Gerechtigkeit wollte er anrufen? Hier, hier war ja schon Gottes Gerechtigkeit.

Weil er selber einst auf alle Mahnungen des Gewissens taub und stumm blieb, weil er die Witwe und die Waisen seines Wohlthäters um ihr Erbe betrog, weil er nicht hörte auf ihre Klagen und nicht sprach, um ihnen zu helfen, darum hatte nun der gerechte Gott seinem Lieblinge die Ohren und Lippen verschlossen.

Der unselige Mann schlug die Hände vor das Gesicht und stöhnte laut. In diesem Augenblick verwünschte er zum ersten Male den Tag, da ihm der verbrecherische Gedanke in seinem Herzen aufgestiegen war. Sein Leben hätte er darum gegeben, wenn er die Sünde hätte ungeschehen und seinen Liebling dadurch gesund machen können.

„Gott, Gott, du bist furchtbar in deiner Gerechtigkeit, und schrecklich ist es, in deine Hände zu fallen! Ich will alles bekennen und zurückerstatten,“ dachte er hastig. Aber der gute Gedanke wurde leider nicht zur

That. Ebenso schnell, wie er gekommen war, drängten ihn Verstand und Herzenshärtigkeit wieder zurück.

„Warum nicht gar! Willst du dich vor den Leuten blamieren? Du, der angesehene, reiche Mann, willst selber sagen, daß du eigentlich ein betrügerischer Lump und Bettler bist? — Nein, nein, das geht nicht; die Schande ertrügest du nicht. Es muß alles bleiben, wie es jetzt ist. An dem Unglück mit meinem Jungen läßt sich doch nichts ändern, und nun werde ich wohl fernerhin von derartigem Kreuz verschont sein. Ich wüßte wenigstens nicht, was mich weiter treffen sollte, da ich ja das Härteste bereits erduldete. Ich kann ja, um Gott zu versöhnen, reiche Gaben an wohlthätige Anstalten spenden; aber sonst muß alles beim alten bleiben."

Glaubte er wirklich, den Zorn des Allmächtigen durch solches Thun zu beschwichtigen? Dachte er im Ernst, daß dem HErrn keine weiteren Mittel und Wege zu Gebote stünden, ein verstocktes und verblendetes Herz endlich doch zu treffen?

Ach, Gottes Zornesschale über den Unbußfertigen war noch nicht erschöpft!

„Gott schlägt so lange, bis man's hört,
Bis sich das Herz zu ihm bekehrt!"

In der Stadt rief das Bekanntwerden des neuesten Unglückes, das Knörke betroffen hatte, allgemeine Teilnahme hervor. Tagtäglich kamen in der ersten Zeit mitleidige und neugierige Freunde, um den armen Vater zu trösten und das bedauernswerte Kind zu sehen. Der Maurermeister machte sich wenig genug aus diesen Besuchen. Bemitleidet wollte er nicht werden, und die verschiedenen gutgemeinten Redensarten kamen ihm wie ebensoviele Vorwürfe vor. „Du, du ganz allein bist ja schuld an dem Unglück deines letzten Sohnes und an dem Verluste deiner andern Kinder!"

Man sah, das mit Gewalt zum Schweigen gebrachte Gewissen ließ sich doch nicht gänzlich betäuben. Immer gerade, wenn der Schuldige dessen am wenigsten gewärtig war, kam der unbequeme Mahner und warf in das stehende Gewässer der absichtlichen Verstockung und Gleichgültigkeit einen Stein, der es bis in den Grund aufwühlte und unruhig machte. Diese fortwährenden seelischen Kämpfe jedoch waren Knörke höchst widerwärtig, und um ihnen ein Ende zu machen, stürzte er sich im vollsten Sinne des Wortes in die Zerstreuungen der Welt. Zum mißbilligenden Erstaunen der Freunde und Bekannten begann er ein Leben in Saus und Braus; und es gelang ihm auch wirklich, alle lästigen Erinnerungen und Anklagen zu beseitigen. Bei lockeren Brüdern, Wein und Karten vergaß er, was hinter ihm lag, und redete sich ein, nun das Rechte getroffen zu haben. Selbst seinem unglücklichen Kinde, das er sonst nicht aus dem Auge gelassen hatte, ging er nun scheu aus dem Wege. Der Anblick des

taubstummen Knaben gab ihm jedesmal einen Stich ins Herz; und er wollte sich doch um keinen Preis rühren und weich machen lassen. Trotzdem liebte er den armen Jungen zärtlich, wenn auch auf ganz verkehrte Weise. Die Wärterin bekam den strengen Befehl, Ludwig jeden Wunsch zu erfüllen; und da war es natürlich kein Wunder, wenn aus dem körperlich sehr kräftig heranwachsenden Knaben bald der Tyrann des ganzen Hauses wurde. Die Dienstleute, die das hübsche, unglückliche Kind zuerst sehr lieb hatten, haßten bald den boshaften, kleinen Kobold, der bei der geringsten Gelegenheit mit Händen und Füßen um sich schlug und dazu Töne ausstieß wie ein wildes Tier.

„Es ist nicht mehr mit ihm auszukommen,“ seufzte die Amme, die ihn bei einem Einkaufe mit in den Laden unserer Freundin brachte. In herzinniger Teilnahme blickte Frau Lorenz auf den unglücklichen Jungen. „Armes, armes Kind, wie sehr fehlt Dir die Mutter!“ Mitleidig-liebreich strich sie dem Knaben über den Lockenkopf. Der Taubstumme starrte die freundliche Frau erst verwundert an. Dann ergriff er plötzlich die liebkosende Hand und hielt sie fest. Als die Wärterin sich anschickte zu gehen, sträubte er sich ihr zu folgen und gab deutlich zu verstehen, daß er noch dableiben wolle. „Was fange ich mit dem Unband nun an?“ rief Dore zornig. „Nehme ich ihn mit Gewalt fort, so schreit und brüllt er mir die Straßen entlang.“

„Ei, so lassen Sie ihn noch ein Stündchen hier,“ entgegnete Frau Agnes freundlich. „Mein Mariechen kann im Garten mit ihm spielen, und gegen Abend bringen wir ihn dann nach Hause.“

„Nein aber, wie gut Sie sind, Frau Bürgermeisterin,“ sagte die Amme erleichtert. „Nun kann ich doch in Ruhe meine Geschäfte besorgen. Ach, Sie glauben gar nicht, was der Junge für ein Kreuz ist!“

„Das arme, arme Kind,“ flüsterte Frau Lorenz abermals und führte ihren kleinen Gast, der ihr willig folgte, in den Garten, wo die drei Geschwister eifrig an einem Beete gruben.

„Da, Mariechen, da bringe ich Dir den kleinen, taubstummen Knörke, spiele ein wenig mit ihm und sei recht lieb zu dem armen Ludwig.“

Die nun elfjährige Marie sprang eifrig in die Höhe und streckte dem sie anstarrenden Knaben die Hand entgegen.

„O Mutterchen, der arme Junge, wer möchte zu dem wohl böse sein? Komm, komm, Ludwig, ich werde Dir meine Hühner und Enten zeigen, und nachher spielen wir wunderschön zusammen.“

Das unglückliche Kind konnte die freundlichen Worte natürlich nicht hören, aber es mußte wohl fühlen, daß man es gut mit ihm meinte. Es ergriff die ihm dargereichte Hand des lieblichen Mädchens und ließ sich ruhig von ihm führen. Dore hätte heute nachmittag ihr blaues Wunder



In Todesangst.

gesehen: der unbändige, störrische Ludwig folgte seinen gütigen Wirten wie ein Lamm und schien dabei so glücklich und zufrieden zu sein wie noch nie zuvor. — Nur als man ihn nach Hause bringen wollte, sträubte er sich abermals heftig, und erst als Frau Agnes ihm klar zu machen suchte, daß er morgen wiederkommen dürfe, gab er seinen Widerstand auf.

Am nächsten Morgen, es war noch nicht neun Uhr, ging die Ladenthür, und herein trat, höchst erhitzt und verlegen, die Haushälterin Knörkes, an der Hand Ludwig, dessen Gesicht noch reichliche Spuren erst kürzlich vergossener Thränen aufwies. „Ach, werteste Frau Bürgermeisterin, nehmen Sie es nur ja nicht übel, daß ich so zeitig störe," begann die Frau stockend. „Ich wußte aber keinen Rat mehr. Ludwig verlangte zu Ihnen und gebärdete sich wie ein Unsinniger, als ich nicht gleich einwilligte. Herr Knörke ist nicht zu Hause, und sonst hat keiner Macht über den Bengel. Thun Sie mir doch die einzige Liebe und lassen Sie den Unband ein Stündchen hier bleiben. Ich will Ihnen dafür von Herzen gern eine von unsern Mägden zur Aushilfe im Haushalt schicken."

„Ei nein, lassen Sie nur, ich behalte Ludwig auch so hier," entgegnete Frau Agnes lächelnd. „Ich bin überzeugt, er wird mir nicht allzuviel Mühe machen. Nicht wahr, Du Ärmster, wir verstehen uns ganz gut?" Sie ..hm den unglücklichen Knaben liebkosend in ihre Arme, und mit einem unartikulierten Schrei schlang dieser seine Arme um den Hals der neuen Freundin. Beruhigt und herzlich dankend ging die Haushälterin.

Von da an war der Taubstumme tagtäglich bei unserer Freundin, und niemals fand diese Veranlassung, ihre Barmherzigkeit zu bereuen. In der von wahrer Liebe und aufrichtiger Gottseligkeit erfüllten Luft des Witwenhäuschens wurde aus dem unausstehlichen Quälgeist allgemach ein folgsames, liebenswürdiges Kind.

Knörke war zwar dieser neue Verkehr seines Sohnes im Anfang höchst unlieb. Wohlthaten von denen anzunehmen, die er so schmählich betrogen hatte, war selbst für sein verhärtetes Gewissen zu viel gewesen.

Um die Sache zu bemänteln, gab er sich den Schein, als ob er nicht dulden könnte, daß sein unglückliches Kind Fremden zur Last fiele. „Ludwig bleibt von jetzt ab zu Hause, und damit basta," schloß er unwirsch eine darauf bezügliche Rede.

Aber er hatte die Rechnung ohne Ludwig und die Früchte seiner verkehrten Erziehung gemacht.

Als dem Knaben klar wurde, daß er hinfort nicht mehr zu den Freunden gehen dürfe, geriet er in eine förmliche Raserei und verfiel zuletzt in Krämpfe. Das Ende vom Liede war, daß Knörke selber den Sohn wieder zu Frau Agnes brachte und sie höchst verlegen bat, sich seiner anzunehmen.

„Aber umsonst thue ich es nicht," schloß er stockend, „der Bengel hält

Sie doch von der Arbeit ab, und wenn er hier noch so zahm und folgsam ist. Ich zahle Ihnen eine angemessene Pension, damit Sie ihn zugleich beköstigen können, denn zu Hause ist doch nichts mit ihm anzufangen."

Frau Lorenz sträubte sich zuerst heftig dagegen, für ihre Barmherzigkeit Geld anzunehmen; aber die verständige Mutter Heiber gab den Ausschlag.

„Unsinn, Kind, der Junge hat einen gesegneten Appetit, und Sie kriegen die Lebensmittel auch nicht geschenkt. Außerdem ist Knörke ein wohlhabender, wenn nicht reicher Mann, und Sie können das Geld für Ihre Kinder ganz gut brauchen. Denken Sie doch daran, daß Georg und Hans durchaus einmal studieren wollen, und danken Sie Gott, daß er Ihnen diese Zulage schickt."

„Sie haben recht, Mutter Heiber. Ich will nicht hochmütig sein," sagte Frau Agnes fast beschämt, und damit war die Sache in Ordnung. Ludwig Knörke kam von nun an tagtäglich und blieb vom frühen Morgen bis zum späten Abend bei den Freunden. Frau Lorenz gewann den unglücklichen Knaben dabei immer lieber, und dieser entfaltete unter ihrer verständigen Erziehung die besten Geistes- und Gemütsanlagen.

Nachdem Knörke sich so weit überwunden hatte, den Sohn persönlich in das Witwenhäuschen zu bringen, ließ er sich dort nicht mehr sehen. Seinen Jungen an der Seite der von ihm Übervorteilten zu erblicken, ging über seine Kräfte. Leider jedoch hatte dies unangenehme Gefühl nicht die geringste Ähnlichkeit mit einem Erkennen oder gar Bereuen seiner Sünde. Die Sache war ja nun verjährt und abgethan. Die paar hundert Thaler, die er damals wirklich einem wohlthätigen Stift übergeben hatte, schienen ihm eine hinreichende Sühne zu sein. Außerdem hatte das lustige Leben, welches er jetzt führte, die noch vorhandenen geringen Regungen des Gewissens vollends in ihm erstickt. Nachdem die Zeit den Schmerz um den Verlust der Seinen allgemach gelindert hatte, gefiel es ihm wieder ganz gut auf der Welt. Er trug sich sogar ernstlich mit Heiratsgedanken, und im Grunde konnte ihm dies ja auch niemand verübeln. Doch noch ehe dieser Plan zur Ausführung kam, machte ihm Gott einen Strich durch die Rechnung.

Als er eines Nachmittags im Gasthause bei Wein und Karten saß, rührte ihn, den kaum fünfundvierzigjährigen Mann, der Schlag, und wochenlang lag er todkrank und besinnungslos danieder.

Langsam, langsam ging es endlich zur Besserung. Als er aber das erste Mal wieder außerhalb des Bettes auf einem Lehnstuhl saß, da rang er in größter Verzweiflung die Hände und stöhnte laut. Seine Füße waren bis oben hinauf gänzlich gelähmt und zu jeder selbständigen Bewegung unfähig. Eben hatte ihm der Arzt erklärt, daß er sie nie wieder würde gebrauchen können.

„Ein Krüppel, ein elender Krüppel!" wimmerte der Unglückliche und versank dann in dumpfes Brüten.

„Der Ärmste, es wäre ihm gewiß lieber gewesen, wenn er hätte sterben können," äußerte draußen der Doktor zu der Haushälterin, und diese nickte traurig. Sie ahnten beide nicht, daß sie sich ganz gewaltig irrten. Trotz seines jammervollen Zustandes wollte Knörke noch lange nicht sterben. Ja, schon der bloße Gedanke an den Tod erregte ihm entsetzliches Grauen. Er hatte sich eine Zeitlang einreden wollen, daß der alte Bibelglaube von Auferstehung und Gericht nur ein Ammenmärchen sei, aber jetzt fühlte er nur allzu deutlich, daß mit dem letzten Atemzuge noch lange nicht alles vorbei wäre. Das längst vergessene Wort: „Schrecklich ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!" stand plötzlich mit Flammenschrift vor seiner Seele. Nein, nein, nur nicht sterben! Nur nicht sterben! —

Auch das Gewissen meldete sich jetzt wieder und verlangte Sühne für die begangene Schuld. Aber das Herz des Unglücklichen war trotz aller Schläge noch nicht weich genug geworden; und die Furcht vor der unausbleiblichen Veröffentlichung und Schande ließ nur einen kurzen Augenblick den Gedanken an ein Bekennen und Gutmachen des Verbrechens aufkommen.

Als der Geistliche den Bedauernswerten besuchte, merkte er bald, daß noch irgend eine geistige Last auf dem Geschlagenen ruhte. Aber mit ängstlicher Hast wies Knörke alle darauf bezüglichen Reden zurück.

„Sie irren sich. Was sollte mir sonst noch fehlen? Ist mein körperliches Leiden nicht groß genug, um mich zur Verzweiflung bringen zu können?"

Aber der erfahrene Seelsorger ließ sich nicht täuschen. Kopfschüttelnd ging er davon, und wunderbare Gedanken begannen in seinem Herzen aufzusteigen. Woher stammte des Maurermeisters fast plötzlicher Reichtum? Die verflossenen Kriegs- und Notjahre waren doch wahrhaftig nicht dazu angethan, Schätze zu erwerben. Sollte vielleicht hier die Lösung für das rätselhafte Verschwinden des Lorenzschen Vermögens zu finden sein?

Der Pastor erschrak fast über den ungeheuerlichen Verdacht, aber soviel er sich auch mühte, er vermochte nicht mehr, ihn los zu werden. Die äußere Rechtschaffenheit Knörkes blendete ihn nicht. Er hatte in jahrelanger Amtsthätigkeit die Schwachheit des menschlichen Herzens kennen gelernt und wußte, daß auch der Rechtschaffenste in der Stunde der Not und Versuchung fallen kann, wenn Gott selber ihn nicht hält. —

Bei seinem zweiten Besuche wurde die Vermutung fast zur Bestätigung, denn der Kranke erschrak über ein paar harmlos hingeworfene Worte von Wiedervergeltung und dem Lohn der Treue so auffällig, daß es selbst einen Unbefangenen hätte befremden müssen. Als der Pastor den Gelähm-

ten daraufhin forschend ansah, schlug dieser hastig und verlegen die Augen zu Boden.

„Was wollen Sie von mir? Warum starren Sie mich so an?“ Der Geistliche nahm sanft die unruhig zuckende Hand des Armen in die seinen.

„Mein lieber Knörke, ich bin ein alter Mann und habe schon an unzähligen Kranken- und Sterbebetten gestanden. Ich merke deutlich, daß Ihnen etwas schwer auf der Seele liegt, und bitte Sie herzlich, machen Sie sich die Last durch ein offenes Aussprechen leichter.“

Mit unsagbarem Entsetzen hob Knörke den Kopf, und die Augen traten ihm fast aus den Höhlen, als er keuchend begann: „Was! — was wollen Sie? Was wissen Sie?“ —

„Ich weiß gar nichts,“ entgegnete der Geistliche milde. „Ich dachte ja nur, es müßte Ihnen eine Wohlthat sein, wenn Sie einmal alle irdischen Sorgen von Ihrer Seele wälzen könnten.“

„Ich habe aber nichts zu sagen! Ich habe rein gar nichts zu sagen,“ stieß der Unselige hervor. „Ich weiß von nichts. — So lassen Sie mich doch in Ruhe und quälen Sie mich nicht länger. — Wenn ich Verlangen nach Ihnen trage, werde ich Sie schon rufen lassen.“

„Ich gehe schon,“ sagte der treue Seelsorger traurig. „Gott helfe Ihnen und schenke Ihnen seinen Frieden.“

Aufatmend und doch beunruhigt sah der Maurermeister die Thür hinter dem Pastor schließen. „Was wollte der Pfaffe mit seinen anzüglichen Reden? Kann er denn etwas wissen? — Nein, nein, das ist unmöglich. Er schlug bloß auf den Strauch, um zu sehen, ob nicht ein Vogel darin sitzt; aber ich bin nicht so dumm. Und die albernen Gedanken will ich auch schon wieder los werden. Kopf und Hände sind ja noch leidlich gesund, und sobald es der Doktor erlaubt, lade ich mir lustige Gesellschaft ein. Bei Wein, Karten und munteren Scherzen vergißt man am ehesten, was einem unangenehm ist.“

Gesagt, gethan! — Die lockeren Brüder von einst kamen nur gar zu gern zu dem reichen Freunde, der ihnen das Beste, was Küche und Keller bot, auftischte und vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht hinein offene Tafel hielt.

In der Stadt schüttelte man zwar den Kopf über das ausgelassene Leben in dem Hause des Gelähmten, aber das focht diesen wenig an. Seine Absicht war ihm gelungen: das erwachte Gewissen war wieder eingeschlafen, und wenn Pastor Rode in unermüdlicher Treue, trotz der Abweisung, allwöchentlich kam, so wurde er einfach nicht vorgelassen.

„Ich will Ruhe haben,“ rief Knörke unwirsch. „Zum Sterben geht es mit mir noch lange nicht, und im übrigen brauche ich den Pfaffen nicht.“

„So ist es recht; laß Dich nicht einschüchtern von dem Schwarzrock,“

stimmten die Freunde bei. „Solch dumme Gedanken muß man sich vom Leibe halten. Lustig gelebt und selig gestorben, das heißt dem Teufel die Rechnung verdorben.“

So hörte denn das vergnügte Leben in der ehemaligen Bürgermeisterei nicht auf, und Pastor Rode sah mit aufrichtigem Schmerze, daß all seine gut gemeinten Bemühungen vergeblich waren. Er dankte im stillen Gott, daß wenigstens das unglückliche Kind des verstockten und leichtsinnigen Menschen wohl geborgen war. Hätte Ludwig jetzt nicht die neue Heimat im Witwenhäuschen gehabt, so wäre er sicherlich völlig verkommen.

Der Vater fragte kaum noch nach dem Sohne, und es war ihm sehr recht und bequem, daß dieser endlich ganz und gar zu Frau Agnes übersiedelte.

* * *

So vergingen abermals fünf Jahre. In dem körperlichen und geistigen Zustande des Kranken hatte sich wenig geändert. Dagegen beharrte er wahrhaft krampfhaft in seiner Verstocktheit und dem lustigen, sündigen Leben. Pastor Rode hatte seine vergeblichen Besuche und Versuche endlich eingestellt und konnte nun nichts weiter thun, als für den Unseligen beten: „Du wirst ihn schon finden, mein HErr und Gott. Wo mir schwachen Menschen alles verschlossen scheint, da hast du immer noch Mittel und Wege, den Verblendeten selbst in der letzten Stunde zu retten.“ — Und der HErr fand ihn wirklich noch in der elften Stunde, ihn, der mit Absicht sein Herz verstockte und der um des elenden Mammons und um äußerer Schande willen fast seine Seligkeit darangegeben hätte! — „Womit der Mensch sündiget, damit wird er gestraft,“ sagt ein altes, wahres Wort.

Obgleich Knörke schon so hart geschlagen worden war, hatte er dennoch nicht auf Gottes Stimme gehört, sondern trotzig geschwiegen und sich zuletzt sogar verschworen, nichts zu wissen. Nun traf ihn abermals die strafende Rechte des HErrn: seine Zunge wurde ganz plötzlich gelähmt. Als er eines Morgens erwachte, konnte er kein Wort sprechen, und nur stöhnende Laute drangen über die krampfhaft verzogenen Lippen. Die erschrockene Haushälterin stürzte zum Arzt, und dieser kam auch alsbald, aber er zuckte nur bedauernd die Achseln. — „Ich weiß keine Hilfe, mein Freund. Haben Sie Geduld; vielleicht findet sich mit der Zeit die Sprache wieder.“

In fürchterlicher Verzweiflung starrte der Unglückliche den Doktor an. Mit größter Anstrengung versuchte er etliche Worte zu reden, und als er nur unartikulierte Töne hervorzubringen vermochte, verzerrte sich sein Gesicht wie in beginnendem Wahnsinn, und die Augen quollen ihm förmlich aus den Höhlen.

Erschüttert wandte sich der Arzt beiseite. „Ich kann Ihnen nichts nützen, aber ich will Ihnen Pastor Rode schicken, der hat schon manchen

Verzweifelten zu trösten gewußt.“ Aber Knörke schüttelte heftig den Kopf und blickte dabei so angstvoll, daß ihn der andere erstaunt ansah. „Nun, wie Sie wollen, lieber Freund. Ich dachte, gerade der Zuspruch des Geistlichen müßte Ihnen wohlthun.“

* * *

Als der Arzt gegangen war und die letzte Hoffnung mit sich genommen hatte, lag Knörke als die Beute der entsetzlichsten Verzweiflung auf seinem Bette. „Du, du allein bist schuld an deinem ganzen Elend!“ schrie abermals das auf so furchtbare Weise erweckte Gewissen. Jetzt half kein Beschönigen und Vertuschen mehr. Jetzt ließ sich der Ankläger auch mit der größten Gewalt nicht länger zum Schweigen bringen. Von Stunde zu Stunde wuchs die Angst des Herzens, und in namenloser Seelenpein krallten sich die Finger in die Bettdecke. Alle längst vergessen gewähnten Drohungen und Ermahnungen der Heiligen Schrift tauchten plötzlich im Gedächtnis auf und quälten den Unseligen bis zur Verzweiflung.

„Bekenne! Bekenne!“

Wie mit Flammenschrift stand dies eine Wort vor seiner Seele und ließ ihm keine Ruhe mehr. Der zweiunddreißigste Psalm, den er einst als Konfirmand bei seiner Prüfung vor dem Altar hatte aufsagen müssen, wurde mit einem Male in seinem Herzen lebendig, und unaufhörlich und unverständlich klang es in seinem Innern: „Da ich es wollte verschweigen, verschmachteten meine Gebeine durch mein täglich Heulen. Denn deine Hand war Tag und Nacht schwer auf mir, daß mein Saft vertrocknete, wie es im Sommer dürre wird! Der Gottlose hat viele Plage; wer aber auf den HErrn hoffet, den wird die Güte umfangen!“

Ach, er hatte nicht auf den HErrn gehofft; er hatte nicht auf sein Wort gehört! Ihm galt auch die Verheißung nicht! Stöhnend und ächzend lag der Unglückliche auf seinem Lager, und die Nacht, die diesem Tage folgte, deuchte ihm ein Vorschmack der ewigen Verdammnis zu sein. Als endlich, endlich der Morgen hereinbrach, war sein Entschluß gefaßt: lieber bei den Menschen in Schande und Verachtung geraten, als noch länger solche Höllenqualen ausstehen. Aus dem Taschenbuch, das neben ihm lag, riß er ein Blatt heraus und schrieb darauf mit zitternder Hand, daß man ihm Pastor Rode holen solle. Als eine Stunde später der treue Geistliche in die Thür trat, streckte er ihm verlangend die Hände entgegen, und in seinen Augen lag solch heiße Bitte um Frieden, daß sich der Seelsorger ganz erschüttert über ihn beugte und alsbald von dem Sünderheiland und seinem ewigen Erbarmen zu reden begann. Der Kranke nickte lebhaft und hörte eine Weile augenscheinlich getröstet zu. Dann aber faßte er die Rechte des Pastors, winkte ihm, stille zu sein, und zog unter dem Kopf-

kissen ein eng beschriebenes Papier hervor. Ahnungsvoll nahm Rode das Schriftstück in Empfang.

„Soll ich es lesen, lieber Knörke?" Dieser bejahte mit Hand und Augen und deutete auf einen Stuhl zur Seite des Bettes. Der Pastor kam der Aufforderung nach und entfaltete dann das Blatt. Er wußte, jetzt würde er die Bestätigung seiner einstigen Vermutung lesen. Er hatte sich nicht getäuscht. Er hielt ein offenes und ausführliches Bekenntnis des von Knörke an der Familie Lorenz verübten Verbrechens in seinen Händen. Der reuige Sünder hatte nichts beschönigt noch verborgen, sondern die unheilvolle That in ihrer ganzen Verworfenheit geschildert. Auch aus seinem Herzenszustande hatte er kein Hehl gemacht, und in tiefster Erschütterung blickte Rode auf den gebrochenen Missethäter. Er las und verstand auch die angstvolle Frage in den Augen des Stummen. Tröstend legte er ihm die Hand aufs Haupt und sprach feierlich: „So wir aber unsere Sünden bekennen, so ist der HErr treu und gerecht, daß er uns die Sünden vergiebt und reiniget uns von aller Untugend."

Der irre, halb verzweifelte Blick des Kranken milderte sich. Hastig ergriff er die Rechte des Pastors und drückte sie krampfhaft. Dann nahm er ein neues Blatt aus seinem Taschenbuche und schrieb darauf: „Alles Frau Lorenz mitteilen und veröffentlichen; bald, bald." Der Geistliche nickte lebhaft. „Gewiß, mein lieber Knörke. Ich werde sofort alles besorgen und gleich selber zu Frau Lorenz gehen. Ich denke, die brave Frau wird Ihnen von Herzen vergeben. Ach, wie wunderbar sind doch Gottes Wege! Noch gestern klagte sie mir ihr Leid, daß ihre Söhne durchaus studieren wollten, und sie doch nicht wüßte, wo sie die Mittel dazu hernehmen sollte, denn der Ertrag des Ladens reiche nur gerade zum Nötigsten aus. Wie wird die schwergeprüfte Frau die Güte Gottes preisen!"

Über die eingefallenen Wangen des Kranken rollten große Thränen, und ächzend kehrte er das Gesicht zur Wand. Er, der jahrelang nicht die geringste Reue über seine Sünde gefühlt hatte, konnte jetzt den Gedanken nicht ertragen, daß durch ihn eine Witwe und ihre Waisen in Jammer und Not geraten waren. „Gott sei mir Sünder gnädig!" schrie seine Seele.

Ahnungslos saß unterdessen Frau Agnes in ihrem Wohnzimmer und beriet mit Kolbe und Nansen, wie sie es wohl anfangen könnte, um den Herzenswunsch ihrer Söhne zu erfüllen. Die treuen Freunde waren auch ziemlich ratlos, denn da beide keinerlei irdische Schätze besaßen, konnten sie zu ihrem Leidwesen mit der That nicht helfen. „Ja, wenn Mutter Heiber neulich nicht den großen Verlust durch ihren schuftigen Vetter erlitten hätte, dann wären wir jetzt aus aller Not; aber so reicht es der guten Alten ja kaum noch zum täglichen Brot," sagte der Doktor seufzend und blickte betrübt zu Boden.

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet, und Pastor Rode trat mit leuchtenden Augen herein. Die drei Anwesenden sprangen erstaunt in die Höhe. „Nanu, Herr Pastor, wie sehen Sie aus! Ihr ganzes Gesicht strahlt ja, wie eitel Freude!“ Der Geistliche war so erregt, daß er kaum sprechen konnte. „Da, nehmen und lesen Sie!“ sagte er nur und reichte der Witwe ein Papier. Fast ängstlich faßte Frau Agnes das Blatt. Kaum aber hatte sie einen Blick hineingeworfen, da sank sie überwältigt auf einen Stuhl, und heiße Thränen, Freudenthränen, rannen über ihre Wangen.

Erschrocken und ein wenig neugierig standen Kolbe und Nansen daneben. Als sie aber merkten, daß es nicht Trauer, sondern Freude war, die Frau Agnes so bewegte, da stürmten sie mit Fragen auf den Pastor ein, und dieser fand nun auch Worte, ihnen alles ausführlich zu schildern. Wer beschreibt das frohe Staunen der guten Menschen! „Habe ich es nicht immer gesagt, daß unser braver Lorenz ein viel zu guter Hausvater sei, um gleich all sein Vermögen dahinzugeben?“ jubelte der Ratsherr triumphierend.

„Und der scheinheilige Schuft, der Knörke,“ schrie der kleine Doktor empört, „hängen, köpfen müßte man den Kujon!“

„Nicht also, liebster Freund,“ sagte Rode ernst. „Mein ist die Rache, spricht der HErr. Der Allmächtige selber hat die Rechte der Witwe und ihrer Waisen wahrgenommen. Er hat den Schuldigen furchtbar gestraft; und wenn Sie die gebrochene Jammergestalt sehen könnten, würden auch Sie nur Worte des Trostes für den Unglücklichen haben.“

Frau Lorenz nickte schluchzend: „Sie haben recht, Herr Pastor. Ich meinesteils vergebe Knörke von ganzem Herzen. Gott aber sei Lob und Dank, daß er das Verborgene zur rechten Zeit ans Licht gebracht hat. Ach, wie werden sich meine Kinder freuen, daß sie wieder einziehen dürfen in das Erbe ihrer Väter!“

„Ja, Gott sei Dank für alle Güte und Treue!“ rief Nansen inbrünstig; und dann entstand ein freudiges Hin- und Herreden. Mutter Heiber wurde geholt und wußte vor Staunen und Freude gar nicht, was sie sagen sollte. Zuletzt kehrten auch die drei Geschwister aus der Stadt zurück, und nun ging der Jubel erst recht an. „Wir ziehen wieder in die Bürgermeisterei, Mutterchen, bald! bald! o, wie herrlich!“

„Ja, Sie können sofort den Umzug bewerkstelligen, Frau Lorenz,“ sagte Rode ernst. „Knörke will auch nicht eine Stunde länger in dem durch Betrug erworbenen Hause bleiben. Ich habe schon seine Aufnahme im städtischen Krankenhause beantragen müssen, und jetzt, während ich hier sitze, wird er bereits hinübergebracht. Der Unglückliche hat jetzt nur noch den einen Wunsch, daß Sie, verehrte Freundin, ihm womöglich persönlich Ihre Verzeihung bringen.“

„Von Herzen, von ganzem Herzen, Herr Pastor," rief Frau Agnes erschüttert. „Ich komme sofort mit Ihnen. Der Arme soll Ruhe finden."

„Und was wird aus Ludwig?" fragte der Geistliche leise, „sein Vater kann jetzt keine Pension mehr für ihn zahlen."

„O, Herr Pastor, wie mögen Sie so reden!" rief die Witwe vorwurfsvoll. „Ludwig ist mir längst lieb wie ein eigenes Kind, und schon um seiner Mutter willen würde ich ihn nie verstoßen."

„Das segne Ihnen Gott," sagte Rode ernst, „und nun kommen Sie zu dem Kranken. Ich denke, seine Tage sind gezählt, und er selber sehnt sich von ganzer Seele nach Erlösung."

Eine halbe Stunde später stand Frau Agnes an dem Lager des begnadigten Schächers, und mit wahrhaft verklärtem Antlitz empfing der Sterbende ihre Verzeihung. Inbrünstig drückte er die ihm dargebotene Hand, und die gelähmte Zunge mühte sich, wenn auch vergeblich, seinem herzinnigen Dank Ausdruck zu geben. Am andern Tage starb der arme Sünder, mit Gott und Menschen versöhnt, nachdem er noch seinem taubstummen Kinde die segnende Hand aufs Haupt gelegt hatte. Unter dem Kopfkissen des Toten fand man einen Zettel mit der Inschrift: „Gott segne an Frau Lorenz und ihren Kindern, was sie an mir und meinem taubstummen Sohne gethan hat!"

* * *

Acht Tage nach allen diesen Ereignissen zog unsere Freundin mit ihren Kindern und der alten Mutter Heiber in die Bürgermeisterei. Unbeschreibliche Gefühle bewegten das Herz der geprüften Frau beim Anblick der trauten Stätte, wo sie an der Seite des Geliebten so glücklich gewesen war, und unwillkürlich netzten heiße Schmerzensthränen ihre Wangen. Zuletzt jedoch gewannen Dank und Freude die Oberhand, und mit inbrünstiger Stimme lobte und pries sie den HErrn für alles Gute, was er an ihr und den Ihren gethan hatte. Am Nachmittage dieses denkwürdigen Tages wurde dann im Beisein der treuen Freunde Kolbe, Hansen und Rode der Schatz gehoben. Knörke hatte nämlich nur im ersten Jahre einen Teil des Geldes in Verbrauch genommen, das Silbergerät, die Kleinodien u. s. w. aber aus Angst vor Entdeckung ruhig an Ort und Stelle gelassen und wieder vermauert.

Mit begreiflicher Erregung standen jetzt die Erwachsenen und die drei Geschwister Georg, Hans und Marie neben dem arbeitenden Handwerker, der ihnen den Zugang zu dem unterirdischen Keller öffnete. Als der schwere und inhaltreiche Schatzkasten an das Tageslicht gehoben wurde, brach Frau Agnes in heiße Thränen aus. Die Erinnerung an den Geliebten, der so treu für sie und die Kinder gesorgt hatte, überwältigte sie

von neuem, und mit zitternden Händen nahm sie etliche lose aneinander geheftete, beschriebene Blätter aus dem Kasten.

„Tagebuch für mein Weib und meine Kinder," las sie mit erstickter Stimme, „das ist genauer Bericht aller Erlebnisse während der Zeit, wo ich, der Bürgermeister Lorenz, von den Meinen getrennt war."

Die Witwe legte die Hand über die nassen Augen und schluchzte leise. Es war ihr, als ob der geliebte Tote plötzlich vor ihr stünde. Da fühlte sie sich von lebenswarmen Kinderarmen umschlossen, und die Stimme ihres Georg rief: „Mutter, liebe Mutter, der liebe Gott hat alles wohlgemacht!"

„Alles!" sagte die Witwe fest und trocknete entschlossen die Thränen.

Leiden.

Du bist es, HErr, du sendest uns das Leiden;
Hilf, daß wir uns getrost damit bescheiden!

Du hast uns lieb, du schickst uns schwere Zeiten,
Damit wir für den Himmel uns bereiten.

Wenn toll in Lust das Leben uns verrollte,
Wer, Vater, wär's, der dein noch denken wollte?

Wir würden in dem Rausch der Flatterfreuden
Die Zeit uns und mit ihr das Heil vergeuden.

So aber hält uns deine Hand in Züchten,
Daß stets in deinen Schutz wir müssen flüchten.

Nicht stille nur laß mich dem Leid begegnen,
Ich will, o HErr, dich preisend dafür segnen!

Max Crone.

Unterm „Roten Kreuz“.

Für „Blätter und Blüten“ von M. Lücke.



Der jüngste Krieg der Vereinigten Staaten mit Spanien ist in doppelter Beziehung von dem vorigen, dem Bürgerkriege, unterschieden. Während diese grausige Bruderfehde vier lange Jahre das Innere des gemeinsamen Vaterlandes zerriß, dauerte jener nur 114 Tage. Während dieser Hunderttausende von Menschenleben kostete, die zum großen Teil aus Mangel an Pflege jämmerlich zu Grunde gingen — so erreichte in jenem nur einige Hunderte die Kugel des Feindes, während die bei weitem größeren Opfer der Pestilenz durch ausgezeichnetste Pflege zumeist gerettet wurden. Wie war dies möglich geworden? Durch eine Brigade braver Frauen, die nicht unter hochklingenden Titeln und großem Geschrei nach Art der “Salvation Army”, sondern unbemerkt von der geräuschvollen Welt ihres schweren Amtes mit einem Heldenmute warteten, der selbst dem eines Hobson in nichts nachstand. Es war die Brigade, die unterm „Roten Kreuze“ diente.

Das Zeichen des roten Kreuzes datiert aus der Zeit der Kreuzzüge. Es war insonderheit dem Orden des Tempels und Sankt Georgs eigen, prangt auch heute noch in der Nationalflagge Englands.

Überspringen wir jetzt einige Jahrhunderte, wie die Astronomen es mit den Tausenden machen — und wir befinden uns in der schönen Schweizerstadt Genf. Man schreibt den 22. August 1864. Aus allen civilisierten Ländern tagen dort Vertreter. Zweck ist, das gesamte Pflegepersonal während eines Krieges für unverletzlich zu erklären und unter den Schutz des roten Kreuzes zu stellen. Dieses Zeichen sollten Ärzte, Pfleger und Pflegerinnen auf einer weißen Binde am linken Arm tragen. Es sollte als Fahne über jedem Krankenwagen und Lazarett flattern.

Um die Beschlüsse dieser internationalen Konvention praktisch auszuführen, organisierte sich im selben Jahre noch „die Vereinigung des Roten Kreuzes“. Zweck derselben war: Pflege für Kriegsverwundete, wie Hilfe in Zeiten allgemeinen Landesunglücks, als Pestilenz, Teurung, Überschwemmung, Feuer u. s. w. Schon während des deutsch-französischen Krieges leisteten die Schwestern des Roten Kreuzes die dankeswertesten Dienste.

Erst am 1. Oktober 1881 wurde "The American National Red Cross" unter den Gesetzen des Distrikts von Columbia inkorporiert. Ratifiziert wurde diese Vereinigung durch eine Kongreßakte im folgenden Jahre durch Präsident Arthurs Empfehlung.

Die Person, welche die internationale Vereinigung in Amerika repräsentierte, die heute noch an der Spitze des Roten Kreuzes hierzulande steht, ist Miß Clara Barton. Dieselbe wurde im Jahre 1830 in Massachusetts geboren. Bei Beginn des Bürgerkrieges trat sie in den Hospitaldienst und war besonders bei der Armee des James thätig. Als der deutsch-französische Krieg ausbrach, stand sie der Großherzogin von Baden bei der Hospitalorganisation hilfreich zur Seite. Als Straßburg und Paris belagert wurde, beaufsichtigte sie die Verteilung der Vorräte. Bald darauf fungierte sie als Superintendentin eines Frauengefängnisses in ihrem Heimatsstaat. Als in den achtziger und neunziger Jahren die Überschwemmungen des Ohio und Mississippi sich wiederholten, wurde sie an die Spitze der Rettungsexpeditionen gestellt. Auch die Not des bedrängten Cuba sowie der jüngste Krieg fand sie ihr außerordentliches Administrationsgenie entwickelnd auf ihrem Posten.

Als am 1. Januar 1898 Fräulein Barton ihre Arbeit auf Cuba begann, waren Zweigvereine des Roten Kreuzes in allen Staaten der Union organisiert worden. Fräulein Barton sah den Krieg voraus. Waren die Hilfeleistungen bisher mehr individueller Natur gewesen, so erfolgte jetzt ein kräftigerer Plan zu allgemeiner Abwehr.

Zunächst, wenn auch nach vieler Opposition, eröffnete Fräulein Barton ein Hospital in New York City. Hier wurden die Pflegerinnen geschickt unterrichtet und mit der nötigsten Kenntnis zur ersten Hilfe bei Verwundungen versehen. Am 2. Januar 1898 erließ die thatkräftige Frau einen warmen Aufruf durch die Presse des Landes an die Bürger. Es handelte sich um Geld und Lebensmittel für die armen Reconcentrados auf Cuba, für die Nichtkämpfer, die dem Hungertode preisgegeben waren. Alle Glieder und Freunde des Roten Kreuzes folgten dem Ruf. Es war, als ob der elektrische Knopf nur berührt worden war, der eine große Fabrik in Betrieb setzte, so prompt kam die Hilfe für 500,000 Arme 1500 Meilen entfernt. Generalkonsul Lee war Oberaufseher bei der Verteilung. Die Beamten des Roten Kreuzes, unter denen der Sibirienreisende George Kennan sich sonderlich hervorthat, knüpften auch Unterhandlungen mit der Washingtoner Regierung zum gemeinsamen Handeln an; in New York, dann auch in allen großen Städten des Landes entstanden Hilfsvereine.

Unter der äußerst geschickten Leitung Fräulein Bartons verstrichen nur wenige Tage, als der Dampfer Orizaba, überladen mit Lebensmitteln und Medizinen, trotz aller Hindernisse und als ganz unwillkommener Gast, auf

Havannas Hafen lossteuerte. Noch andere Aufrufe folgten und wurden ebenso willig beantwortet, sonderlich nachdem Fräulein Barton nochmals selber in Cuba gewesen.

Da, endlich die Kriegserklärung — und fieberhafte Thätigkeit des Roten Kreuzes zugleich! Oberschwester Lesser prüfte und unterrichtete ein ganzes Heer von Applikanten für Krankenpflege. Ihr stand eine An-



Transport Verwundeter in den Krankenwagen.

zahl Ärzte zur Seite. Der Andrang zu diesem Dienst der Pflege war so groß, daß nur die aus den Hunderten in die Pflegeschule Aufnahme fanden, die eine starke Körperkonstitution und reife medizinische Kenntnisse mitbrachten. Es waren fast 250 Frauenärzte allein, die schließlich zur Disposition standen. Auch die Hilfsvereine wuchsen nun in erfreulicher Weise, die alle nur mögliche Abhilfe bezweckten, so daß kurz vor Beendigung des Krieges mehr als 2000 Vereine mit rund 100,000 Mitgliedern den

Anordnungen Fräulein Bartons sich fügten. — Als dann die verschiedenen Lager- und Sammlungsstätten bestimmt waren, folgte das Rote Kreuz den Truppen nach Chickamauga, Fernandina, Jacksonville, Tampa, Key West, San Francisco, Mobile, New Orleans und Newport News. Als die Eisenbahnen nicht genügten, wurden Vorratsdampfer und Hospitalschiffe in den Dienst gepreßt. Das Rote Kreuz folgte Sampson und Shafter nach Cuba und Miles nach Portorico. In Ponce wurde sogleich ein Militärlazarett durch Fräulein Chanler eröffnet.

Auch im fernsten Westen entfaltete das Rote Kreuz eine ähnliche Thätigkeit. Über $100,000 wurden gesammelt, und unmittelbar nach Deweys siegreicher Schlacht begannen auch die Schwestern vom Roten Kreuz ihre Arbeit. —

Diese Pfleger vom Roten Kreuz teilten sich in drei Klassen. Die einen erhielten ein stipuliertes Gehalt, die andern wurden nicht besoldet, indes ihre Ausgaben wurden bestritten. Die dritten trugen alle persönlichen Ausgaben und opferten noch beträchtliche Summen für dies gemeinsame Liebeswerk. So die schon genannte Miß Chanler, Miß Helen Gould, Miß Wheeler und andere. Über 1000 Freiwillige dienten dem Lande in den Reihen des Roten Kreuzes.

Mehr als $3,000,000 sind seit dem ersten Aufruf durch die Hände des Roten Kreuzes zur Linderung der Not gegangen. Auf Cuba wird immer noch gearbeitet, auf dem glücklichen Portorico ist der Not bald gesteuert, auf den Philippinen wartet dieser liebevollen Handreichung noch die schwierigste Aufgabe.

Noch darf nicht unerwähnt bleiben, daß gar manche Schwester des Roten Kreuzes auf dem Schlachtfeld „geblieben“ oder durch Entbehrung und Krankheit gebrochenen Körpers in die Heimat zurückgekehrt ist.

Interessant ist auch die Thatsache, wie das Rote Kreuz Deutschlands, Frankreichs und anderer Länder mit Wort und That, ja sogar durch Freiwillige die Vereinigung unseres Landes unterstützte. Nur die Vereinigung Spaniens operierte mit derselben Gleichgültigkeit, wie alle Angelegenheiten dieses zerfallenden Reiches geführt werden.

Die ganze Bewegung des Roten Kreuzes während der Kriegstage ist durch folgendes charakterisiert: durch Willigkeit und Einstimmigkeit in Erreichung der gemeinsamen Ziele; durch strikte Befolgung geschäftlicher Methoden, die Zeit und Geld ersparten und prompte Hilfe brachten; durch Fernbleiben von Selbstsucht und Eifersüchteleien, die vielmehr verdrängt wurden durch allgemeine patriotische Begeisterung.

* * *

Blicken wir nun noch auf das innere Getriebe dieser vielgestaltigen, aber wohl organisierten Maschinerie.

Zu Ende ist der Kampf, es war der heiße Tag bei El Caney vor Santiago — doch schrecklich ist seine Hinterlassenschaft: gar mancher Tote, viele Verwundete. Da liegen sie bunt durcheinander, Amerikaner und Spanier — denn jetzt giebt es weder Freund noch Feind mehr, — hier ächzend und stöhnend, dort kalt und steif, mit stierem Blick aus den verglasten Augen, treue Kameraden, denen nur noch die irdische Ruhestatt bereitet werden kann. Doch zuerst den Verwundeten Hilfe! Wo noch keine Tragbahren zur Stelle, da wird der Mantel aufgerollt, und behutsam legen ihrer vier den Armen, welchem ein Schuß durch die Lungen gegangen, darauf, um ihn durch die Trümmer und Toten hinauszutragen, wo die Krankenwagen harren. Alle Sorgfalt kann freilich nicht hindern, daß die Be-



Unter der Pflege des Roten Kreuzes.

wegung dem Todwunden laute Schmerzensrufe auspreßt. Blutiger Schaum treibt vor den Mund. Helf' dir Gott, armer Kamerad, in deinem letzten Stündlein! Nicht lange mehr wirst du leiden! —

Andere Verwundete, in einer Schlucht liegend, werden übersehen, sonderlich wenn die Decke der Nacht sich auf das Leichenfeld herabsenkt. Erst die Qualen in der tropischen Sonnenglut mit den brennenden Wunden und dem noch brennenderen Durste! Dann die Hyänen des Schlachtfeldes in der Stille der Nacht, die Leichenräuber, die herumschleichen und nicht bloß alles nehmen, was sie forttragen können, sondern auch manchem noch die Machete ins Herz stoßen. Endlich am Morgen die Hilfe.

Die ersten, die im Lager wach geworden und an die Arbeit gegangen,

sind die Soldaten unterm Roten Kreuz. Das Schlachtfeld ist nochmals abgesucht worden und diesmal gründlich. Ärzte und Krankenpfleger arbeiten um die Wette. Tag und Nacht das Nachspiel der Schlacht in den Lazaretten. Da gehen die Rotkreuzler in ihren weißen Schürzen, in der einen Hand das Verbandzeug, in der anderen das Wassergefäß, durch die langen Reihen hindurch und helfen, wo und wie nötig. Das Auge muß sich gewöhnen an den entsetzlichen Anblick der zerfleischten Glieder, die Hand darf nicht zaudern, hineinzugreifen in die Eiter- und Blutmassen, um zu reinigen und Linderung zu bringen. Bei solchem Elend heißt es, sich ein hartes und doch weiches Herz zu bewahren.

Noch schwerer und ekelhafter ist der Dienst bei den Ruhr- und Typhus-Kranken. Solche gab's mehr vor Santiago als in Gefechten Verwundete. Es kostet die größte Überwindung bei einer Atmosphäre von Gestank und Schmutz, stundenlang mit Besen, Wasser und Karbolsäure thätig zu sein, um Ordnung einigermaßen wieder herzustellen. Denn die Opfer dieser fürchterlichen Krankheit, starke Männer, waren hilfloser als kleine Kinder, und wären sonst geradezu verkommen in ihrem Unrat. —

Ein anderes Bild zeichnet uns eine Doppelerfahrung der Rotkreuzler in all dem Wirrwarr vor Augen. Christliche Ergebung auch ins Schrecklichste, Glaubensmut und Gebetsfreudigkeit einerseits.

Da summt ein gottergebener Held, der dem Schlachtentod unverzagt ins Auge geschaut, jetzt dem Könige der Schrecken zum Trotz: „Laßt mich gehen, daß ich JEsum möge sehen"; ein anderer: "Rock of Ages cleft for me"; ein dritter: "Nearer, my God, to Thee" u. s. w. Dort seufzt einer: „Gott, sei mir Sünder gnädig!" Ein anderer will ein Wort Gottes hören. Ein dritter betet stoßweise, aber heftig. Einen vierten, einen Genesenden, plagt das Heimweh, und mit Dank gegen Gott und seine Pflegerinnen malt er in kühnen Farben sich seine Zukunft aus.

Andererseits begegnet uns noch ein doppelt trübes Bild. Vom krassesten Aberglauben zeugen die seltsamen sogenannten „Himmelsbriefe" und Medaillen oder Amulette, die die Rotkreuzler bei Verwundeten, Schwerkranken oder Toten fanden. Diese Dinge wurden gewöhnlich auf der bloßen Brust getragen. Ein „Himmelsbrief" lautet: „Steht still, alle unsichtbaren oder sichtbaren Gewehre und Waffen durch die Taufe unseres HErrn JEsu Christi", u. s. w. — Dort liegt ein Toter. Auf seiner Brust liegt eine Medaille mit der Inschrift: „Steh still, Kugel, das allerheiligste Herz JEsu beschützt mich!" — Aber ach, diesem Mann war's kein nütze gewesen! Bedauernswerte, die auf solche Dinge ihr Vertrauen setzten!

Dies sehr unterschiedliche Doppelbild schmolz in der Regel in ein ergreifendes zusammen: Das böse Gewissen manches Schwerverwundeten

wachte auf, und das lange Schmerzenslager wurde eine heilsame Segenszeit, die Herz und Mund für den Frieden Gottes in Christo wieder öffnete. So durfte geistliche und leibliche Pflege der Rotkreuzler und ihrer Gehilfen, der Kapläne und Ärzte, zum Verständnis der Friedensgedanken des treuen Gottes führen.

Wohlan, geneigter Leser, wenn wir Reih' und Glied unserer Armee von Cuba, und Dewey und seine Getreuen an den heimatlichen Gestaden begrüßen, vergessen wir dann auch nicht Clara Bartons und ihrer Getreuen, der Brigade

Unterm Roten Kreuz!

Afrikanische Büffeljagden.

Abenteuer aus dem Schwarzen Erdteil. Von Th. v. W.

Während der amerikanische Bison (fälschlich Büffel genannt) fast gänzlich ausgerottet ist, findet sich der eigentliche Büffel in den südlicheren und mittleren Gebieten Afrikas noch äußerst zahlreich. Man pflegt gewöhnlich den Löwen, den Elefanten und etwa noch das Nashorn als die gefährlichsten Bewohner der afrikanischen Wildnis anzusehen. Nicht ebenso denken viele Jäger, die sowohl diesen Tieren als auch dem Büffel gegenübergestanden haben. Der größere Teil hält sogar eine Begegnung mit Büffeln für gefahrvoller und ist daher auf die auf der Büffeljagd erbeuteten Trophäen mindestens ebenso stolz wie auf die Zähne des erlegten Elefanten, das Fell des Löwen und das Stoßhorn des Nashorns.

Der afrikanische Büffel oder, wie er auch genannt wird, der Kaffernbüffel ist ein mächtiges Tier. Er mißt bis zur Schulterhöhe bis zu 6½ Fuß und erreicht eine Länge bis zu zehn Fuß. Seine Färbung ist bräunlich-schwarz. Behaart ist er durchweg sehr dünn. Nur die unverhältnismäßig großen Ohren und das Schwanzende sind ziemlich stark behaart, wozu dann noch am Unterkiefer eine kragenförmige Mähne von straffen Haaren tritt. Die sehr großen und starken, seitlich verlaufenden Hörner sind S-förmig gebogen. Sie sind an der Wurzel zu gewaltigen Wulsten verdickt und stoßen hier auf der Mitte des Kopfes so nahe aneinander, daß sie fast keinen Zwischenraum zwischen sich lassen. Sie dienen dem Tier als eine furchtbare Waffe.

Der Büffel lebt meist in Herden vereint von vierzig, sechzig, hundert und mehr Stück. Hinsichtlich seines Aufenthaltsortes ist er nicht wählerisch. Er findet sich im dichten Urwald, in baumlosen Grassteppen, in

lichten Buschgehölzen und in undurchdringlichem Rohrdickicht. Immer aber verlangt er, daß Wasser in der Nähe ist, da er sich in diesem und dem Schlamm tagtäglich wälzt. Während der heißen Tageszeit liegt er in seinem Versteck regungslos, schlafend oder wiederkäuend. Der hervorstechendste Zug seines Charakters ist seine unsinnige Wut. Darum stürzt er sich auch schon bei der geringsten Störung seiner Ruhe auf den Menschen, der zufällig an seine Lagerstätte gerät.

Einen solchen Vorfall erlebte der Forschungsreisende Schweinfurth, als er den Weißen Nil hinauffuhr. „In der Frühe," schreibt er, „befahl ich weiterzufahren, um an einer interessanten kleinen Insel ans Land steigen zu können. Dieser Ausflug, den ich, von zweien meiner Leute begleitet, antrat, sollte bald verhängnisvoll werden, wenigstens für einen der beiden. Mohammed Amin, so hieß dieser, wurde an meiner Seite von einem wilden Büffel überrannt, dem ich nicht das geringste Leid zuzufügen beabsichtigte, dem aber der Unglückliche im hohen Grase gar zu nahe gekommen war. Der Büffel hielt jedenfalls sein Mittagsschläfchen und verfiel durch diese Störung in die äußerste Wut. Aufspringen und den Störenfried in die Luft wirbeln war für ihn das Werk eines Augenblicks. Da lag er nun da, mein treuer Begleiter, über und über blutend, vor ihm mit hocherhobenem Schweif der Büffel, grunzend, in drohender Haltung, bereit, sein Opfer zu zerstampfen. Zum Glück war indessen seine Aufmerksamkeit durch die zwei anderen Männer gefesselt, die sprachlos vor Staunen als Zeugen dastanden. Ich hatte kein Gewehr in der Hand, mein schöner Hinterlader hing vorläufig am linken Horn des Büffels, denn Mohammed hatte ihn getragen. Mein anderer Begleiter, der meine zweite Büchse trug, hatte gleich angelegt, aber der Hahn knackte vergebens. Immer wieder versagte das Gewehr. Man stelle sich vor, daß die Zeit nicht erlaubte, ihm zuzurufen: „Die Sicherung ist am Gewehr vor;" es galt den Augenblick. Da griff der Mann nach einem kleinen Handbeil, das ganz aus Eisen bestand, und schleuderte es unverzagt dem Büffel an den Kopf auf eine Entfernung von kaum zwanzig Schritt. Da war denn die Beute dem Feinde entrissen. Mit einem wilden Satze warf sich der Büffel seitwärts ins Röhricht, unter gewaltigem Rauschen der Halme dahinsausend mit der Wucht eines entgleisten Dampfrosses, brüllend und den Boden erschütternd. Nach rechts und links sah man ihn unter Grunzen und Brüllen die gewaltigen Sätze machen, und da wir in seinem Gefolge eine ganze Herde vermuteten, eilten wir zunächst einem nahen Baume zu. Doch es wurde alles still, und unsere nächste Sorge wandte sich jetzt dem Unglücklichen zu. Mohammeds Kopf lag wie angenagelt am Boden, da seine Ohren von scharfen Schilfhalmen durchbohrt waren, aber eine flüchtige Untersuchung überzeugte uns, daß die Verletzung nicht tödlich sein konnte. Das Büffelhorn hatte gerade

den Mund getroffen und außer vier Zähnen im Oberkiefer und einigen Knochensplittern hatte er keine weiteren Verluste zu beklagen. In drei Wochen war er wieder hergestellt."

Selbst wenn der Büffel schwer verwundet ist, besitzt er immer noch Kraft genug, um sich auf seinen Gegner zu stürzen und an ihm seine Wut auszulassen. Daher nimmt oftmals eine sonst erfolgreiche Jagd einen sehr betrübenden Ausgang. Diese Erfahrung machte auch M. Baker im Ufergelände des Gazellenflusses. „Etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang," berichtet er, „als meine Leute das Boot am Ufer entlang zogen, meldete ein Mann, daß auf einem Fleck trockenen Bodens in der Nähe des Flusses ein Büffel stehe. Da es uns an Fleisch fehlte, so bat mich die Mannschaft, ihn zu schießen. Der Büffel war durch das hohe Gras so verborgen, daß man ihn vom Verdeck aus nicht sehen konnte. Ich stellte mich deshalb auf ein Gestell am Hinterteile des Schiffes und konnte von da aus gerade den Kopf und die Schultern des Büffels erkennen. Ich feuerte, und er fiel auf den Schuß scheinbar tot zu Boden. Da die Leute Hunger hatten, so waren sie vor Freuden wie toll, stürzten, auf nichts als das Fleisch bedacht, ins Wasser und befanden sich bald bei dem Büffel. Der eine hielt ihn beim Schwanze, ein anderer tanzte auf ihm und schwang sein Messer, und alle erhoben ein gewaltiges Freudengeschrei. Plötzlich aber sprang der scheinbar tote Büffel auf, setzte im Sturmschritt durch die Leute und verschwand im hohen Grase. Es war dämmerig, und die Mannschaft, die die Thorheit begangen hatte, dem Tiere nicht die Knieflechsen zu durchschneiden und sich des Fleisches zu versichern, schlich zu ihren Fahrzeugen zurück.

Am frühen Morgen des nächsten Tages hörte man den Büffel in der Marsch, nicht weit von der Stelle, wo er gefallen sein sollte, stöhnen. Auf Fleisch begierig, nahmen ungefähr vierzig Mann ihre Gewehre und Messer und wateten bis an die Knie im Schlamm und Wasser, durch das hohe Gras des Morastes, um ihn aufzusuchen. Auf diese Weise verging etwa eine Stunde, und da ich sah, wie sorglos sie umherschweiften, begab ich mich hinunter, um die Trommel zu schlagen und sie zurückzurufen. Gerade in diesem Augenblick hörte ich ein fernes Geschrei und etwa zwanzigmal in rascher Folge Schuß auf Schuß abfeuern. Ich sah mit Hilfe des Fernrohrs einen Haufen Leute auf einem entfernten Termitenhügel stehen, der über das grüne Meer von hohem Schilf emporragte. Von diesem erhöhten Punkt aus unterhielten die Leute ein wahres Rottenfeuer auf einen Gegenstand, der in dem hohen Grase nicht zu erkennen war. Bald erhob sich ein klagendes Geheul. Die Leute stürzten von ihrer sicheren Stellung herab, kamen aber gleich wieder zum Vorschein und trugen meinen besten Dolmetscher, Sali Achmet, mit sich. Er war unvermutet auf den Büffel gestoßen,

der, obgleich entkräftet, ihn in dem tiefen Schlamm gefaßt und getötet hatte. Ein Horn war in den Schenkel des Mannes eingedrungen und hatte die ganzen Muskeln vom Knochen gerissen. Auch vom Mittelpunkt der Gurgel bis zum Ohr hatte er eine Wunde. Das Ohr war vollständig aufgerissen und die Halsschlagader durchtrennt. Eine Rippe war gebrochen, ebenso das Brustbein. Wie Büffel gewöhnlich thun, hatte auch dieser sich nicht eher zufrieden gegeben, als bis er dem Mann den Atem aus dem Leibe gestoßen hatte. Der Büffel war aber nun abgemattet, daß er jetzt nicht mehr im stande war, seinen Standpunkt zu verlassen, da er mit einer gebrochenen Schulter durch den tiefen Schlamm nicht mehr fortkommen konnte. Er wurde schnell erlegt. Meine Kugel vom Tag zuvor fand sich unter der Haut der rechten Schulter, während sie an der linken Schulter etwas über den Lungen eingedrungen war."

Gegen Abend gehen die Büffel zur Tränke und auf die Weide, wo sie bis zu den ersten Morgenstunden verbleiben. Sie schlagen dabei bestimmte Pfade, die sogenannten Wechsel, ein. Jedes Hindernis, das sich ihnen auf diesen Wechseln entgegenstellt, wird im Sturm überrannt. Wird zufällig das Lager von Reisenden auf einem solchen Wechsel aufgeschlagen, so kommt es vor, daß eine Herde Büffel mitten in dasselbe hinein rast. „Als es völlig Nacht geworden war," schreibt Burton, „und ich es mir eben in meinem Neste bequem gemacht hatte, ereignete sich ein im Verlauf meiner Reise wiederholt eingetretener Zwischenfall. Ein Dröhnen erschütterte den Erdboden, wie wenn ein Erdbeben heranzöge, das ganze Lager, welches ziemlich ausgedehnt war, schien in Verwirrung geraten, denn von allen Seiten ertönten Flintenschüsse und Geschrei. Eine ungewöhnlich große Büffelherde war wieder einmal mit einem Teil des Lagers zusammengestoßen und stürmte nun in wilder Flucht nach allen Richtungen durch die Büsche. Mehrere Grashütten wurden dabei umgestürzt, und die im Schlaf überraschten Insassen waren der nicht geringen Gefahr, zertreten zu werden, ausgesetzt."

Der Anblick einer dahinbrausenden Büffelherde hat etwas ungemein Schreckenerregendes. Wie eine dunkle verderbenbringende Woge wälzt sich das Tiergewimmel dahin. Die Herde stürzt die Wände der steilsten Schluchten hinunter, durchwatet den tiefsten Sumpf, durchbricht das Urwalddickicht und durchschwimmt die breitesten Gewässer. Daher wird auch der erprobte Jäger bei dem unvermuteten Herannahen einer Büffelherde von einer nicht zu bemeisternden Aufregung ergriffen.

Auch der einzelne Büffel fürchtet sich nicht vor einer großen Menschenmenge. Kreuzt sie seinen Weg, so weicht das Tier keineswegs sogleich zurück, sondern sucht vielmehr voll störrischer Unbeugsamkeit das Hindernis zu vertreiben. Zeuge einer solchen Scene war der Forschungsreisende

Junker, als er mit einer großen Trägerkarawane im Gebiet des Uëllestromes reiste. „Zur Charakteristik der Büffel," schreibt er, „diene folgendes Erlebnis. Ein einzelner Büffel in der Nähe unseres Weges wollte, obgleich er uns wahrgenommen hatte, nicht von der Stelle weichen. Ich ließ die Träger erst langsam gehen, dann die Last absetzen und ein Geschrei erheben, aber all dieses hatte keinen Erfolg. Nun ging ich an die Spitze des Zuges vor. Kaum erblickte mich der Büffel, so wandte er mir das Gehörn zu, stampfte und scharrte mit den Hufen, machte mehrere Viertelswendungen nach rechts und links und gebärdete sich ganz so, als wollte er auf uns losstürzen. Er stand etwa hundert Schritte vor mir, mehrmals mit voller Breitseite, da ich aber die geängstigten Dienerinnen hinter mir hatte und darum nur sicher schießen wollte, so beschloß ich, meinen Schuß nur zur Verteidigung auf fünfzig Schritt Entfernung abzugeben. Das Tier überlegte sich jedoch noch schließlich die Sache und raste schnaubend, mit hoch erhobenem Schweif, auf und davon. Als ich mich dann umwandte, waren die Träger verschwunden oder hatten sich doch im Zwielicht der nächsten Büsche unsichtbar gemacht."

Unter diesen Umständen ist es natürlich für den Jäger sehr mißlich, wenn er ungenügend bewaffnet mit einem Büffel zusammengerät. Sein Leben hängt dann an einem Haar. So schwebte eines Tages das Leben des portugiesischen Forschungsreisenden Serpa Pinto in höchster Gefahr, als er sich im Gebiet des Calanflusses aufhielt. „Am Nachmittag," berichtet er, „wanderte ich einem Gehölze zu, doch war mein Gang wegen des Fiebers unsicher, und ich mußte mich schwer auf meinen Stock stützen. Da ich stets gern für unvorhersehbare Ereignisse bereit bin, so hatte ich meinem mich begleitenden Negerknaben Pepica aufgetragen, nicht zu vergessen, eine Büchse mitzubringen. Und das war ein Glück, denn kaum hatte ich den Wald betreten, als ein ungeheurer Büffel vor uns aufsprang und mich heftig schnaubend mit seinen feurigen Augen anglotzte. Ich nahm meinem Begleiter das Gewehr ab, sah aber zu meiner allergrößten Bestürzung, daß er anstatt einer Büchse eine gewöhnliche, mit Schrot geladene Vogelflinte mitgebracht hatte! Ich glaubte daher, daß der ebenso unvermeidliche wie schmachvolle Tod mir in Gestalt jenes wilden Tieres, das schon mit dumpfem Gebrüll seinen Angriff vorbereitete, entgegenträte.

Meine Gedanken wandten sich dem Himmel zu, richteten sich auf mein Weib und meine Tochter. Mittlerweile war das Tier im Sprunge der unregelmäßigen Weise, wie die Büffel den Angriff zu machen pflegen, näher gekommen. In der Entfernung von acht Schritten feuerte ich den ersten Schuß ab, der das Tier vielleicht eine halbe Sekunde aufhielt, dann stürzte es noch wütender heran. Als ich den zweiten Schuß abgab, berührte die Mündung des Gewehres fast den Kopf des Büffels; in demsel-

ben Augenblick sprang ich schnell zur Seite, während das Tier weder rechts noch links bog, sondern im wilden Lauf im Dickicht verschwand. Pepica, der offenbar die Gefahr, in der wir geschwebt, gar nicht erkannt hatte, hielt sich die Seiten vor Lachen und klatschte, als er wieder zu Atem gekommen war, vor Freude in die Hände. Er meinte, wir müßten den Büffel doch sehr erschreckt haben, da er so schnell davongelaufen sei."

Nur die größte Kaltblütigkeit kann den Jäger bei solchen Zwischenfällen retten. Verteidigt er sich geschickt, so vermag er auch dann noch das Unheil von sich abzuwenden, wenn sein Leben bereits dem Tode verfallen zu sein scheint, wie ein Vorkommnis zeigt, dem derselbe Forscher beiwohnte. „Eines Tages," berichtet Pinto, „passierte meinem eingeborenen Begleiter Augusto das außerordentlichste Abenteuer, welches sich denken läßt. Er hatte auf einen Büffel geschossen, das Tier aber so schlecht getroffen, daß es aufsprang und ihn verfolgte. Als es schon sehr nahe an ihn gekommen war, zog er sein Beil und versetzte dem Büffel, der gerade in demselben Augenblick seine Hörner zum Stoß senkte, mit seiner herkulischen Kraft einen fürchterlichen Schlag vor den Kopf, so daß beide, Mensch und Tier, miteinander zu Boden stürzten. Die in der Nähe befindlichen Eingeborenen hielten Augusto bereits für verloren, als der Büffel zu ihrem größten Erstaunen plötzlich wieder auf die Beine sprang und in entgegengesetzter Richtung die Flucht nach dem Walde zu ergriff. Auch der Schwarze erhob sich wieder, und zwar, abgesehen von einigen durch den Fall verursachten leichten Schrammen, vollkommen unverletzt. Als die übrigen dann herbeieilten, und einer der Negerknaben das Beil aufhob, fand er daneben eines der Hörner des Büffels, das durch den wuchtigen Schlag glatt abgehauen war."

Besonders gefürchtet sind die sogenannten „Eingänger". Es sind dies starke, alte Stiere, die sich eine Zeitlang von der Herde absondern und ein einsiedlerisches Leben führen, bis sie später wieder zu der Herde zurückkehren. Diese Eingänger sind ebenso zählebig, als sie wild sind. Wie leicht sie auch schwere Verwundungen ertragen, davon zeugt ein Jagderlebnis Wißmanns, das er am Kongo hatte. „Auf der größten Insel inmitten des Stanley-Pools," schreibt er, „einer wegen seiner Lachen und Tümpel für den Büffel recht geeigneten Stelle, stellte ich mich gegen Abend an einem häufig betretenen Büffelpfade auf. Kurz vor Sonnenuntergang trat ein schwerer, alter Stier aus einer Dickung auf die Lichtung, inmitten welcher ich, durch einen Termitenbau gedeckt, mich angestellt hatte. Der Büffel fiel durch seine Farbe auf: die Hauptfärbung war ein bräunliches Schwarz, Rücken und Hinterlauf waren jedoch weiß gefleckt. Der Stier war fast unförmig kugelrund, kurzläufig und offenbar ein von dem Rudel abgeschlagener Eingänger. Er folgte einer vorher von mir festge-

stellten frischen Spur eines Rudels und näherte sich mir auf ungefähr sechzig Yards. Dann nahm er offenbar die Witterung meiner Spur auf und hielt sichernd. Ich legte, da ich vom Fieber noch recht schwach war, meine schwere Elefantenbüchse auf die Schulter eines meiner Neger und zielte auf die tiefgesenkte Stirn. Durch eine unwillkürliche Bewegung meines Begleiters schoß ich zu kurz, der Büffel setzte sich in Galopp in einer Richtung schräg rechts an mir vorüber. Ich hatte jetzt meine kleine Doppel-Expreßbüchse ergriffen und feuerte nach dem Blatt. Der Büffel zeichnete durch einen kurzen Hochsprung, blieb aber unbeirrt in derselben Richtung flüchtig; mein zweiter Lauf streckte ihn unter dem Feuer nieder. Als meine Begleiter sahen, daß der Büffel vergebens wieder auf die Beine zu kommen suchte, stürzten sie mit gezogenem Messer auf ihn zu, um ihn abzufangen, trotz meines Warnrufes. Der Stier kam, als meine Leute nur noch wenige Yards von ihm entfernt waren, doch wieder auf die Läufe, und statt, wie der Regel nach zu folgen, seine Angreifer anzunehmen, stürmte er in das Dickicht. Jetzt hielt ich meine Leute zurück und lagerte, um am nächsten Morgen die Spur wieder aufzunehmen, da es unterdessen dunkel geworden war. Wir folgten bei Tagesanbruch der starken Blutspur; das schwer kranke Tier hatte sich in Abständen von immer ungefähr hundert Yards niedergethan, hatte aber doch das Ufer der Insel erreicht und versucht, nach dem Festlande hinüberzuschwimmen. Da wir drüben keine Spur finden konnten, mußten wir annehmen, daß ihn im Wasser die Kräfte verlassen hatten, und er abgetrieben sei."

Für wie gefährlich allgemein Eingänger gehalten werden, läßt die Schilderung eines Jagdabenteuers erkennen, das Pogge im Lundareich bestand. „Wir befanden uns," berichtet dieser Forscher, „meist in einem dichten Savannenwalde, passierten viele mit Waldmauern bewachsene Bäche, welche nach Westen in den Kakumkigefluß gehen und teils breite, teils nur schmale Wiesenränder haben, die aber größtenteils trocken und bequem zu durchschreiten waren. Als wir nach einiger Zeit an einer Dschongel in einer Wiese vorbeiritten, sahen wir eine ganz frische Büffelgrube, in der sich die Büffel zu wälzen pflegen, und da wir bereits stundenlang unterwegs gewesen und bald Lager zu machen gedachten, so entschloß ich mich, den von der Grube aus westlich in den Savannenwald gehenden Büffelspuren zu folgen. Ich wartete deshalb so lange, bis mein Dolmetscher, Germano, der noch hinter mir war, mich erreichte. Als er nach ungefähr einer halben Stunde mich einholte, machten wir uns zur Jagd fertig. Mein Diener Juan, welcher das ehrenvolle Amt hatte, mein Jagdgewehr hinter mir herzutragen, war zurückgeblieben, so daß wir noch eine halbe Stunde warten mußten, bis endlich der Junge mit dem Gewehr ankam. Die Gewehre wurden mit Kugeln geladen, und nun machten wir

uns zur Verfolgung der Spuren auf, welche unmittelbar von der Grube in den ziemlich mitteldichten Savannenwald, an dessen Rändern dichtes, hohes Farnkraut stand, führten. Sie waren deutlich in den Boden eingedrückt, gingen aber immer hin und her, so daß sie vermutlich von drei Büffeln herrührten. Es wurde uns sehr schwer, weiter zu spüren, und mein Dolmetscher meinte, daß es regnen würde und es besser sein möchte, die Jagd abzubrechen. Er hatte wahrscheinlich große Angst und schien nicht recht Lust zu haben, eine Büffeljagd mitzumachen. Als wir endlich den Faden des Spurenknäuels wieder gefunden hatten und denselben etwa fünfzig Schritte in den Wald hinein verfolgt hatten, sah ich, auf einem etwa fünfzehn Fuß hohen und mit Buschwerk bewachsenen Termitenhaufen stehend, daß auf dem nächsten Ameisenhaufen, etwa vierzig Schritte entfernt, ein schwarzer Koloß vor mir stand. Rasch gab ich Germano einen Wink und hielt dann mein Gewehr schußfertig, während das Tier ruhig auf dem kleinen Hügel äste und mir zwischen den Bäumen die Breitseite gab. In demselben Augenblick aber faßte mich mein Dolmetscher beim Arm und bat mich flehentlich: ‚Um Gottes willen, Herr, schießt nicht; der Büffel ist ein Eingänger, wir sind beide verloren!‘ An die Gefahr hatte ich gar nicht gedacht; jetzt wurde auch ich ihrer eingedenk, denn die Eingeborenen hatten uns schon von der Gefährlichkeit eines Eingängers erzählt. Ich flüsterte Germano zu, auf einen Baum zu steigen, während ich auf allen vieren zurückkroch, um mir eine sichere Stellung aufzusuchen. Inzwischen kletterte Germano in seinem blau und weiß gestreiften Kostüm in die Höhe, während ich mir auf etwa sechzig Schritte Entfernung einen stärkeren Baum zur Deckung, sowie auch zum Schutze ausgesucht hatte. Ich trug einen weißleinenen Rock, ebensolche Beinkleider und hohe schwere Jagdstiefel, kein besonders passendes Kostüm zum Pirschen und Klettern. Der Büffel hatte uns inzwischen bemerkt, da Germano beim Klettern zu viel Lärm gemacht hatte. Er hatte sich gedreht und besah mich spitz von vorne. In dem Blicke eines solchen Tieres liegt nur Tücke und Trotz, keine Furcht, und als es mich so ansah, bemerkte ich den mächtigen Mähnenkragen, welcher herunterhing und eigentlich nicht besonders zum Schießen einlud. Im nächsten Augenblick gab ich Feuer. Das Tier brach zweimal zusammen, drehte sich dann kurz um und flüchtete, mit dem Schweife die Luft peitschend, im raschen, aber schwerfälligen Galopp durch das Farnkraut. Ich hörte die Kugel aufschlagen, als hätte ich auf einen Stein geschossen. Jetzt auf den Anschuß gehend, kam mein Dolmetscher mir nachgeschlichen und bat mich flehend, nicht weiter nachzugehen, da der Büffel, verwundet und durch den Schmerz wütend gemacht, jetzt am gefährlichsten sein würde. Ich hatte den schwarzen Riesen etwa hundert Schritt weit in den Wald flüchten sehen und folgte wohlweislich nicht weiter als vierzig Schritt,

fand aber als Zeichen, daß meine Kugel gesessen hatte, auf dem Farnkraut etwas Blut. Wir gingen jetzt zu unserem Lager zurück. Am nächsten Morgen ging ein großer Teil meiner Leute auf die Büffelsuche und kehrte gegen Abend singend mit dem zerlegten Tiere zurück. Sie hatten den Büffel eine Viertelmeile vom Anschuß mit zerschmettertem linken Vorderblatt verendet gefunden. Die Kugel hatte das linke Vorderblatt zermalmt und war ins Innere gedrungen."

Es ist nicht zu befürchten, daß der Kaffernbüffel in Bälde dem Schicksal verfallen wird, das dem amerikanischen Bison beschieden gewesen ist. Die Unzugänglichkeit ausgedehnter Gebiete bietet ihm eine sichere Zuflucht dar, so daß eine Ausrottung kaum eintreten kann. Daher wird noch mancher Afrika durchstreifende Nimrod Gelegenheit haben, seinen Mut und seine Tüchtigkeit dem Büffel gegenüber zu beweisen.

Jetzt!

Es war einst eine Gesellschaft fröhlicher Menschen beisammen. Man hatte schon manche Kurzweil getrieben und an Scherz und Spiel sich ergötzt. Da schlug einer vor, Rätsel aufzulösen. Der Vorschlag gefiel. Auch die älteren Herren und Damen traten jetzt herzu. Jedes mußte ein Rätsel aufgeben. Da gab es nun schwere und leichte, sinnige und sinnlose, heitere und ernste, gute und schlechte Rätsel zu hören. Es war ein buntes Durcheinander. Viele habe ich vergessen, andere waren's aber nicht wert, behalten zu werden.

Eins ist mir indes sonderlich vor allen im Gedächtnis geblieben. Ein alter, frommer Herr legte nämlich die Frage vor: Welches Wort das längste von allen sei?

Man riet hin und her, aber niemand fand das richtige. Nach einiger Zeit gab er auf Wunsch der Gesellschaft die Auflösung: „Das längste Wort," sagte er, „heißt Ewigkeit."

„Könnt Ihr, liebe Freunde," fuhr er dann fort, „mir nun auch noch sagen, welches Wort das kürzeste von allen ist?" Und wieder ging es ans Raten und Überlegen, aber soviel man auch hin und her sann und bald diese, bald jene Lösung vorbrachte, es war nie das Rechte getroffen.

„So laßt es mich denn sagen," beendete der Fragesteller das Hin- und Herreden, „das kürzeste Wort heißt: jetzt, denn es dauert nur eine Sekunde. — Laßt es uns allezeit bedenken, meine Freunde," so schloß er, „daß jetzt die schnelle, rasch dahineilende Zeit ist, in der wir uns auf die Ewigkeit vorbereiten sollen."

Melanchthons Genesung.

(Juni 1540).

Wohl dem, den treue Freundschaft mit einem Freunde eint;
Wer Gott von Herzen fürchtet, der findet solchen Freund;
Und doppelt glücklich beide, wenn ihrer Freundschaft Bund
Erwächst auf festen Glaubens und treuer Gottesliebe Grund.

Von einem solchen Bunde, der Gott selbst wohlgefiel
Und der auf Erden wirkte des Heils und Segens viel,
Will euch dies Lied erzählen; es ist das Freundschaftsband,
Das einst mit Martin Luther Philipp Melanchthon eng verband.

Allwärts in deutschen Gauen braucht man Philippus' Rat,
Wo's galt mit Fleiß zu fördern des Reformators Saat.
Viel war er drum auf Reisen durch manchen deutschen Gau;
So rief man einst ins Elsaß hinüber ihn, nach Hagenau.

Er zieht nach kurzem Abschied aus Wittenberg, der Stadt,
Er kommt nach Weimar abends und fühlt sich schwach und matt.
Bald fällt der Vielgeplagte in schwerer Krankheit Not,
Und bald ist's den Gefährten und ihm ganz klar: Es geht zum Tod.

Voll Sorgen stehn die Freunde ums Krankenbett herum,
Und leis die Aerzte halten ein bang Konzilium.
Arzneien helfen nimmer, kein Essen schlägt mehr an;
Wo mag sich einer finden, der hier noch Rettung bringen kann?

„Nur einen einz'gen wüßt' ich," der fromme Kurfürst spricht;
„Wär' Luther doch zur Stelle! Philippus stürbe nicht.
Auf! schicket Roß und Reiter nach Wittenberg in Eil';
Wir lassen Luther holen; will's Gott, er macht den Kranken heil."

Dem teuren Freund entgegen reist Luther Nacht und Tag,
Ob er vielleicht sein Auge noch einmal schauen mag.
Doch wie er kommt und sieht ihn, er voll Betrübnis weint:
„Hilf, Gott! wie hat der Satan geschändet mir den edlen Freund!"

Die Augen sind gebrochen, verfallen das Gesicht,
Die Sinne sind geschwunden, er kennt Martinum nicht;
Das Ohr hört keinen Gruß mehr, verschlossen ist der Mund,
Es muß zu Ende gehen wohl noch zu dieser selben Stund'.

Da tritt hinweg zum Fenster der starke Glaubensmann,
Wo er empor zum Himmel die Blicke heben kann,
Er faltet seine Hände zu brünstigem Gebet
Und zu dem HErrn dort oben sein Mund in heißem Ringen fleht.

Er pocht mit kühnen Worten an seines Gottes Thür,
Hält ihm, was er verheißen in seinem Worte, für,
Und wo er je Gebete von Gläubigen erhört;
Bei seiner eignen Treue der Tapfre seinen Gott beschwört:



„Du, HErr, hast selbst verheißen: Ruf mich an in der Not,
So will ich dich erretten, und wär's auch von dem Tod.
Kannst du dich selbst verleugnen? willst brechen du dein Wort?
Hörst nimmer du Gebete? bist nimmer du der Gläub'gen Hort?

Kannst du dies edle Werkzeug, das uns so nötig ist,
Der Kirche jetzt schon rauben? giebt's keine läng're Frist?
HErr Gott, du ewig treuer, ich weiß, du kannst es nicht;
Mein Gott, er ist wahrhaftig, hält stets gewiß, was er verspricht."

Drauf tritt er hin zum Bette des Kranken an der Wand,
Ergreift den halb schon Toten bei seiner rechten Hand,
Ruft ihm ins Ohr: „Philippe, Du darfst jetzt noch nicht fort,
Du stirbst nicht, sondern lebest und predigst ferner Gottes Wort.

Er hat wohl Grund zu töten, zu führen ins Gericht,
Doch hat er Wohlgefallen an unserm Tode nicht,
Nein, daß wir uns bekehren und leben ihm zur Ehr',
Das ist sein heil'ger Wille — auch über Dich, vernimm und hör'!

Gieb nimmer Raum dem Trauern, verscheuch' den Schwermutsgeist
Und höre, was Dein Vater in seinem Wort verheißt!
Werd' an Dir selbst kein Mörder, glaub' fest und sei ein Mann;
Er ist's, der schlägt und heilet, der töten und beleben kann."

Und sieh, aus seiner Ohnmacht der Kranke blickt empor,
Und von den kalten Lippen kommt matt das Wort hervor:
„Gott gab zur Fahrt mir Gnade, was haltet Ihr mich hie?
Laßt mich mit Frieden fahren, daß ich zu meinem HErren zieh'!"

Doch Luther: „Nein, Philippe, noch ist's nicht an der Zeit;
Leb' Du und diene weiter dem HErrn mit Freudigkeit!
Und des zum Zeichen fängst Du sogleich zu essen an,
Ich will's und ich befehl' es; wo nicht, ich thu' Dich in den Bann."

Man bringt dem Kranken Speise, und er verschmäht sie nicht;
Die Farbe kehrt ihm wieder in Wangen und Gesicht,
Und mit dem Leben schließt er aufs neue einen Bund,
Und schon nach wenig Tagen Philippus heil war und gesund.

Und fragt ihr noch verwundert: Wer hat denn das gethan?
Der Glaube that's, der Berge sogar versetzen kann;
Er wirkt noch immer Wunder, noch gilt's zu jeder Frist,
Daß des Gerechten Beten gar viel vermag, wenn's ernstlich ist.

Hermann Mosapp.

Auf den Spuren des Apostels Paulus in Rom.

Von H. von Krause.

Eine der anmutigsten römischen Villen ist die Villa Mattei. Alle Donnerstage, an denen sie dem Publikum geöffnet ist, hält eine lange Wagenreihe vor dem Eingang, und viele Fußgänger, Fremde und Einheimische lustwandeln zwischen den hohen Buchsbaumhecken, unter der prächtigen Steineichenallee oder auf den sonnigen Terrassen, von denen aus sich die herrlichsten Aussichten über einen weiten Stadtteil der alten Roma bieten. Dieser Stadtteil ist ein hügeliges, von Ruinen und Aquädukten durchzogenes, von Gärten, weiten grünen Flächen und einzelnen Baumgruppen bedecktes Terrain. Aus ihm ragen die gewaltigen Trümmer der Carracallathermen auf, man sieht hin und wieder Stücke der mächtigen Aurelianischen Stadtmauer, und die Campagna zeigt in weiter Ferne ihre Monumente und Gräber. Die sanften Linien der Albaner Berge bilden den Abschluß des Bildes. Auf der anderen Seite ragen die Peterskuppel und die Ruinen der Kaiserpaläste in die klare Luft. Im Frühling strömen hier die lila Blüten des Kaiserbaumes ihren Duft aus, mit ihnen wetteifern die Orangen, und Rosen ranken in reicher Fülle über die Mauern hinab und hinauf.

Diese Stätte hat für uns Christen ein ganz besonderes Interesse, denn hier hat, wie wir mit Sicherheit annehmen dürfen, der Apostel Paulus, als er die Weltstadt nach jener, in der Apostelgeschichte so ausführlich beschriebenen, mühevollen und gefährlichen Reise betrat, zuerst gewohnt.

Die römischen Soldatenlager, die sich innerhalb der Stadt befanden, lagen meist nicht sehr weit von der Mauer entfernt. In das jetzt verschwundene Thor dieser Mauer mündete die von Süden heraufziehende Appische Straße. Von Puteoli (Puzuoli) kommend, mußte der Apostel diese Straße unbedingt benutzen.

Als er, begleitet von den christlichen Brüdern, die ihm entgegengekommen waren, von den Albaner Bergen herabstieg, mußten ihm diese mit ihren Wäldern, ihren Weingärten und Ölbäumen, ihren zahllosen Landhäusern und Villen einen überaus anmutigen Anblick gewähren. War es doch im Anfang des März, und die Mandeln blühten wohl wie noch heute um diese Jahreszeit und hoben sich wie große zart rosa Sträuße aus dem matten Graugrün der Oliven. Zu seinen Füßen breitete sich die fruchtbarste Landschaft, durch deren reich bebaute, grünende und blühende Fläche sich eine schnurgerade dunkle Linie, die mit flachen Basaltsteinen belegte Via Appia, hinzog. An beiden Seiten wurde sie von den zahlreichen Grab-

stätten vornehmer Römer begleitet. Im blauen Duft der Ferne winkte endlich das Ziel seiner langen, mühevollen Fahrt, die Weltbeherrscherin Roma, deren zahllose Dächer, überragt von den Obelisken und Kaiserpalästen, Amphitheatern und der Menge heidnischer Tempel und Tempelchen, Bogen und Kolossalstatuen, immer deutlicher vor den Blicken der Reisenden auftauchten.

Nach menschlichen Begriffen ging der Apostel einen schweren Gang, denn er sollte in Rom gerichtet werden. Dennoch können wir ihn uns nur fröhlich und guten Mutes einherschreitend vorstellen, denn das köstliche Wort, das er einst an diese selben römischen Brüder, die ihn jetzt umgaben, schrieb, mußte aus seinem Angesicht sprechen: „Aber in dem allem überwinden wir weit um deswillen, der uns geliebet hat, denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentum noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo JEsu ist, unserem HErrn."

Der Apostel ist wahrscheinlich zu Fuß in die Weltstadt eingezogen. Nur Vornehme bedienten sich eigentlicher Reisewagen. Sollte er dennoch, vielleicht durch Vermittlung der Glaubensgenossen, einen Wagen benutzt haben, so war es sicher nur ein mit zwei Rädern versehener einfacher Carrus, von Maultieren gezogen, oder höchstens ein Cisium, ein leichtes, offenes Wägelchen ebenfalls auf zwei Rädern, wie sich die Landleute desselben heute noch in Italien bedienen. Neben ihm her zog sein treuer Wächter, der Centurio, d. h. Unterhauptmann, Julius, der sich stets „freundlich zu Paulus hielt", ja ihm bei jenem Schiffbruch, als man die Gefangenen töten wollte, das Leben rettete. Wir können uns schwerlich denken, daß dieser edle Mann nicht durch das, was er auf dieser Reise gesehen und gehört hatte, ergriffen war, und dürfen wohl annehmen, daß er sich ungern von seinem Gefangenen trennte.

Nicht weit vor dem Thor Porta Capena kam man an dem zu Ehren des Drusus errichteten Marmorbogen vorbei, der noch heute erhalten ist und der damals die Reiterstatue des Feldherrn trug. Neu und glänzend im Schmuck des edlen Gesteins schimmerte damals das jetzt ruinenhafte Denkmal. Dicht vor dem Thor lag die Piscina publica, ein Volksbadeteich; vielleicht erfrischte auch Paulus die reisemüden Glieder darin, ehe er durch das Thor einzog. —

Das Lager, an dessen Oberhauptmann der Gefangene abgeliefert wurde, lag, wie wir schon sahen, im Garten der Villa Mattei und war mit Wall, Graben und Türmen versehen. Innerhalb des durch sie abgeschlossenen Raumes befanden sich die Wohnungen der Kaiserboten. Sie

bestanden vermutlich aus vielen kleinen Häusern, die an zwei geraden, in vier Thore mündenden Lagergassen lagen.

Wir können aus der Art und Weise, wie Paulus behandelt wurde, entnehmen, daß ihn seine bisherigen Wächter gut empfohlen haben. Denn „es ward ihm erlaubt, zu bleiben, wo er wollte, mit einem Kriegsknechte, der sein hütete". Freilich mußte er eine Kette mit sich schleppen, die um seine Hand befestigt war und ihn an seinen Hüter fesselte. Da er die Erlaubnis hatte, eine Privatwohnung zu beziehen, so machte er natürlich von derselben Gebrauch und blieb, wie die Apostelgeschichte sagt, „zwei Jahre in seinem eigenen Gedinge".

Ohne Zweifel hat der heilige Apostel öfters auf dem Forum, wo das öffentliche Leben der Weltstadt am stärksten pulsierte, gestanden und zu denen geredet, die seine Botschaft hören wollten. Noch heute ist das uralte, dunkle Basaltpflaster zu sehen, das auch sein Fuß betreten hat. Oft mag er von ihm aus aufgeblickt haben zu dem stolzesten aller irdischen Paläste, zu dem Kaiserpalast, der dort ganz nahe, auf dem Palatinischen Hügel seine weiß leuchtenden Säulenhallen, seine Zinnen und Statuen, geschmückten Terrassen, seine Prunksäle und Prachträume erhob. In ihnen meinte damals Nero nicht Raum zu haben für die Üppigkeit seines Hofes. Er ließ sich einen neuen Prachtbau durch das ganze Thal zwischen Esquilin und Palatin aufrichten, das Goldene Haus.

Daß der Apostel auch im Kaiserpalast Freunde und Brüder hatte, wissen wir aus seinen Briefen. Zu ihnen gehörte vielleicht jener Alexomenes, dessen Namen mit dem Zusatz Fidelis man nach fast 2000 Jahren in den Wänden derjenigen Räume des Palatin eingekratzt fand, die für die Pagen bestimmt waren. Sein Glaube wurde von seinen Genossen dadurch verspottet, daß sie eine Karikatur des Gekreuzigten und einen Knienden davor in eben jene Wände ritzten, darunter aber die Worte schrieben: „Alexomenes, der seinen Gott anbetet."

Wenn man heute das Mamertinische Gefängnis betritt, so geschieht es auf einer Treppe, die leidlich bequem in die luft- und lichtlosen unterirdischen Räume hinabführt; zu des Apostels Zeiten ließ man aber die Gefangenen an Stricken durch Öffnungen in der Decke hinab, sowohl in den oberen Teil, wie auch von dort in den untersten. Ein Grauen überkommt uns noch heute, wenn wir diese dunklen Verließe mit den braungrauen Steinwänden betreten — jetzt sind sie mit einem kleinen Altar geschmückt und Stätten der Erinnerung an jene heldenmütigen Boten des Evangeliums, von denen dasselbe Wort galt wie von ihrem Meister: „Das Licht scheinet in der Finsternis, und die Finsternis hat's nicht begriffen." (Joh. 1, 5). Sallust berichtet über das Gefängnis: „Es ist im Kerker ein

Platz, Tullianum genannt, ungefähr zwölf Fuß unter dem Boden. Ihn befestigen ringsumher Wände und darüber hin ein Gewölbe, durch steinerne Bogen verbunden; aber durch Schmutz, Finsternis und Gestank ist sein Ansehen grauenhaft. Dort schnürten die Scharfrichter mit einem Strick den Opfern die Kehle zusammen." Die Catilinarier starben hier, und Jugurtha, der übermütige König von Numidien, erlag hier einem qualvollen Hungertod.

Die stolzen Kaiserpaläste Roms sind, alles Schmuckes beraubt, heute ein Gewirr von bröckelnden Ruinen; das Goldene Haus ist vom Erdboden verschwunden, nur einige leere Riesenräume sind unter der Erde in den Titusthermen erhalten, aber der Glaube des Paulus hat die Welt überwunden und überwindet sie noch stets neu.

Da Paulus römischer Bürger war, ist es wohl möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß er enthauptet wurde. Die Legende hat auch die Stätte bezeichnet, wo das geschah.

In einer kleinen Thalmulde erheben sich aus dem grüngrauen Blattwerk der Eukalyptuspflanzungen die Gebäude des Klosters Tre Fontana, die die Stätte umgeben, auf der Paulus enthauptet worden sein soll. Eine malerische Pforte führt in den Garten, an dem das Kloster und drei Kirchen liegen. Eine kleine Rundkirche ist an der Stelle errichtet, wo die zum Bau der Diokletiansthermen verurteilten Christen den Märtyrertod erlitten.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die ersten Christen Roms den Leichnam ihres geliebten Lehrers und geistlichen Vaters von den heidnischen Henkern zu erlangen suchten, um ihn zu bestatten. Dies geschah, der Tradition nach, in den Katakomben, die jetzt den Namen San Sebastiano führen. Paulus soll mit Petrus in demselben Grabe bestattet worden sein; die Gebeine wurden später wieder hervorgeholt und in die Kirchen Roms versetzt.

Im Leben St. Silvesters (314—315) wird berichtet, daß St. Paulus nach seiner Enthauptung an der Via Ostiensis bestattet worden sei. Kaiser Konstantin habe, durch den heiligen Silvester dazu bewogen, über dem Grabe des Apostels eine Kirche errichten lassen, die an Schönheit und Größe der Peterskirche gleich gewesen sei. Es war die zweite Prachtkirche Roms, die 386 völlig neu erbaut, allen Zerstörungen, denen so viel Herrliches innerhalb und außerhalb der römischen Mauern erlag, entgangen war, aber im Jahre 1823 durch die Unvorsichtigkeit eines Bleideckers ein Raub der Flammen ward. Sie erstand nur langsam wieder aus der Asche und ist auch heute außen noch nicht ganz vollendet.

Schon von dem alten Dom singt Prudentius (geb. 348):

Jenseits an Ostias Wege erhebt sich das Grabmal des Paulus,
Wo zu der Linken der Fluß tauig den Rasen umfaßt,
Königlich pranget der Ort; es erbaute den Tempel und weihte
Seine Umgebung mit viel Kosten ein gütiger Fürst.
Platten von Goldblech decken die Balken, daß ähnlich der Sonne,
Wenn sie im Aufgang glänzt, strahlet im Innern das Licht.
Dann noch stützt es durch parische Säulen mit goldenen Knäufen,
Vierfach teilend die Reih', fester den goldenen Dom.
Glänzender Schmelz der verschiedensten Farben verzieret die Bogen,
Ähnlich des Frühlings Grün, welcher die Wiesen beblümt. —

So verläuft sich die Spur des Apostels, der von sich sagte: „Wiewohl ich nichts bin“, unter den prächtigen Säulenhallen einer der schönsten Kirchen Roms. Wir aber meinen, daß es ein noch viel schöneres Denkmal von ihm giebt, nicht von Menschenhänden gemacht, aber zeugend von der Kraft Gottes, die in dem Schwachen mächtig ist, seine herrlichen Briefe nämlich und sonderlich die köstlichen Epistel an die Gemeinde in jenem Rom, in dem wir seinen Spuren zu folgen bestrebt waren. Sind doch auch die Prachtkirchen Roms lauter Stätten, in denen leider schon lange nicht mehr dem die Ehre gegeben wird, den der gefangene Apostel in der Siebenhügelstadt mit großer Märtyrerfreudigkeit bekannt hat.

Kaffernfrauen im Kampfe um ihr Christentum.

Von G. Burkhardt.

Im Südosten des großen afrikanischen Festlandes zwischen Natal und der eigentlichen britischen Kap-Kolonie, da, wo aus den Drakensbergen herab die Ströme dem Indischen Ocean zueilen, wohnen die Kaffernstämme der Tembu und der Hlubi. Zwar steht das Land unter britischer Verwaltung, doch unterscheidet es sich von den eigentlichen Kolonien dadurch, daß hier die Häuptlinge noch eine unbestrittene Macht über ihre Stämme haben, namentlich soweit es einheimische Angelegenheiten betrifft.

Das Land hat seine besondere Schönheit. Zwar entspricht es nicht ganz unserm Geschmack, denn es fehlen die Wälder. Aber zwischen den kühn gestalteten Felszacken und Felswänden und den gähnend tiefen Schluchten breiten sich sonnige, frische Hochebenen aus voll üppigen Graswuchses; das ist so recht das hochgepriesene Land der Kaffern, die nichts

Höheres kennen als ihre stattlichen, großen Viehherden, ihren Reichtum, ihre Freude. Wenn Regen genug gefallen und Futter reichlich vorhanden ist, ist es auch für den Europäer eine Freude, diese schmucken Herden an den blumigen Abhängen weiden zu sehen. Daneben pflügen aber die Kaffern auch ihr Feld und ernten in guten Jahren reichlich ihr Kaffernkorn, Hirse und Mais.

Ein solcher Kaffer, wenn er als Familienhaupt auf seinem Kraal sitzt, ist denn meist noch ein Heide in seiner ganzen, starren Größe, in seiner unangetasteten Familienherrschaft, in seinem ungebrochenen Stolze. Zwar wird das Evangelium seit Jahrzehnten im Lande verkündigt, sowohl von verschiedenen englischen Gesellschaften als namentlich auch von der Brüdergemeine. Ja, der Häuptling des Hlubi-Stammes, Zibi, ist ein entschiedener Christ. Dennoch sind gerade die Männer des Stammes, die Kraal-Besitzer, meist noch rohe Heiden. Und wenn sie auch nicht mehr mit roter Erde bestrichen und nur in eine rote Decke gehüllt einhergehen, so ist doch der ganze inwendige Mensch noch durch und durch von heidnischen Anschauungen und heidnischen Vorurteilen erfüllt. Es hält entsetzlich schwer, einem solchen Kaffern-Herzen, das in sich reich und satt ist und alles hat, was es begehrt, mit dem Evangelium nahe zu kommen. Natürlich giebt es in jeder Christen-Gemeinde des dortigen Landes, wo die Missionare sie seit langer Zeit gesammelt haben, eine Anzahl Männer als getaufte Glieder, aber ihre Zahl ist im Verhältnis zur umwohnenden Bevölkerung klein. Und obgleich jeden Sonntag auf den verschiedenen heidnischen Kraalen rings umher gepredigt wird, so bleibt es seitens der Männer, wenn sie überhaupt zuhören, doch meistens beim Hören, und selten wird einer dem Christentum gewonnen.

Dagegen ist es merkwürdig, daß die Frauen jener Kaffernstämme im allgemeinen für das Evangelium sehr empfänglich sind. Sie haben nicht nur ein offenes Ohr, sondern, wenn sie das Wort Gottes erfaßt und an ihrem Herzen erfahren haben, so halten sie es mit außerordentlicher Treue fest. Könnten die Frauen, wie sie wollten — sie sind aber von dem Willen ihrer Männer durchaus abhängig —, so würden sich unter der Leitung der Missionare zahlreiche Frauen-Gemeinden bilden. So aber werden sie einerseits gehindert, andrerseits aber haben sie ihr Christentum in fortgesetztem Kampfe zu behaupten. Einige Züge aus dem Leben jenes Kaffern-Volkes sollen das veranschaulichen.

Leider geben die heidnischen Kaffern häufig ihre Töchter, ehe sie verheiratet sind, zur Unzucht preis und treiben damit ein einträgliches Gewerbe. So wollte denn auch ein solcher Vater seine Tochter zu diesem Gewerbe zwingen. Die Tochter aber hing dem Evangelium an; sie hatte sich zur Taufe gemeldet und besuchte schon den Taufunterricht. Zu ihrem

Vater sagte sie: „Nach dem Gebote Gottes müßte ich Dir sonst zwar folgen, denn dieses Gebot sagt: ‚Ihr Kinder, seid gehorsam euren Eltern.‘ Dennoch kann ich in diesem Stücke nicht nach Deinem Willen thun, denn Du forderst etwas von mir, das vor Gott Sünde ist. Ich gehe nicht.“

Durch diese Widerrede aufs höchste erbittert, rief der Vater: „So werde ich Dich schlagen.“

„Gut,“ erwiderte die Tochter, „schlage nur zu, aber Deinen Willen thue ich nicht.“ Da holte der Vater einen Riemen herbei, mit dem die Ochsen angetrieben werden, und schlug damit unbarmherzig auf die Tochter los. „Willst Du nun?“ fragte er.

„Nein,“ antwortete die Tochter.

Nun folgten stärkere Schläge und die erneute Frage: „Willst Du nun?“ Trotz aller Schmerzen sagte die Tochter ganz ruhig und fest: „Nein, niemals.“

Da ließ der Vater ab und sagte: „Dein Gott ist stärker als ich.“

Seitdem ging sie ungehindert in den Taufunterricht, und der Vater verzichtete stillschweigend. Sie wurde durch die Taufe in die Gemeinde der Christen aufgenommen, ist aber wenige Jahre darauf in noch jugendlichem Alter an der Auszehrung gestorben. Sie sehnte sich danach, heimzugehen, und schied in freudigem Glauben an ihren Erlöser.

Eine Frau — die Nebenfrau eines noch heidnischen Mannes — hatte sich gleichfalls zur Taufe gemeldet. Ehe der Missionar sie in den Taufunterricht nahm, fragte er sie: „Hast Du Deinen Mann von diesem Schritte benachrichtigt, und ist er damit einverstanden?“

Die Frau erwiderte: „Mein Mann hat kürzlich vor unser aller Ohren erklärt, auf seinem Platze könne jeder thun, was er wolle; er werde niemand hindern, sich zur Taufe zu melden oder den Taufunterricht zu besuchen.“

„Gut,“ sagte der Missionar, „so kannst Du fortan in den Unterricht kommen.“ An dem angesetzten Tage erschien sie denn auch.

Am folgenden Tage kam der Mann dieser Frau im höchsten Zorne zu dem Missionar. Die Frau brachte er mit und stellte sie gleichsam als Missethäterin vor. „Wie kannst Du meine Frau in die Klasse nehmen!“ rief er; „wer hat Dir das Recht dazu gegeben?“

Ruhig erwiderte der Missionar: „Guter Freund, Du selbst hast mir das Recht dazu gegeben. Du hast allen Deinen Leuten erklärt, auf Deinem Platze könne jeder thun, was er wolle. Auch die Meldung zur Taufe und zum Besuch des Taufunterrichts werdest Du nicht hindern, hast Du gesagt.“

„Ja,“ sagte der Mann, „es ist so, und das Wort kenne ich wohl. Aber sie muß doch erst fragen. Sie darf nicht ohne mein Wissen in die Klasse laufen. Hätte sie mich gefragt, so würde ich es nicht verwehrt

haben.“ Und nun wandte er sich an die Frau. „Was willst Du nur mit Deinem Klassengehen? Das hilft Dir gar nichts. Getauft wirst Du doch nicht, denn solange ich das nicht will, geschieht es nicht.“

Da sah ihn die Frau groß an und sagte mit ruhiger Überlegenheit: „Wenn Gott will, daß ich getauft werde, kannst Du es nicht hindern.“

Aber in stolzer Entrüstung erwiderte der Mann: „Wie kann Gott etwas mit Dir thun, wenn ich nicht will?“

„O,“ erwiderte die Frau klug und ruhig, „er braucht Dich nur sterben zu lassen, dann bin ich frei.“

Da erschrak der Mann und schwieg. Jetzt war er auch nicht unwillig, als der Missionar noch einige Worte an ihn richtete und ihn mit liebreichem Ernste ermahnte, das Heil seiner Seele zu suchen. In bester Freundschaft schied er. Er selbst hat, da ich dies schreibe, die Taufe noch nicht begehrt, aber die Frau ist in die Christengemeinde aufgenommen worden.

Bei der Missions-Station Tabase im Tembu-Lande stehen etwas abseits von den Wohnungen der übrigen jenseits des Flusses einige verlassene und verfallene Kaffernhütten. Bis vor einigen Jahren wohnte dort ein gewisser Thomas, ein früheres Mitglied dieser Kaffern-Gemeinde. Der Missionar und die ganze Gemeinde hatten ihn mit bitterm Schmerze ausschließen müssen. Er hatte viel und schwere Sünden auf seinem Gewissen, denn mit seinen Töchtern trieb er schändlichen Handel. Dadurch wuchs sein Reichtum an Vieh, aber sein Herz verhärtete sich immer mehr.

Nun erbte er in der Nähe von Tsolo, etwa eine kleine Tagereise nordwärts, ein Stück Land und beschloß, dorthin zu ziehen und sich eine Farm zu gründen. Da war er der unmittelbaren Nähe der Station und überhaupt der Christengemeinden entrückt und befand sich in heidnischer Umgebung, und das gefiel ihm. Auch der Missionar und die Gemeinde konnten ja insofern zufrieden sein, als sie von einem schlechten Element und zumal von einem Verführer der jungen Leute befreit wurden.

Indessen die Sache lag doch nicht so einfach. Thomas hatte eine Frau, Judith mit Namen, die in allem sein Gegenteil war. Dem Leibe nach war sie schwach und hilflos; sie litt öfters an Epilepsie, und infolgedessen waren ihre Kräfte zerrüttet. Sie konnte nicht arbeiten und sich selbst nicht bedienen. Aber in dieser wahrhaft rührenden, gebrechlichen Hülle wohnte ein Herz, stark im Glauben an Gott. Sie hatte eine wahrhaft kindliche und herzliche Liebe zu Gottes Wort. Bei jedem Gottesdienste war sie bisher zugegen; sie kauerte in der Kirchkammer neben der Thür auf dem Boden. Jeden Morgen in aller Frühe konnte man sie an die Kirchmauer gelehnt sitzen sehen, wo sie wartete, bis die Gemeinde sich zum allgemeinen Morgensegen versammelte. Und dabei hatte sie jedesmal einen Weg von etwa einer halben Stunde zurückzulegen. Von ihrem Manne

hatte sie stets viel zu leiden. Er schalt, verachtete und verspottete sie sowohl wegen ihrer Hinfälligkeit als namentlich wegen ihrer einfältigen Frömmigkeit. Aber eben bei diesem schweren Stande war ihr Gottes Wort täglich Stärkung und Trost. Und nun sollte dieses arme Weib ihrem Manne folgen mitten unter die Heiden, wo sie sich nicht mehr mit der Gemeinde erbauen konnte? Das schien ihr unmöglich.

Sie ging zum Missionar und bat ihn unter vielen Thränen, ihr doch zu erlauben, in Tabase zu bleiben. Ihr Mann möge allein nach Tsolo ziehen, sie wolle sich gern von ihm trennen.

„Nein, Judith," sagte der Missionar, „das geht nicht an. Hast Du nicht öffentlich in der Kirche gelobt, Deinem Manne treu zu sein, bis der Tod Euch scheidet?"

„Ja," sagte sie, „aber ich habe doch auch dem HErrn JEsu Treue geschworen; dem gehöre ich an. Sein Wort habe ich immer gehört. Soll ich jetzt im Alter ihn verlassen?"

„Nein," erwiderte der Missionar, „den HErrn JEsum verlaßt Du nicht, der geht mit Dir. Er ist nicht an einen bestimmten Ort gebunden, er ist überall, wo ein Herz gläubig zu ihm betet. Er wird Dich auch ganz gewiß nicht aus seiner Hand reißen lassen."

Nun kam Judith mit einem andern Gedanken heraus. „Thomas," sagte sie, „geht nur dazu unter die Heiden, um sich dort eine andere Frau zu nehmen; und dann wird er mich wegwerfen. Was soll ich da erst mit ihm gehen?"

Hierin hatte sie wohl recht. Dennoch mußte ihr der Missionar sagen: „Noch hat Thomas sich keine zweite Frau genommen. Verläßt Du ihn jetzt, so hast Du den Bund mit ihm gebrochen. Wenn er sich in Tsolo eine zweite Frau nimmt und so Dich verläßt, dann, aber nicht eher, bist Du nach Gottes Wort frei von ihm und darfst hierher zurückkehren. Jetzt aber darfst Du ihn nicht verlassen." Es wurde dem Missionar schwer genug, so zu reden, aber er durfte nicht anders. Hatte doch Thomas selbst erklärt, er wolle, daß seine Frau mit ihm gehe; sie gehöre zu ihm.

Nach langen und schweren Kämpfen beugte sich Judith. So schwer ihr diese Lebensführung war, so sah sie in ihr doch den Weg, der ihr von Gott vorgezeichnet war. Sie ist im Gehorsam mit ihrem Manne gegangen, und Gott hat diesen Gehorsam nicht ungesegnet gelassen. Vor dem Abschiede hatte der Missionar noch Gelegenheit, mit Thomas ernst und eindringlich zu reden, und ermahnte ihn unter anderem auch, für Judith, seine Gattin, treu zu sorgen.

Seitdem waren Monate vergangen. Plötzlich am Abend vor dem 1. Advent erschien Judith ganz unerwartet in Tabase. Sie erklärte, jetzt da die Weihnachtszeit bevorstehe, habe sie nicht länger dort unter den Heiden

bleiben können. Sie habe solche Sehnsucht nach dem Worte Gottes gehabt, daß sie sich trotz des Verbotes ihres Mannes von Hause entfernt habe. Den ganzen weiten Weg — man braucht zu Pferde doch mindestens vier Stunden — hatte sie ganz allein zu Fuß zurückgelegt. Als sie an den Umtata-Fluß kam, war dieser angeschwollen. Da hatte sie sich am Ufer niedergesetzt und gewartet, ob der HErr ihr helfen würde, und siehe da, einige Kaffern waren des Weges gekommen und hatten sie hinübergebracht. Wer Judith kannte und ansah, mußte sich sagen: Es ist undenkbar, daß sie den weiten Weg allein und zu Fuß gemacht hat; aber der HErr hatte sie wunderbar gestärkt.

Durch Gottes Fügung war es geschehen, daß in Tabase entgegen dem ursprünglichen Plane das heilige Abendmahl gerade auf den 4. Advent gelegt worden war. So konnte Judith unverhofftertweise an der Feier teilnehmen, worüber sie sich unaussprechlich freute. In Tsolo hatte sie nie die Predigt des Wortes Gottes hören können.

Bei dieser schönen Weihnachtsfeier in Tabase war für den Missionar und seine Gemeinde nur ein Gedanke störend: Wird Judith wieder zu ihrem Manne zurückkehren, oder wird sie die Gelegenheit benutzen, vollends, da sie ohne Erlaubnis des Mannes entwichen ist, nun doch ganz in Tabase zu bleiben und die Trennung zu vollziehen?

Aber alle Zweifel, die man etwa noch in Judiths redlichen Willen gesetzt hatte, wurden beschämt. Einige Tage nach Neujahr erschien sie bei dem Missionar, um sich zu bedanken und Abschied zu nehmen. Es war ihr gar nicht anders eingefallen, als daß sie nur zum Besuch da sei. Mit ganz getrostem Mute und der Hilfe ihres Gottes gewiß, trat sie zu Fuß den weiten und beschwerlichen Weg an. Wenn man sich überlegt, was ihrer von seiten ihres Mannes wartete, so wird man sagen müssen: Sie ist ein tapferes Weib, eine Heldin im Ertragen; und dazu hat sie allein der lebendige Glaube an ihren Heiland gemacht. Gott wird ihren Mut und ihren Gehorsam auch weiter gesegnet haben.

Eine Radfahrt auf Tod und Leben.

Skizze aus Canada. Von A. Theinert.

Trotzdem ich in Pelzen steckte von Kopf bis zu Füßen, fror ich erbärmlich in dem über die eisharte Schneekruste gleitenden Schlitten. Vor acht Wochen noch in den Tropen, in Singapur, wo ich fünf Jahre geweilt hatte, und jetzt, Mitte Januar, im Nordwesten Canadas! Kein Wunder, daß es mir schwer wurde, mit der grimmen Kälte mich abzufinden. Ich hätte den Besuch bei Schwager und Schwester auf den Sommer verschieben sollen, wie es auch mein Arzt mir dringend angeraten hatte, aber gerade der so lange entbehrte nordische Winter hatte mich unwiderstehlich gelockt. Da war ich nun in der spärlich angesiedelten Wildnis auf dem Heimwege nach unserer Farm, die ich am Morgen verlassen hatte, um an einem Festessen teilzunehmen, zu dem ein etliche Meilen entfernt wohnender, befreundeter Nachbar mich eingeladen hatte.

In Träumereien versunken, fuhr ich in der hereinbrechenden Dämmerung dahin, als plötzlich das Pferd scheute, einen Seitensprung machte und stürzte. Der leichte Schlitten wurde herumgeschleudert, prallte heftig gegen einen über den Schnee herausragenden Baumstumpf, und ich flog von meinem Sitze. Zu Schaden war ich nicht gekommen und rasch auf den Beinen. Die alsbald vorgenommene Untersuchung ergab, daß „Ajax" den linken Vorderfuß übertreten hatte, und daß die eine Schlittenkufe entzweigegangen war. Pferd und Schlitten unbrauchbar, und bis nach Hause noch zwei Meilen — nette Lage das!

Ich schirrte das Pferd ab und zog, den Schlitten stehen lassend, das hinkende Tier an langem Zügel hinter mir her. Das Marschieren in den dicken, schweren Kleidern brachte mein Blut in raschen Umlauf, und die Kälte machte sich nicht mehr so empfindlich fühlbar als vorher.

Endlich trat ich aus dem Walde heraus auf die heimische Lichtung, und mein lauter Anruf brachte Peter, den Knecht, aus dem nahen Stallgebäude herbei. Als er erfahren hatte, was sich ereignet, fing er an zu jammern: „Was wird der Herr dazu sagen? Ein halbes dutzendmal schon hat er nach Ihnen ausgeschaut und mir eingeschärft, mich bereit zu halten, abzufahren, sobald Sie kämen."

„Was ist denn los?" fragte ich. „Wo sollen Sie denn in der Nacht hin?"

„Zum Arzt, Herr, das Kind ist krank geworden.“

Ich eilte dem Wohnhause zu, so rasch meine Pelzvermummung mir das gestattete.

„Gott sei Dank, daß Du da bist, Fred!“ begrüßte mich Schwager Max. „Wir haben uns schon schwer geängstigt. Peter muß sich sofort auf den Weg machen, ich glaube, Annie hat die Diphtheritis.“

Max mochte übertreiben, er mochte sich irren in seiner Voraussetzung, möglich aber war's immerhin, daß er recht hatte. Was blieb mir übrig, als zu beichten.

Jedes Haar hätte ich mir einzeln ausreißen mögen, als ich sah, wie meine Mitteilung ihn berührte, den armen Kerl. Er machte mir keine Vorwürfe über Verspätung und nachlässiges Kutschieren, wie ich's verdient hätte, er that sich großen Zwang an, äußerlich ruhig zu erscheinen, aber daß er nahezu verzweifelte, war unverkennbar.

„Höre, Max,“ versuchte ich zu trösten, „die Sache ist vielleicht nicht so schlimm, und es handelt sich um eine einfache Halsentzündung. Annie hat ja schon ein paar Tage über Schlingbeschwerden geklagt, war aber ganz munter und bei Appetit.“

„Aber im Laufe des Tages hat sich ihr Befinden beständig verschlimmert!“ rief mein Schwager. „Jetzt fiebert sie heftig, der Hals ist stark entzündet, und Du weißt, wie schnell es bei der Diphtheritis geht. Wenn Annie stürbe — es wäre auch der Tod meiner Frau. Und jetzt keine Möglichkeit, den Doktor schnell herbeizuschaffen!“

„Wenn es so steht, beruhige Dich,“ versetzte ich entschlossen, „der Arzt soll herbei.“

„Du willst ihn holen, Fred?“ fragte er erstaunt. „Möchte wissen, wie Du das machen willst? Wenn man zu Fuß nach der Stadt könnte bei Nacht und diesem Wetter, wäre ich schon selbst gelaufen.“

„Sei unbesorgt,“ lachte ich etwas gezwungen, „ich gehe nicht zu Fuß, die Sache läßt sich viel einfacher einrichten: ich mache die Fahrt auf meinem Rade und zurück komme ich mit dem Doktor in dessen Schlitten.“

„Auf Deinem Rade!“ erwiderte er. „Hm, möglich wär's, über den festgefrorenen, steinharten Schnee. Aber bei dieser Bärenkälte solch eine nächtliche Fahrt zu wagen, wäre Tollkühnheit.“

„Ganz und gar nicht. Du weißt nicht, was ein guter Fahrer leisten kann. Zwölf Meilen! Bah, eine Kleinigkeit! Bin geschwinder in Newbury als mit dem Schlitten; und was die Kälte anbelangt, so wird das Pedaltreten mich schon warm machen. Also, ängstige Dich nicht um mich.“

„Meine Frau würde es nie zugeben, sie kennt die Gefahr.“

„Nun, so sage ihr nichts davon.“

Max überlegte eine Weile. „Gut," meinte er schließlich, „ich will schweigen, Klara soll nichts erfahren von Deinem Vorhaben."

Er setzte sich ans Pult und schrieb ein paar Zeilen, während ich in aller Eile das für mich aufgetragene Abendessen verzehrte. Damit fertig, zog ich mein Rad aus der Kammer, in der es seit vierzehn Tagen unberührt gestanden hatte. Die Maschine war erst ein paarmal benutzt worden, sie war so gut wie neu und das Werk einer bekannten Fabrik. Ich putzte und ölte zehn Minuten daran herum und wußte, daß ich mich jetzt auf die Leistungsfähigkeit des Stahlrosses verlassen konnte.

Dann legte ich Mokassins an, ein dick wattiertes Wams und darüber den Pelzrock. Als ich die Biberkappe aufsetzte und die Ohrlappen unterm Kinn befestigte, trat der Schwager, der inzwischen nach dem Kinde gesehen hatte, gerade wieder in die Wohnstube.

„Es ist die höchste Zeit, daß Du aufbrichst, Fred," sagte er voller Angst, „Annie liegt im Fieber und phantasiert."

„Bin schon fertig," versetzte ich. „Übrigens, wo ist der Revolver, den Du mir gestern gezeigt hast? Ich möchte ihn mitnehmen. 's ist immer gut, eine verläßliche Waffe zur Hand zu haben."

„Gewiß, gewiß! Nimm ihn nur. Geladen ist er. — Und, nicht wahr, Fred, Du sorgst dafür, daß Doktor Brown nicht zögert."

„Verlaß Dich darauf, Schwager, ich bringe ihn ungesäumt." Damit hatte ich die Maschine vors Haus gestoßen, ein kurzer Anlauf, ein Sprung! und leise knirschend rollten die Räder über den harten Schnee.

Doktor Brown war ein Freund der Familie, öfters schon hatte er uns besucht seit meiner Ankunft und ich ein halbes dutzendmal, bei Tag und Nacht, ihn begleitet nach Newbury. Den Weg dorthin kannte ich also; keine Gefahr lag vor, mich zu verirren. Zuerst kamen vier Meilen offene Ebene, dann eine bewaldete Hochfläche mit sanft abfallenden Böschungen, nachher die breite Thalsohle des Flusses, und von der diesen überspannenden Brücke noch anderthalb Meilen bis zu den ersten Häusern des Städtchens.

In zehn Minuten war die Ebene durcheilt und die Auffahrt begann. Schwerer mußten die Beinmuskeln arbeiten als bisher, aber der Fall der Hügellehne war ein gleichmäßiger und nicht steil genug, meine Schnelligkeit erheblich zu verringern.

Aufwärts, höher und höher! Der Wald nahm mich auf. Die schneebeladenen Äste der mächtigen Tannen reckten sich über den Weg hinaus und zeichneten schwarze, scharf markierte Schatten auf den weißen, im Mondscheine glitzernden und glänzenden Untergrund.

Mir wurde warm; ich öffnete ein paar Knöpfe des Pelzrockes und meine Hand berührte den Kolben des Revolvers. Warum hatte ich den eigentlich mitgenommen? Ja, richtig! Bei dem Festessen war von Wöl-

sen die Rede gewesen, einer der Gäste hatte berichtet, daß nach Norden zu ein großes Rudel sich gezeigt habe. Mir war's auf einmal gar nicht mehr recht geheuer. Scheu blickte ich nach rechts und links, aber nichts regte sich. Stille, Todesschweigen ringsum, nichts vernehmbar als das Knistern des Schnees unter den rollenden Rädern.

Da! Was war das? Ein durch die reine, frische Luft zitternder Laut, aus den Waldestiefen kommend von weit her. Und jetzt wieder und wieder, wie das Klagen einer erwachenden, über die Wipfel hinstreichenden Windsbraut.

Ich schaute aufwärts: unbeweglich, wie aus Stein gemeißelt, ragten die Tannen himmelwärts, nicht das schwächste Anzeichen einer Wetteränderung wahrzunehmen.

Gott sei Dank, daß die Steigung bald überwunden, die Hochfläche bald erreicht war. Dort, rechts von mir, tauchte ja schon die verödete Rodung auf, wo vor ein paar Jahren noch das niedergebrannte Gehöft gestanden hatte. Als ich meine Blicke über die in den Wald einschneidende Blöße fliegen ließ, drang von neuem der unheimliche Laut an mein Ohr. Näher als vorhin, langsam anschwellend und wieder ersterbend. Vom jenseitigen Ende der Lichtung tönte es zu mir herüber, aber zu sehen war dort nichts.

Weiter sauste ich auf der Maschine und nicht länger bergan. Die offene Stelle war nahezu passiert, zum letztenmal spähte ich forschend drüber hin und diesmal sah ich etwas, sah vom dunklen Rande des Forstes dunkle Punkte sich lösen und über den weißen Grund huschen.

Einen Augenblick schien das Blut zu stocken in meinen Adern, die Beine wollten den Dienst versagen, aber einen Augenblick nur, im nächsten raste ich weiter.

Wölfe! Kein Zweifel mehr, die dunklen Punkte waren Wölfe. Sie hatten mich gespürt, sie jagten auf mich los, sie setzten hinter mir her.

Ich hatte schon Tüchtiges auf dem Rade geleistet, aber so wie an jenem Abend war ich vorher sicherlich noch nie gefahren. Die Strecke war eben und hart, die Räder schnurrten darüber hin mit kaum verspürbarer Reibung. Mir kam's vor, wie wenn ich still stünde, und die Tannen vor mir vorbeischwebten wie Gespenster.

Weiter, weiter! Rascher, rascher! Kein anderer Gedanke.

Ich wußte, daß ich verfolgt werde, und bald merkte ich auch, daß meine Verfolger mir auf den Fersen waren, daß der Zwischenraum zwischen uns sich verringerte, langsam aber sicher. Schon konnte ich sie hören: ein kurzes, heiseres Keuchen und Schnaufen, das Trappeln der Pfoten auf der Schneekruste.

Ich biß die Zähne aufeinander und strengte jeden Nerv an. Gern



„Als ich erkannte, daß die Bestie zum neuen Sprunge sich zusammenraffte, feuerte ich.“

hätte ich einen Blick nach rückwärts geworfen, aber ich wagte es nicht, die Augen vom Wege abirren zu lassen. Nur vorwärts mit aller Kraft!

Aber die Tiere waren doch schneller als ich. Mir zur Rechten tauchte plötzlich ein Schatten auf, eine spitzige Schnauze, ein aufgesperrter Rachen, aufgerichtete Ohren.

Der Schatten wurde länger; zu den Ohren gesellte sich ein Hals, gesträubte Schulterhaare und in regelmäßigem Takte eilig sich bewegende Beine.

So blieb's eine Weile; wir flogen nebeneinander hin, der Schatten und ich, bis die Straße einen Bogen machte, dann schmolzen in dem Moment, da die Maschine, dem Druck auf die Lenkstange gehorchend, nach rechts sich drehte, der Schatten und der jetzt sichtbar werdende schattenwerfende Körper zusammen. Ich sah die geifernden Kiefer, die glänzenden Fänge, die zwischen ihnen heraushängende rote Zunge, die unter zottigen Brauen wie glühende Kohlen leuchtenden, mordgierigen Augen.

Ich hatte kaum Zeit, dieses Bild in mich aufzunehmen, da sprang der Wolf auch schon auf mich zu, aber rasch schwenkte ich nach links ab, und er sprang zu kurz. Mit einem scharfen Schnapp schlug der Rachen zu, keine drei Zoll von meinem Unterschenkel.

Ich riß den Revolver aus dem Gürtel, ließ die nach dem Sprunge ein paar Yards zurückgebliebene Bestie herankommen, bis ihre Schnauze fast mein Knie berührte, und als ich erkannte, daß sie zum neuen Sprunge sich zusammenraffte, feuerte ich.

Die Kugel hatte gut getroffen. Lautlos brach der Wolf zusammen, und ich raste weiter.

Ein Blick über die Schulter zeigte mir, wie das nachsetzende Rudel über den gefallenen Führer sich stürzte, und für mich war eine kostbare Minute gewonnen.

Aber viel mehr als eine Minute war's auch nicht. Rasch hatten sie aufgeräumt, die hungrigen Raubtiere, und nur noch gieriger als zuvor jagten sie wieder hinter mir her.

Lange konnte ich es nicht mehr aushalten, das war mir klar, und die Verzweiflung begann mich zu packen. Meine Beine arbeiteten nur noch automatisch, ängstlich schielte ich nach rechts und links in Erwartung eines zweiten Schattens. Aber keiner tauchte auf, das Keuchen und Schnaufen drang schwächer und schwächer an mein Ohr, das Trappeln der Pfoten war gar nicht mehr vernehmbar.

Ah! es ging bergab, erst jetzt wurde ich mir dessen bewußt, und mit diesem Bewußtsein hielt die Hoffnung wieder Einkehr.

Rascher und rascher rollte die Maschine, getrieben durch die Schwerkraft, und meine erschöpften Muskeln konnten sich erholen.

Ich näherte mich dem Flusse, der in seinem reißenden Laufe der Macht des Frostes bisher getrotzt hatte. Schon hörte ich ihn rauschen und tosen, ich sah, wie die Mondstrahlen in den mächtigen, von den Brückenjochen herabhängenden Eiszacken glitzernd sich brachen.

Ich schaute rückwärts. Die Wölfe hatten die Verfolgung nicht aufgegeben, aber sie schienen erschöpft; über eine lange Strecke waren sie zerstreut, und die nächsten etliche hundert Yards von mir entfernt. Ich überflog mit den Augen den jenseitigen Aufstieg. Konnte ich den glücklich überwinden, dann war ich gerettet.

Blitzgeschwind schoß ich über die Brücke, und dann fing ich an die Pedale zu treten mit aller Kraft, die ich noch besaß. In Strömen lief mir der Schweiß über das Gesicht, und meine Knöchel brannten, wie wenn sie in geschmolzenes Metall getaucht worden wären.

Endlich — endlich war ich oben, und mich halb umwendend, gewahrte ich den vordersten Wolf gerade über die Brücke preschend.

Wieder zog ich den Revolver und schoß, dreimal rasch nacheinander. Zum Glück hatte ich gut gezielt, auch dieser Verfolger stürzte und wurde von den Kameraden zerrissen.

Vor mir tauchten die ersten Lichter in den Häusern Newburys auf. In der nächsten Minute war ich zwischen ihnen und sah menschliche Gestalten sich bewegen.

Das Rad rollte weiter, ich hatte die Kontrolle darüber verloren. Alles schien sich im Kreise um mich herumzudrehen. Ich wußte, daß ich fiel, ich konnte nicht abspringen, aber starke Arme fingen mich auf, und ich hörte aus dem mich umschwirrenden Stimmengewirr den tiefen Baß Doktor Browns heraus.

„Sie!“ rief er. „Mensch, wo kommen Sie her? Sind Sie toll? Was fällt Ihnen ein, bei Nacht und bei dieser Kälte?“

„Doktor — wir — haben — Sie — nötig — daheim,“ keuchte ich mühsam. „Ich bin gekommen, Sie zu holen.“

Eine halbe Stunde später saßen Brown und ich im leichten, mit zwei famosen Trabern bespannten Schlitten und fuhren, begleitet von einigen mit Fackeln versehenen und bewaffneten Männern zu Pferde, unserem Ziele zu. Von den Wölfen war nichts mehr zu sehen, sie scheuten das Licht und den Lärm unseres Zuges.

Ich brachte den Doktor, wie ich's versprochen, und ich brachte ihn gerade zur rechten Zeit. Annie hatte in der That die Diphtheritis, und der Arzt mußte all seine Geschicklichkeit aufbieten, ehe die Rettung gelang. So war denn wenigstens meine furchtbare Radfahrt nicht vergeblich gewesen.

Der letzte Piratenzug der Korsaren von Tunis.

Im Jahre 1814 ging die Regierung des alten Hamuda Pascha zu Ende, welcher nach der fatalen Tasse Kaffee plötzlich starb, nachdem er lange regiert und mit wechselndem Glücke gegen den übermütigen Nachbar, den Dey von Algier, zu Wasser und zu Lande Krieg geführt hatte. Bei seinem Barte hatte er einst geschworen, jenem nicht mehr Tribut zu zahlen und willfährig zu sein, sondern sich von der erniedrigenden Abhängigkeit zu befreien, was ihm auch in der That gelungen war. Den Bruder Hamudas, Sidi Otman, den rechtmäßigen Thronerben, dessen sämtliche Verwandte und andere Rivalen ließ der Hussеinide Sidi Mahmud durch Dolch und Gift beseitigen und regierte alsdann das Land, wie ein italienischer Chronist sagt, „ohne Anstand und ohne Nebenbuhler" nach seiner Weise. Diese war nicht gerade die sanfteste; bald hatten auch wieder die europäischen Seefahrer mehr als früher von den tunesischen Piraten zu leiden, welche auf Beute und Menschenraub ausgingen. Sidi Mahmud begünstigte dieses vorteilhafte Gewerbe nach Kräften und strich schmunzelnd seine Prozente vom Raube ein. Auch hatte er seiner Meinung nach noch Rache zu nehmen für die vor nicht langer Zeit seinem Staate durch die „Christenhunde" zugefügte Schmach: hatten doch die Venetianer eine der bedeutendsten Städte Tunesiens, das reichbevölkerte Sfaks, welches freilich ein wahres Seeräubernest gewesen war, gründlich zusammengeschossen. Der Bey träumte gern von früheren Tagen, als zum Beispiel zu Haireddins Zeit allein in der Kasbah (Burg) der Stadt Tunis 20,000 Christensklaven eingeschlossen waren und auf dem alten Sklavenmarkte das Gewerbe des Menschenhandels blühte.

Nun, Mahmud Bey that, wie gesagt, alles, um den Seeraub, das althergebrachte Privileg der Barbaresken, wieder in Schwung zu bringen. Da lag z. B. auf der Reede von La Goletta, der Hafenstadt von Tunis, eine ganz stattliche Flotte von Kriegsschiffen, darunter eine Gabarre von vierzig Kanonen, zwei Schebecken, jede von sechsunddreißig Kanonen, zwei solche von sechzehn Kanonen, acht oder zehn andere Schiffe und etliche Kanonenboote. Noch vom algerischen Kriege her waren die Schiffe ziemlich gut ausgerüstet und seetüchtig. Im Kriege freilich hatten sie keine sehr glänzende Rolle gespielt, sondern sich vor der feindlichen Flotte unter die schützenden Kanonen des Forts zurückgezogen, ohne sich den auf offener See wartenden Algeriern zum Kampfe zu stellen. Die Braven hatten dort eben eine andere Aufgabe gewittert, als das zur lieben Gewohnheit gewordene Überfallen und Ausplündern wehrloser Kauffahrer; den Schwachen gegenüber hatte immer „auch der Mameluck Mut gezeigt". Der biedere

Landesvater hörte nun eines Tages von einem gelehrten Mollah den Grundsatz aussprechen, es sei verwerflich, die Hilfskräfte eines Landes nicht zu dessen Nutzen und Wohlfahrt zu verwenden. Darüber dachte er bei der Pfeife nach und befahl dem Sklaven, den dienstthuenden Adjutanten herbeizurufen, während der „Pfeifenbewahrer" neue Tschibuks mit köstlichem Latakiatabak stopfte. Der Sklave holte den Adjutanten, der Adjutant den ersten Minister. Diesem, welcher erst vor kurzem an die Stelle des unbequem gewordenen und deshalb „beseitigten" Mariano Stinca gesetzt worden war, teilte der Bey seine Idee mit und weidete sich nicht wenig an der pflichtgemäßen grenzenlosen Bewunderung, womit sein Getreuer die Weisheit des Herrn anhörte. Plante dieser doch nichts anderes, als einen munteren Korsarenzug aus dem „ff", wobei die Kriegsschiffe von La Goletta die herrlichste Verwendung finden konnten. Es war dabei auf Landung, womöglich Überrumpelung einer ganzen Stadt und Gewinn unermeßlicher Beute abgesehen. Nach längerem Überlegen, wer unter den höheren Offizieren und Kapitänen seiner Mordgesellen am geeignetsten zur Leitung des Unternehmens sei, fiel die Wahl auf den berüchtigten Mustapha Raïs. Dann ging es schnell vorwärts mit den noch erforderlichen Rüstungen, und noch im September 1815 konnte das Geschwader, bestehend aus acht Fahrzeugen, in See stechen, um seinem unheimlichen Zweck nachzugehen.

Einen bestimmten Plan hatte der Admiral nicht entworfen, auch waren ihm in dieser Beziehung weiter keine Befehle erteilt worden. Nach echter Seeräubermanier gedachte er, auf gut Glück zu operieren und jede günstige Gelegenheit beim Schopfe zu erfassen. Freilich bot sich letztere nicht mehr so leicht wie früher. Durch die vorhergegangenen langjährigen europäischen Kriegswirren hatten Handel und Schiffahrt auch auf dem Mittelmeere arg gelitten, und wenige Kauffahrer durchkreuzten das Meer, obenein in größerer Gesellschaft und unter englischer, von den Piraten respektierter Flagge segelnd. Englische Kriegsschiffe lagen bei Minorca und Malta, vorläufig noch in Ruhe; und was den Hauptzweck des gegenwärtigen Unternehmens anlangte, so war dieser, eine Landung an europäischer Küste, erst recht erschwert. Die Küstenbewohner waren auf ihrer Hut; schon längst hatte man an besonders bedrohten Stellen feste Wacht- und Schutztürme errichtet, welche noch jetzt großenteils erhalten sind und sich an der italienischen Küste bis an den Meerbusen Genua hinauf vorfinden. Nach erlangter Gewißheit vom Herumschwärmen der Korsaren und bei zu befürchtendem Angriff derselben wurde die Wachsamkeit verdoppelt, und durch Signale mittelst Kanonenschüsse und Leuchtfeuer warnte man sich gegenseitig vor dem Herannahen des schrecklichen Feindes.

Mustapha Raïs kreuzte an der italienischen Küste hin und her, machte auch mehrere Landungsversuche, doch fruchtlos, und einige gelegentlich in

seine Hände gefallene gute Prisen, Barken von geringem Gehalt, konnten nicht für den erhofften Hauptschlag entschädigen. Der Admiral befand sich infolgedessen in schlechtester Stimmung; die Befehlshaber seiner Schiffe konnten ihm nicht helfen, machten ihm im Gegenteil heimlich Vorwürfe, und die Besatzung grollte und murrte bedenklich, als bereits mehrere Wochen verstrichen waren und ihrer Raublust noch immer nicht Genüge geschehen. Sie verlangten heimwärts. Das war dem Admiral ein Gedanke, den er weit von sich wies. Mit leeren Händen zurückkehren, hieß das Schicksal herausfordern; er wußte wohl, was ihm in diesem Falle von seiten des grimmen Mahmud Bey blühte, weil er allein oder doch hauptsächlich für das Mißlingen des so hoffnungsvoll begonnenen Unternehmens verantwortlich gemacht werden würde. — So saß er grübelnd eines Abends allein in seiner geräumigen und mit kostbaren Teppichen prachtvoll ausgeschmückten Kajüte an Bord des „El Essed“, seines Admiralschiffes; eine Pfeife um die andere, ein Glas Grog nach dem anderen wurde geleert. Mustapha war kein skrupulöser Muselmann, ließ sich vielmehr Wein und geistige Getränke trefflich munden und wußte sie, wie eben jetzt, als Sorgenbrecher zu schätzen. — Das Geschwader befand sich auf der Höhe von Terracina und kam, südlichen Kurs haltend, bei schwachem Winde kaum merklich vorwärts. Da ließ sich zu später Stunde der Kapitän der zweitgrößten Schebecke, Sidi Abdallah, beim Admiral melden und wurde alsbald ziemlich griesgrämig von demselben empfangen. Nach den hergebrachten Begrüßungen ließ sich Abdallah nieder und sprach folgendermaßen:

„Was Dich betrübt, o Mustapha, ist keinem von uns ein Geheimnis: lastet doch auf allen schwer die Unthätigkeit und Erfolglosigkeit. Du grübelst nun darüber nach, ob Du uns nach Westen an die spanischen Küsten, oder östlich ins Adriatische Meer führen sollst. Wenn Du aber einen guten Rat hören willst, so kann ich ihn Dir vielleicht geben und Deiner Thatkraft eine ersprießliche Bahn zeigen.“

„Sprich, Abdallah,“ entgegnete Mustapha, „und gesegnet seien Deine Worte, falls sie meine tief gesunkene Hoffnung wiederbeleben.“

Und nun erzählte Abdallah von den reichen und blühenden Eilanden, welche nahe der Südwestküste Sardiniens gelegen sind und mit ihren kleinen Schiffen nach dem Festlande, Sardinien und den Balearischen Inseln eifrig Handel treiben. Wenig Getreide, doch Wein und Früchte von vorzüglicher Güte und in großer Menge werden daselbst gebaut, die Berge sind wildreich, das Meer wimmelt von Fischen und der Thunfischfang vor allem ist eine ergiebige Quelle der Wohlhabenheit. — Vor vierzig Jahren hatten tunesische Korsaren eine jener Inseln, San Pietro, gänzlich ausgeplündert, vor sieben Jahren Algier fast die ganze Bevölkerung derselben in die Sklaverei geführt. Einzelnen kecken Seeräubern waren noch kürzlich Hand-

streiche gelungen: so war z. B. letzthin der toskanische Premierminister Seratti in jenen Gewässern von einem tunesischen Korsaren gefangen und zum Sklaven gemacht worden, gerade der Mann, welcher als Gouverneur von Livorno beim Großherzog die Freilassung der daselbst im Bagno unter hartem Joche seufzenden tunesischen Gefangenen durchgesetzt hatte. Die Bevölkerung jener Inseln ist sanften Charakters, eingeschüchtert durch die früher erlittenen Gewaltthaten der Piraten, und militärische Besatzung kaum vorhanden. Also könne ein dorthin gerichteter Überfall kaum fehlschlagen und würde sicher reiche Frucht tragen.

Mustapha Raïs war der lebhaften Schilderung des Kapitäns mit Interesse gefolgt. Die Idee leuchtete ihm ein und war jedenfalls besser, als langwierige Fahrten weiter ins Ungewisse zu unternehmen. Er dankte Sidi Abdallah, als dieser sich verabschiedete, und versprach, den Vorschlag zu überlegen. In der That war er am nächsten Morgen zum Entschluß gekommen. Der Kurs wurde nach Südwesten auf das sardinische Kap Spartivento gerichtet.

Dem Seefahrer bietet sich ein entzückendes Bild, sobald er von Osten kommend jenes Kap umschifft hat und dann nordwärts steuert: eine vor Winden geschützte weite Bucht, die Bai von Palmas, liegt vor ihm, zur Rechten und geradeaus von den einsamen und wilden, doch an kostbaren Erzen reichen Waldgebirgen Sardiniens, zur Linken von den schöngeformten Bergen der Insel Sant' Antioco umkränzt. Ewiger Frühling herrscht auf dieser glücklichen Insel, und wo das Land urbar gemacht und angebaut ist, trägt es hundertfältige Frucht; auch wird sie nicht von den gefürchteten Fiebern heimgesucht, welche Sardinien gefährlich machen, da die Seeluft dieselben vertreibt. Die Bewohner sind ein arbeitsames Völkchen, und ihr Hauptort, ebenfalls St. Antioco genannt und im Hintergrund der Bai gelegen, ist seit langem ein wohlhabendes und blühendes Städtchen. Über demselben thront seitwärts nach der Seeseite zu auf stolzer Höhe eine alte Burg aus früheren Jahrhunderten, bisher mehr als ein Schmuck der pittoresken Gegend als für ernstliche Verteidigungszwecke geschätzt, doch immerhin in leidlichem Zustande erhalten, schon weil sie einer freilich recht unbedeutenden Besatzung von ein paar Dutzend Soldaten als Besatzung dient. Zur Zeit unserer Erzählung befahl dort oben ein jugendlicher Kommandant, der wackere Don Luigi Altamare, welcher erst kürzlich diesen Posten übernommen und für sich und seine Schwester, die fünfzehnjährige Donna Maria, ein paar Turmzimmer wohnlich und behaglich eingerichtet, auch die Verteidigungswerke mit Hilfe der achtundzwanzig Mann, welche unter seinen Befehlen standen, einigermaßen in stand gesetzt hatte.

An einem herrlichen Frühmorgen, wie er unter jenem Himmelsstriche dem Herbste eigen ist, war die Ruhe und Glückseligkeit, welche sonst über

Frühlingstrost.

Der Frühling schritt den Berg hinan,
Sein Silberhorn zu blasen;
Ei! welch ein Leben da begann
Ringsum auf Rain und Rasen!

Da sprang manch weißes Blütenkind
Aus seinem braunen Häuschen,
Die Weidenknospe tanzt im Wind,
Als wär's ein graues Mäuschen.

Schneeglöckchen wird und Primel wach
Und auch die andern Schläfer,
Froh summen ihren Gutentag
Die goldberockten Käfer.

Und auch der lieben Rosen Schar
Ist prächtig aufgegangen
Und nimmt mit ihren Reizen gar
Die ganze Welt gefangen.

So weckt des Frühlings Zauberhorn
Rings neues muntres Leben —
Und sollt' er mir, den mancher Dorn
Geritzt, kein Röslein geben? N. Z.



der Bai von Palmas und ihren Gestaden lagerte, in Schrecken und Angst verwandelt worden. Es war zwei Tage nach dem Abend, an welchem Abdallah die Aufmerksamkeit des tunesischen Piratenadmirals auf diese Gegenden gelenkt hatte. Nachts und in der Morgendämmerung hatten Warnfeuer und unaufhörliche Kanonenschüsse, erst aus der Ferne, dann immer näher, endlich von der im sardinischen Küstenlande gelegenen Stadt Palmas herüber, die Bewohner von St. Antioco von der herannahenden entsetzlichen Gefahr in Kenntnis gesetzt. Die Kirchenglocken gaben das Alarmsignal. Die Städter wurden aus friedlicher Nachtruhe aufgeschreckt. Allgemeine Bestürzung herrschte: war doch der unerbittliche Korsar im Anzug! Die Männer versammelten sich in Eile auf der Piazza, sonst der Stätte gemütlicher Plauderei zum Austausch der Neuigkeiten, und der Rat tagte im Munizipalgebäude bei flackerndem Kerzenschein. Die Weiber wehklagten und jammerten, und Vorsichtige waren bereits aufs Fortschaffen ihrer Kinder und der Habe bedacht. Die Zeit drängte, denn jeden Augenblick konnte sich das Unwetter über den Häuptern der Armen entladen, und schnell mußte ein Entschluß gefaßt werden. Rat und Bürgerschaft sahen ein, daß zum Retten ihres Eigentums wahrscheinlich nicht mehr genügend Zeit sein würde. Und sollte man die Früchte sauren Schweißes und langjähriger Arbeit ohne weiteres preisgeben, um nur das nackte Leben und die Freiheit zu retten? Dies widerstrebte den wackeren Männern um so mehr, als sie an ihre Angehörigen und deren Zukunft dachten. Nichts würden die Seeräuber schonen und lieber vernichten, was sie nicht fortschleppen könnten; eine rauchgeschwärzte Brandstätte aus der Heimat machen. Man beschloß also, sich zu verteidigen, so gut es ging, wozu besonders der vom Kommandanten der Burg gesandte Bote in dessen Auftrag dringend geraten hatte. Wohl war die Stadt ummauert, doch gerade nach der Seeseite zu die Ringmauer arg vernachlässigt; wohl schützte die Burg den westlichen Stadtteil, doch immerhin blieb das Unternehmen gegenüber einer größeren Macht ein verzweifeltes.

Einmal der Entschluß gefaßt, ging es schnell an die Ausführung desselben. Weiber, Kinder und Greise begaben sich auf die Flucht, teils ins Innere der Insel, teils auf die Burg, deren Thore sich den Hilflosen öffneten. Ein langer Zug von Flüchtenden, die mühsam ihre kostbare Habe fortschleppten, bewegte sich nach der Höhe. Die wehrhaften Männer indes bewaffneten sich, um sich alsbald an der Seeseite zu sammeln und dem Feinde mit dem Mute der Verzweiflung entgegenzutreten, willig sich den in Eile erkorenen Führern unterordnend.

Der letzte Hoffnungsschimmer, daß vielleicht das Unwetter vorüberziehen möchte, verschwand, als bald nach Tagesanbruch im Süden die Segel der Barbaresken auftauchten, direkt in die Bai auf St. Antioco los-

steuernd. Lauter wurde das Wehklagen der Flüchtenden, welche sich nun alle nach der Landseite begaben; die Thore der Burg schlossen sich und wurden verrammelt. Die Verteidiger der Stadt unter der Oberleitung des Podestà hatten sich kaum auf ihre Posten verfügt, als schon, zu ihrem Schrecken mit acht Schiffen, die Piraten in nächster Nähe vor Anker gingen. Noch immer drängten sich in den Gassen die Fliehenden, deren viele erst spät zur Flucht bereit geworden waren. Mit finsterem Ernste und zum Äußersten entschlossen harrten die Männer des Angriffs der wüsten Schar, welche sich nun tobend auf ihre friedliche Insel ergoß; konnten sie doch das Ausschiffen derselben nicht verhindern und mußten sich bei ihrer geringen Zahl dem übermächtigen Feinde gegenüber auf die Defensive hinter der Mauer beschränken. Ihr Los schien im voraus entschieden, doch furchtlos sahen sie dem Tode entgegen.

In ungeregelten Haufen sammelten sich einige hundert Schritte westlich von Burg und Stadt die Mauren. Mustapha Raïs war noch an Bord geblieben. Vom Admiralschiffe aus beobachtete er im Kreise seiner Offiziere die Situation und glaubte, den Widerstand leicht besiegen zu können. Die Reihen der Verteidiger beobachtend, lächelte er höhnisch im Hinblick auf ihre geringe Anzahl und den schlechten Zustand der Stadtmauer. Auch die Burg schien ihm kein ernstliches Hindernis zu sein, im Gegenteil, ein leicht zu überwindender Gegenstand des Angriffs. Wohl hatte er schon während der Fahrt den Zug der Flüchtlinge dorthin bemerkt, doch hielt er einen Versuch, sich ohne Verluste durch List und Treulosigkeit der Stadt und Burg zu bemächtigen, für angebracht und sandte demgemäß Befehle an die unter Sidi Abdallahs Führung gelandeten Truppen. Alsbald trennten sich zehn Mann von denselben und schlugen, mit grünen Zweigen in der Hand als Zeichen friedlicher Botschaft, die Richtung auf die Burg und Stadt ein. Dort, wo der Bergabhang bis nahe ans Meer herantritt, teilten sie sich; vier der Parlamentäre gingen auf die Stadtmauer zu, die übrigen klimmten den Berg hinan. Erstere waren bis auf 200 Schritte der Mauer nahe gekommen, als ein über sie hingefeuerter Schuß sie zum Stillstehen bewog. Doch erschien von der Stadtseite nicht der erwartete Unterhändler. Von neuem avancierten sie. Von neuem ertönten Schüsse, und über der Mauer legten die Verteidiger auf die Tunesen an. So zogen sich diese resultatlos zurück. Nicht besser ging es den sechs andern. Zwei oder drei derselben hatten sich zu keck der Burg genähert, schweiften herum und suchten in die Stadt einen Einblick zu gewinnen. Man schoß auf sie, und einer stürzte tödlich getroffen nieder. Mit lautem Rachegeschrei eilten alle zurück. Dann gab ein Kanonenschuß des „El Essed" das Signal zum Angriff.

Wie sehr bedauerte der Kommandant der Burg jetzt, wie schon beim

Herannahen der Piratenschiffe, nicht im Besitze von ein paar brauchbaren Kanonen zu sein; die Rohre, welche unter Schlinggewächsen verborgen lagerten, waren gänzlich wertlos, ebenso die kleine Lärmkanone. Nun, mit Gottes Hilfe hoffte er, auch so zu widerstehen, jedenfalls aber sein Leben teuer zu verkaufen.

Abdallah stürmte an der Spitze von etwa 700 Mann am Burgberg vorüber gegen die Stadt; denn zunächst gedachte er den Feind aus der unteren Stadt hinauszuwerfen, dann erst die Burg, wo er die reichste Beute vermutete, zu nehmen. Die Angreifer fanden einen heroischen Widerstand. Wohlgezielte Salven fügten ihnen beträchtlichen Schaden zu, und als sie trotzdem bis zu den Mauern vorgedrungen waren, vermochte ihr grimmiger Angriff nicht, das Hindernis zu überwältigen. Nach kurzem, erbittertem, doch vergeblichem Ringen gingen sie zurück. Abdallah schäumte vor Wut! Von neuem ordnete er seine Scharen, jetzt einen einzigen, den schwächsten Punkt zum Ansturm aller ausersehend. Mit wüstem Geschrei drangen sie vor. Wiederum streckte das Blei der Verteidiger so manchen nieder, ehe es zum Kampfe mit blanker Waffe kam. Wiederum kämpften jene als wahre Helden, dieses Mal unter schwierigeren Umständen und ebenfalls schwere Verluste erleidend. Mit Mühe gelang es ihnen, sich zu halten — abermals wichen die wilden Horden zurück. Mustapha Raïs hatte mit Ingrimm den Verlauf des Angriffs verfolgt. Unerhört, unglaublich schien ihm, was seine Augen sahen. Er ließ frische Truppen landen, setzte sich selbst an die Spitze derselben und feuerte sie in einer kurzen Ansprache durch Verheißung reicher Beute zum nochmaligen Angriff an. Zum drittenmal und in fast verdoppelter Anzahl drangen die Barbaresken vor. Es war unmöglich, ihrer erdrückenden Übermacht stand zu halten. Die tapferen Verteidiger leisteten verzweifelten Widerstand, doch bald ging die vom Podestà ausgegebene Losung durch ihre Reihen, sich kämpfend bis zur Piazza zurückzuziehen. Keiner wandte sich zur Flucht, sondern jeden Fußbreit den nachdringenden Feinden streitig machend, gingen sie bis zum Hauptplatz zurück und setzten sich hier von neuem fest. Zunächst begann nun ein wüstes Plündern des gewonnenen Stadtteils seitens der schon kampfesmüden und mehr beutegierigen Tunesen. Währenddessen atmeten die Bürger ein wenig auf und benutzten die Zeit bis zum voraussichtlich letzten Kampfe, um sich in Eile so gut als möglich zu verbarrikadieren.

Doch Mustapha Raïs hatte anders beschlossen und bemühte sich, den größten Teil seiner Leute vom Plündern abzurufen, was ihm freilich erst gelang, als alle noch vorgefundenen Wertgegenstände fortgeschleppt, der Rest aber zertrümmert und vernichtet war; die Burg sollte nunmehr gestürmt werden; dies geschehen, schien es ein leichtes, den Widerstand der Städter zu besiegen.

Schier unglaublich klingt es, wenn berichtet wird, die Burg von St. Antioco sei erst nach fünfstündigem Kampfe den unzähligen Angreifern erlegen! Weiber, Kinder und Greise nahmen die Muskete zur Hand, um Leben und Freiheit zu verteidigen! Doch nicht die übermenschliche Anstrengung, die verzweifelte Abwehr der Christen vermochte das Ende, den Fall der Burg, abzuwenden: alle 28 Krieger starben den Heldentod, als letzter der brave Kommandant Don Luigi Altamare, von Wunden bedeckt und durch Blutverlust geschwächt, getötet von der Hand des Mustapha Raïs selbst. Als kostbare Beute ließ dieser die schöne Schwester des Kommandanten bewußtlos für sich an Bord bringen.

Die Städter waren indes wenig belästigt worden; aus dem Innern der Insel kamen zahlreiche Trupps wohlbewaffneter Bauern herbei, und allmählich konnte man gegen die Tunesen vorgehen, ja, sie schließlich über die Mauer hinausdrängen. Die frischen Kräfte der Verteidiger, die harten Anstrengungen, die Ermattung und Unlust seiner Truppen ließen den Korsarenadmiral auf einen nochmaligen Angriff gegen die Stadt verzichten, und nachdem er sich mit den Seinen, den Gefangenen und der Beute eingeschifft hatte, lichtete er sofort die Anker, froh, seinen Zweck erreicht zu haben: nicht ohne große Opfer war dies geschehen, denn gegen 200 Gefallene beklagten die Piraten. Ihnen folgte der Fluch der Bedauernswerten, welchen teure Angehörige und Freunde entrissen waren entweder durch den Tod oder — und diese waren noch bemitleidenswerter — als Gefangene, deren das harte Los der Sklaven auf Afrikas Küste wartete.

Am 20. Oktober des Jahres 1815 ging Mustapha Raïs auf der heimischen Reede von La Goletta vor Anker und konnte seinem Herrn im Triumphe 158 neue Sklaven, worunter acht Familienmütter, und eine beträchtliche Beute vorführen: das war das traurige Ergebnis des letzten Piratenzuges der tunesischen Korsaren.

Wenig später donnerten die Kanonen des britischen Admirals Exmouth vor Algier; auch Tunis und Tripolis wurden gedemütigt, und durch den Vertrag vom 8. August 1830 wurde in Tunis durch Sidi Hussein Bey die Sklaverei der Weißen formell aufgehoben; die endgültige Beseitigung der Sklaverei durch Achmed Bey wird seit 1846 datiert.

Eine gemütliche Belagerung.

In der Zeit, da es noch keine Kanonen gab, war für eine wohlbefestigte und mit Lebensmitteln genügend versehene Stadt eine Belagerung noch nicht das Schlimmste, was ihr widerfahren konnte. Besonders gemütlich ging es aber zu bei einer Belagerung, welche die Stadt Magdeburg im Jahre 1314 auszuhalten hatte. Der damalige Erzbischof Burkhard lag schon lange mit der Stadt im Streite. Er hatte Zollstätten errichtet, die den Handel der Stadt beeinträchtigten und die daher von den Bürgern wieder zerstört worden waren, er hatte durch seinen jüngsten Bruder den Magdeburgern mitten im Frieden ihr Vieh von der Weide rauben lassen, er hatte einen Bürger der Stadt widerrechtlich gefangen genommen und nur gegen ein Lösegeld von 200 Mark Silber wieder frei gegeben. Die Geduld der Bürger war zu Ende, und als der Erzbischof 1313 nach längerer Abwesenheit wieder in die Stadt zurückkehrte, wurde er von den Bürgern gefangen genommen. Nach dreiwöchiger Haft erhielt er zwar durch Vermittelung des Markgrafen Waldemar von Brandenburg die Freiheit wieder, aber er mußte schwören, die Bürger wegen seiner Gefangennahme nicht zu belangen und die mit der Stadt geschlossenen Verträge genau zu halten.

Kaum hatte jedoch der Erzbischof die Freiheit wiedererlangt, als er zu den Waffen griff und in Gemeinschaft mit seinen Verbündeten, dem Markgrafen Friedrich von Meißen, dem Herzog Albert von Braunschweig, dem Grafen von Mansfeld und dem Herrn von Querfurt, die Stadt belagerte. Die Bürger, welche ihre Stadt wohl verwahrt und durch die Elbschiffahrt mit Lebensmitteln reichlich versehen wußten, sahen dem Ausgange der Sache ohne große Beklemmung entgegen. Sie vermuteten sehr richtig, daß wohl den Fürsten zuerst die Lebensmittel ausgehen würden; und als einst die Fürsten zu Ottersleben in ziemlich gedrückter Stimmung beisammen saßen und Rat hielten, ob es nicht besser sei, die Belagerung aufzuheben, da trug es nicht gerade zur Verbesserung ihrer Stimmung bei, als Gesandte aus der Stadt vor ihnen erschienen und sie höhnend ersuchten, mit ihrem Abzuge sich nicht zu übereilen. Wenn es den Fürsten und ihren Heeren, so fügten die Gesandten hinzu, an Lebensmitteln gebreche, sei man in der Stadt gern erbötig, solche zum Marktpreise zu liefern, zumal die Geschäfte jetzt in der Stadt ohnedies nicht besonders blühten. Die Fürsten, weit entfernt sich durch solchen Hohn verletzt zu fühlen, nahmen das Anerbieten der Stadt an und bezogen nun von den Bürgern für ihre in der letzten Zeit sehr mäßig ausgestattete Tafel Wein, Fische und allerlei Delikatessen. Als dies vier Wochen so fortgegangen war, wurde den Fürsten die Belagerung immer langweiliger, zumal ihnen das Geld knapper

wurde als den Magdeburgern die Ware. Da kam dem Markgrafen von Meißen, der die Stadt noch nicht kannte, der Wunsch, sich die Stadt einmal besehen zu dürfen. Die Magdeburger gestatteten das gern, und der Markgraf wurde mit der kleinen Anzahl seiner Begleiter, die man ihm mitzubringen gestattet hatte, von den Bürgern wohl empfangen. Selbst den Ehrentrunk reichte man ihm, der doch zur Zeit der Stadt Feind war. Nach den Schilderungen des Erzbischofs hatte der Markgraf geglaubt, in einen halbwüsten Ort zu kommen, und nun fand er bei seinem Umschauen die Stadt in so gutem Verteidigungszustande, das Leben in ihr so regelmäßig, daß es ihm bald unmöglich erschien, die Stadt durch Waffengewalt oder durch Hunger zu bezwingen. Als er wieder ins Lager kam, ließ er die Seinigen satteln und zog mit ihnen ab, indem er meinte, sie würden den Meißner Wein an der Quelle doch noch billiger trinken können. Seinem Beispiele folgten die übrigen Fürsten und Herren, und endlich mußte auch der Erzbischof die Belagerung aufgeben.

Auch das Nachspiel, welches die Belagerung noch hatte, zeigt die damaligen Kriegsverhältnisse in einem eigentümlichen Lichte. Der Stadt hatten die Verteidigungsanstalten und alles, was die Belagerung sonst im Gefolge gehabt hatte, doch gegen 2000 Mark Silber an Unkosten verursacht. Um ihrem Schaden wieder beizukommen, unternahmen die Bürger Streifzüge in die Umgebung und trieben von den Unterthanen des Erzbischofs Kontributionen ein. Als der Erzbischof davon vernahm, untersagte er den Bauern die Ablieferung ihrer an die Stadt zu entrichtenden Kornzinse. Die Bauern wollten aber weder dem Befehle des Erzbischofs ungehorsam sein, noch es mit den Magdeburgern verderben, und so glaubten sie am besten zu thun, wenn sie einen Mittelweg einschlügen. Sie brachten all das aus den einzelnen Ortschaften zu liefernde Getreide nach Ottersleben, wo es auf einer großen Tenne aufgeschüttet wurde, und dann forderten sie die Magdeburger auf, es sich von da selbst abzuholen. Die Magdeburger erschienen mit siebzig Wagen und unter dem Geleite so zahlreicher Bewaffneten, daß der Erzbischof, der nur dreihundert Söldner bei sich hatte, es nicht wagte, sie anzugreifen. Glücklich brachten die Magdeburger ihr Getreide in Sicherheit und glichen so auch die letzten nachteiligen Folgen aus, welche die Belagerung für sie gehabt hatte.





Blätter und Blüten

Band 5.

Verlag von
Louis Lange
Publishing Co.
St. Louis.